Charlotte Stieglitz,

ein

Denkmal.

Berlin,
bei Veit & Comp.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

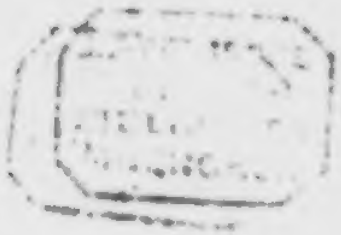
Dieſe Blätter, die als Denkſtein das edelſte Grab bezeichnen, ſollen nur den Freunden gewidmet ſein und der wunderbaren Frau, deren Gedächtniß ſie begehen. Wem ſie wie ein fremdes Buch in die Hände gerathen, ohne daß ſie ihm für ſein Fühlen und Denken etwas bedeuten konnten, der gehe ſtill an ihnen vorüber, wie an einem Monument heiliger Trauer, deſſen Bilder und Inſchriften ihm wenigſtens für unverletzlich gelten. Denn allem literariſchen Urtheilen und Rechten wollen ſich dieſe Mittheilungen und Papiere entziehen, wenn ſchon ſie hier, auf vielfaltiges und achtbares Verlangen, einer größeren Oeffentlichkeit überliefert erſcheinen, als uns anfänglich Wunſch und Abſicht war. Während auf der einen Seite die Verſendung an die Entfernteſten unter den Theilnehmenden durch den Buchhandel ſich erleichtert zeigte, gab es auf der andern um ſo weniger Bedenken, dieſe Form der Verbreitung zu wählen, da in unſerer Zeit und

unter unſerm Volke der beſchränkte Begriff der Oeffentlichkeit immer erweiterter gefaßt werden muß, und es Noth thut, auch das Haus und die Familienzimmer weiter aufzumachen, ſtatt uns und unſere Zuſtände darin zu verſtecken! Und immerhin mag es auch von Innen her ſeine Rechtfertigung haben, daß Charlottens Geſtalt in die Welt trete! Wer gelebt hat, gehört der Welt an. Wenn ein ganzes Volk oft an dem großen Gedanken eines einzigen Menſchen zehrt und ſich entwickelt, kann es auch an einer einzigen ſchönen und bedeutſamen Perſönlichkeit den merkwürdigſten Ausdruck ſeiner allgemeinen Zuſtände individualiſirt finden.

Die Briefe und Tagebuchsblätter der Verſtorbenen ſind mir von Heinrich Stieglitz zur Benutzung nach meinem Urtheil und Plan überliefert worden. Ihre Biographie habe ich zum größten Theil aus Erinnerung früherer Erzählungen, die mir Charlotte ſelbſt von ihrem Leben gemacht, niedergeſchrieben.

Berlin, den 5. Auguſt 1835.

Der Herausgeber.



I.

Sie war ein seltsames Kind. Ein ernsthafteres Mädchen von zwölf Jahren hatte man nie gesehn, und die Mutter, deren Liebling sie war, wußte oft nicht, was sie bald aus dem still sich versenkenden Tiefsinn, bald aus den lebhaften und ungewöhnlichen Charakteräußerungen eines so jungen Kindes machen solle. Keine Anmuth und kein Glück der frühen Jugend blieb bei ihr aus, aber die Lieblichkeit der kindlichen Erscheinung war oft angehaucht wie von dunkler Zukunft, als wenn eine Maienrose sich schon in herbstlichen Träumen wiegt. Den Schwestern und den Brüdern und den Freundinnen war sie liebevoll hingegeben, sie scherzte und spielte sinnreich wie manches andere Kind, doch mitten im lachenden Frohsinn war es plötzlich als besinne sich ihr Herz, daß ihm noch etwas in unendlicher Ferne Verborgenes fehle. Dann wurde sie traurig und still im Kreise der Andern, sie zerfloß in unbegreiflichen Thränen, und fühlte sich doch wieder wohl in diesem geheimen Jugendweh, welches nichts ist als das schmerzende Wachsthum der Seele in den begabtesten Naturen. Dann nahm sie die Mappe unter den Arm, und ging, fromm und klug aussehend in ihrem lieblich gescheitelten Haar, mit beiferten Schritten in die Schule, wo sie sich am meisten befriedigt fand. Denn die junge unklare Sehnsucht der strebenden Kindheit ist anfangs noch glücklich genug, daß sie meint, auf der ämsigen

Schulbank und durch einen geliebten weisen Lehrer lasse sich stillen und befriedigen jener bange Frühlingsdrang, welcher doch tief in ein Unendliches der Welt und Lebensbewegung hinausgreift. Dann wird viel und eifrig gelernt, man hängt andächtig an den Lippen des Lehrers, und bei später Lampe am Abend und frühmorgens mit der Lerche ist der kindlich frohe Fleiß schon geschäftig anzutreffen. So that sie, und Morgen- und Abendröthen zogen schnell vorüber an ihrer ahnungsvollen Lernlust, aber das Leben lag noch wie ein schweres Räthsel auf der schönen Mädchenstirn. Unbewußter Drang einer tiefen Natur nach Poesie, Kunst und allem Höchsten des Daseins drückte wie ein unverstandenes Geheimniß der Zukunft auf ihre Seele, und da streckte sie, in allen diesen starken Gefühlen früh zur Jungfrau reifend, die Arme verlangend nach der Liebe aus, um endlich in dieser die friedengebende Lösung ihrer Herzensräthsel zu finden. Denn was der Fleiß in der Schule nicht erwirbt, was die kargen prosaischen Verhältnisse des Lebens nicht begünstigen, vermittelt sich in der weiblichen Bildung, die auf etwas Außerordentliches sich angewiesen fühlt, am glückbringendsten durch die Liebe, wenn nicht auch hier ein tragisches Geschick unheilvollen Ausgang im Sinne hat.

Am 18. Juni 1806 wurde Charlotte Sophie Willhöft in Hamburg geboren. Doch verlebte sie ihre Kindheit und erste Jugend in Leipzig, wohin der Vater, ein geachteter Kaufmann, der bald darauf starb, seinen Wohnsitz verlegt hatte. Die jüngste Tochter einer blühenden Familie, wurde sie von Allen zärtlich gehegt, und durch Gestaltung der Umstände in den Familienkreis einer ihrer älteren Schwestern aufgenommen, die an demselben Orte glücklich verheirathet war. Das stille, sinnende Mädchen war dadurch in ein regsames geselliges Zusammenleben getreten, wie es sich in einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie in Leipzig in beständig freundlichen und lebenslustigen Formen zu äußern pflegt, aber sie fühlte sich am glücklichsten in der Einsamkeit, wo sie ihren Gedanken nachhängen oder mit ihren Schularbeiten sich beschäftigen konnte. War große Gesellschaft da, so that es ihr wohl,

wenn sie auf ihrem Zimmer verborgen sitzen und schreiben durfte. In ihren Aufsatzbüchern aus ihrem zwölften Jahre, die in den saubern bunten Schulheften hier vor mir liegen, ist schon manche merkwürdige Aeußerung, in welcher ein selbstständig erregtes Gemüth sich verräth, und schon damals behandelte sie ein von dem Lehrer gegebenes Thema zu einer gewöhnlichen Stilübung in einer freien metrischen Form, die bloß aus einer außerordentlich lebhaften Stimmung sich bei ihr erzeugte, und zwar mit so kecken poetischen Ausdrücken und auffallenden Anschauungen, daß der bessernde Lehrer mit seiner rothen Tinte sich oft veranlaßt sah, einen gemäßigten prosaischen Ausdruck darüber zu setzen, dennoch aber am Ende der ersten Herzensergießung des poetischen Kindes sein offizielles: Recht gut! nicht versagen konnte. Sie aber ging den innern Ahnungen ihres Seelenlebens immer tiefer nach, und sah mit ihren großen glänzenden Augen forschend in die Welt hinaus, und sann und sann.

Um diese Zeit begann in ihr eine Richtung, die großen Einfluß hatte auf ihr ganzes damaliges Jugendleben. Ein Lehrer an der Bürgerschule hatte durch seinen Religionsunterricht in den jungen Gemüthern eine Stimmung erweckt, die pietistischer Schwärmerei ziemlich nahe kam, und wenn sie von diesem Manne auch aus einer durchaus wackern und edlen Gesinnung genährt wurde, doch für ein so zartes, alle Flügel ins Leben hinausstreckendes Jugendalter eher lähmend als erweiternd wirken konnte. Charlotte wurde vor allen von dieser der Welt sich gegenüberstellenden Frömmigkeit ergriffen, die dem noch ungeklärten, dunkeln Drang ihres Gemüths in die Tiefe wie ein Auskunftsmittel entgegen zu kommen schien. Dieser Lehrer war ihr der geliebteste unter allen, und sie gab sich ganz an seine Worte und Ansichten hin, und bildete in sich selbst auf ihre Weise, wie sie immer zu thun gewohnt war, diese Inbrunst der religiösen Gefühle noch mächtiger aus. Da verfinsterte sich der Glanz der Jugend, und über den Frühling des holden Mädchenalters spannen sich schwarze Nachtschatten, welche der Blüthe Sonne

und Licht zum Wachſen raubten. Das kleine Mädchen verging in ihrer ſtarken Empfindung, wenn ſie an Gott dachte, und ihre Weltanſchauung zerriß in jene unheilvolle Trennung zwiſchen dem Dieſſeits und Jenſeits, aus welcher der Pietismus ſein ſüßes Gift ſich ſaugt. Wie ein Kind vom Vaterhauſe, ſo träumte ſie vom Jenſeits, nach deſſen ferneblinkenden Sternen ſie verlangte, und unter heißen Thränen hatte ſie wunderbare Gedanken über den Tod und die Zukunft. Sie wünſchte ſich bald zu ſterben, und gerieth in Stimmungen, wo ſich der Drang ihrer bemeiſterte, ſelbſt und freiwillig ein Leben zu enden, das ihr nur als die Schranke einer innigeren Vereinigung mit Gott erſchien. Der ſeelige Pantheismus der Kindheit, der aus der jauchzenden Vogelſtimme über ſeinem Haupte Gott heraushört, der in der bunten Wieſenblume Gott an ſein junges Herz drückt, jene ſpielende Kinderluſt, die göttlich iſt und in der Gott iſt, war ihr genommen worden, und ſie ſenkte bekümmert den Kopf, und ſuchte den Gott, nach dem ſie ſich aus ganzer Seele ſehnte, im jenſeitigen Himmel, an deſſen Saum ſie gedankenvoll und ſchwermüthig die Sonnen-Auf- und Untergänge bis zu ihrer Erlöſung zählte. Und doch war der Gott, der erlöſen kam, nicht jenſeits geblieben, ſondern er war in die Welt getreten, und gern und am liebſten hatte er die fröhlichen Kinder zu ſich kommen laſſen, die ſchon als Kinder das Himmelreich haben. Denn wo kann Gott am unmittelbarſten in die Erſcheinung treten, wenn nicht in der heitern Werdeluſt der Jugend, die, der ewigen Fortentwickelung Bild, unter dem Segen aller guten Geiſter ihr friſches Lockenhaupt in die Woge des Lebens taucht. Gott iſt heiter, darum liebt er die lachenden Kinder, aber das herrliche Mädchen, deſſen tiefes Gemüth nur augenblicklich irregeleitet war, erlebte in dieſen Gefühlen eine Durchgangsperiode, die, nach Ueberwindung und Läuterung der kranken Stoffe, jene feſte und originelle Charakterbildung in ihr vorbereitete, mit welcher ſie nachher als eine ſo liebenswürdige und ſeltene Erſcheinung ins Leben hinaustrat. Damals erſtreckte ſich jedoch der Einfluß dieſer frommen Wirren bis in ihr funfzehntes Jahr, und ſo ſtark

zugleich fühlte sie sich in ihrer Begeisterung für diese Richtung, daß sie es hochherzig unternehmen wollte, jenen Lehrer, der bald darauf durch eine Anklage wegen seiner Lehre zur Niederlegung des Religionsunterrichts an der Bürgerschule genöthigt wurde, gegen eine ganze Welt von Anklägern zu vertheidigen. Sie faßte in der That, mit einer Freundin, den Entschluß, an die Spitze ihrer Mitschülerinnen zu treten, und im Namen derselben ein Schreiben an die Direction der Anstalt zu verfassen, worin um Beibehaltung des geliebten Lehrers gebeten werden sollte. Dieser Plan des entschlossenen Mädchens kam jedoch nicht zur Ausführung. Sie selbst aber war um diese Zeit fast anzusehn wie eine kleine Nonne, so sehr verrieth sich das eigenthümliche Leben ihres Innern auch in den äußern Zügen. Das ausdrucksvoll und lieblich geformte Gesicht nahm durch zu ernstes Sinnen und Versinken getrübte und gedämpfte Farben an, und die sich verlängernde Physiognomie, die in den spätern Jahren zur genialsten Schönheitslinie heraustrat, erhielt, ungeachtet der kecken Formen, die ursprünglich da waren, einen klösterlichen, in Verblühenheit übergehenden Anstrich. So erscheint sie wenigstens noch auf einem jetzt schon halb erloschenen Pastellbilde, das ich neulich von ihr gesehen und das um diese Zeit ihrer frühen religiösen Lebenskämpfe gefertigt sein muß. Und die Ascese, zu der sie sich in ihrer damaligen Stimmung wie von selbst hingetrieben fand, ging durch unwillkürliche Regung ihrer Natur, gewiß nicht durch absichtlichen Vorsatz, sogar auf die Speisen über, von denen sie eine Zeitlang nur die allereinfachsten zu sich nehmen wollte, künstlich bereitete aber, sowie überhaupt Fleischkost ganz verschmähte. Auch war sie nur mit Mühe zu bewegen, einmal ins Theater zu gehn, und jede geräuschvolle Vergnügung, in die sie hineingezogen werden sollte, griff schmerzhaft in das stille dunkle Leben ihrer Träume ein. Der Einfluß ihrer lebensfrohen Schwester Julie Sickmann, deren Familienkreise sie zugesellt worden war, half das vertiefte Kind, das wie ein wunderbarer Nachtschmetterling mehr über der Erde schwebte als auf ihr verweilte, noch nicht ganz zer-

freuen, und zum schönsten Lebensgenuß von der Natur geschaffen, wollte sie durchaus schon mit der unschuldigen Lilienhand des Kindes den geheimnißvollen Schleier des Todes lüften.

Unterdeß war leise der Schwan in ihrer Brust erwacht, der zu froheren Lebensmelodieen allmählig die Seele stimmte. Musik und Gesang, wozu sie schon früh außerordentliche Anlagen gezeigt, kamen lösend und befreiend über ihr beklommenes Herz. Ihrem musikalischen Talent wurde jetzt eine sorgfältige Ausbildung gewidmet, und wenn sie als Kind schon im unbewußten Hinsummen mancher Melodie eine auffallend schöne Stimme hören ließ, so wurde ihr der Gesang nun ein neues Organ der Seele, um alles tief in ihr Verborgene in Tönen auszusprechen und hinzugeben. Die unverstandene Metaphysik des Lebens setzte sich ihr in lindernde Klänge um, die angestreifte Nachtseite des Daseins tönte sich in versöhnenden Weisen auf ihrer Lippe aus, und diese musikalische Begeisterung, von der man sie so wunderbar ergriffen, ja hingerissen sah, war der erste Frühlingsbote ihrer Liebe, welche bald darauf das Befreiungswerk des Mädchenherzens vollenden half. Sie war schon damals wie eine Dichterin in ihrem Gesange, und schwermüthig schöne Lieder am meisten liebend, wollte sie in Allem, was sie sang, nur sich und ihre Gefühle herausſingen. So machte sie im Singen eigentlich lyrische Gedichte, und darum konnte sie bald weinen, bald mit ihren dunkelleuchtenden Augen lächeln, wenn sie am Klavier saß und in die Melodieen eines großen Meisters sich verlor. Denn sie sang bald das Schwerste mit einer außerordentlichen Sicherheit ihrer umfangreichen Stimme, und eine ungewöhnlich reife Einsicht in die Bedeutung jeder Tonschöpfung verrieth sich in der eigenthümlichen Manier, zu der ihr Vortrag sich ausbildete. Nun verschmolz auch die dunkle Frömmigkeit ihres Wesens in eine fröhlichere Andacht, und mit der Kunst war ein schönes Stück Welt in ihr Herz gekommen. Sie begann die Allgegenwart Gottes an jeder blühenden Erdenstelle zu empfinden, und schaute heiterer hinaus in die unendliche Ferne, an der sie sonst

mit Thränen gehangen hatte. Obwohl noch oft tiefen Religionsanſchauungen hingegeben, die ſich bald zur ächteſten Religioſität läuterten und als ſolche durch das ganze Leben ihr treu verblieben, machte ſich doch jetzt auch aller Zauber der ununterdrückbaren Jugend an ihrer Erſcheinung geltend. Sie ging ins ſechszehnte Jahr, und ſtand plötzlich als eine holde ſeelenvolle Geſtalt da, die Niemand ohne freudige Rührung betrachten konnte. Sie war geſund, friſch, freundlich und beherzt geworden, und wenn ihr tiefſinniger Ernſt ſie manchmal wieder umſchattete, contraſtirte damit lieblich der Scherz andrer muthwilliger Stunden, wo ſie ſich ganz der Heiterkeit überließ und die originellſten Einfälle haben konnte. Ihr Leben trat in ſeine köſtlichſte Blüthe. Sie liebte.

Im Jahre 1822 ſtudirte Heinrich Stieglitz in Leipzig. Die demagogiſchen Wirren der damaligen Zeit hatten ihn in Göttingen ſchuldlos genug in einige flüchtige Unterſuchungen verwickelt, zu denen er, nach ſeiner ganzen Art und Weiſe zu ſein, auf die unbefangenſte und unbewußteſte Weiſe gekommen war. Er war nach Leipzig gegangen, um dort in der Stille fleißig weiterzuſtudiren. Mit der weißen Burſchenmütze auf dem Kopf, und von verwegenem leidenſchaftlichem Ausſehn, hatte er doch niemals etwas Staatsgefährliches im Sinne, er trieb ſeine Philologie und machte die erſten Streifzüge auf dem Felde der Muſen. So wurde er, ein durch manche Seltſamkeiten anziehender poetiſcher Jüngling, eines Tages von Charlottens Bruder, deſſen Bekanntſchaft er gemacht, in das blaue Häuschen im Reichelſchen Garten eingeführt, welches die Sickmann'ſche Familie bewohnte. Die erſte, die ihm in ihrer freundlichen Anmuth entgegentrat und ihn begrüßte, war Charlotte. Ungeachtet großer und innerer Verſchiedenheiten in den Charakteren waren doch bei beiden viele gemeinſame Anknüpfungspuncte da und es entſpann ſich zwiſchen ihnen ein Umgang, der anfangs den allerkindlichſten Anſtrich hatte und im Sichnennen und Sichbegegnen die Weiſe von Bruder

und Schweſter annahm. Sie ſahen ſich öfter, und hatten religiöſe Geſpräche mit einander, der erſte Seelenaustauſch ihrer Liebe. So ſaßen ſie oft noch ſpät Abends im Garten in der Laube, und während Mond und Abendſtern über ihren Häuptern andere Liebende zu romantiſchen Stimmungen bewegten, theilten ſie ſich ihre Gefühle über die Bergpredigt mit, in der ſich ihre andächtige Sympathie begegnete. Und die wackere treffliche Mutter hörte zu und ſprach mit, und begünſtigte das reine junge Glück zweier Gemüther, denen es kaum noch bewußt war, daß ſie einander angehörten. Heinrich Stieglitz, in ſich ſelbſt und ſeine dichteriſchen Gefühle verloren und früh zu einer idealiſtiſch ſchwärmenden Richtung geneigt, dachte noch an keine eigentliche Liebe und ihm war es ſeinerſeits vollkommener Ernſt mit dem ſchweſterlichen Verhältniß, das ſich im unbefangenſten Gedankenſpiel angeknüpft hatte. Anders mag es ſich ſchon gleich im Beginn dieſer Bekanntſchaft in dem tieffühlenden Mädchen geregt haben, deſſen ganzes Weſen gezeitigter war, und die dem ſchönen Naturdrange des Weibes, ihr Herz mit allen ſeinen verborgenen Knospen und Keimen hingebend zu erſchließen, durch keine Unnatur in der Gefühlsrichtung entwöhnt war. So ſchrieb ſie damals, nach einem ſolchen Abende vertraulichen Beiſammenſeins, auf einem halb zerriſſenen Blättchen folgende Zeilen nieder, die ihre geheimſte Stimmung merkwürdig ausdrücken, und ſchon in dem ſechzehnjährigen Mädchen die Geſinnung einer ſich aufopfernden Liebe anklingen, welche ſpäter ihr Lebenssymbol wurde:

„Nichts wollen, nichts wiſſen, nichts wünſchen, als Lieben; ſich ſelbſt vergeſſen im Glück des geliebten Weſens, ohne Erwiederung zu hoffen oder zu wünſchen, ſtellt uns den Engeln gleich, iſt Vorgefühl himmliſchen Glücks! So lehrteſt du mich, meine Mutter! Warum bin ich denn nicht glücklich? Warum treibt unwillkürliche Unruhe mich raſtlos umher? Warum beklemmt meine Bruſt ein Wünſchen, ein etwas Erwarten von der nächſten Minute, für das ich ſogar nicht einen Namen habe? Könnte ich nur einmal recht Großes, recht Schweres für ihn vollbrin-

bringen, ohne daß er ahndete, von wo es ausginge! Könnte ich ungesehn von ihm ein trübes Geschick, ein großes Unheil von seinem geliebten Haupte auf das meinige lenken, und dann in mich geschmiegt und still aus meinem Dunkel hinauf zu ihm blicken und mich in seinem freudigen Lächeln sonnen! Dann, dünkt mich, wäre ich ruhig und glücklich für mein ganzes übriges Leben. —

Der Abend war einer der schönsten meines Lebens. Sein Andenken wird mir wie ein strahlender Stern künftig durch meine Seele gehn! — —

Es wird stille in mir" — —

Jetzt begann eine glückliche Zeit. Der Gedanke, eine Dichterbraut zu sein, erfüllte und begeisterte das unbewußt nach Poesie ringende Mädchen ganz und gar. Der Frauen Schicksal ist es, und nicht immer zu ihrem Heil, daß sie statt des Allgemeinen an das Individuelle, statt der Idee an die einzelne Erscheinung, vom Leben gefesselt werden. So wurde Charlotten statt der Poesie, zu der ihr ganzes Wesen als zu seiner Polhöhe fast gewaltsam hinstrebte, ein Poet zugetheilt. Die Kraft der Dichtung, die ihr aus den wunderbar schönen Augen blitzte, die ihr schon das Kinderherz mit großen dunkeln Ahnungen schwer gemacht, ging auf Einmal ächt weiblich in die Liebe zu einem Dichter über. Die Idee wird dem Weibe zur Person, und darum liebt sie inniger und gewaltiger, als je ein Mann es vermag. Sie ist es, die am meisten und am stärksten liebt, denn sie liebt in der Gestalt, an die sie sich hingiebt, eine Idee ihres Lebens, welche sie nur in dieser Gestalt naturgemäß befriedigen kann. Der Drang zu den Wissenschaften, zu den Künsten, zu den freien Bewegungen des öffentlichen Lebens, wenn ihm zu entsprechen durch die Umstände oder die sociale Gesittung versagt ist, setzt sich in der Mädchenbrust in die Liebe zu einem Gelehrten, zu einem Künstler, zu einem Helden um. Die Bewegung im Staat, der Sieg in der Schlacht, das Geheimniß in der Entstehung des Kunstwerks, und der Trieb der Forschung in ehrwürdigen alten Büchern, hängt sich mit dem Reiz,

der auch in der weiblichen Natur danach entsteht, faſt ſchmerzlich innig an irgend einem liebenswerthen Gegenſtand, an dem jener Glanz und Inhalt des Lebens zur Erſcheinung kommt. Daher die beſondere Zuneigung zu dem Tanze bei allen Frauen. Wenn Eine von ſolcher Sinnesart erfüllt und hingenommen ſchien, ſo war es Charlotte. Sie hatte ein von eigenſter Poeſie erfülltes Herz, die wie ein unklares tiefſinniges Märchen auf Löſung und Losbildung durch eine leitende Hand in ihr harrte, und der Drang der Dichterin ging auf in der Liebe zu einem Dichter. Sie liebte die Poeſie in ihrem Dichter, den ſie ſich erkoren hatte, und hing ſich daher mit der Macht ihrer ganzen Seele, als gelte es die Rettung ihres Lebens, an ihn. Glühender, zärtlicher, aufgehender hat nie ein Mädchen geliebt, und die Briefe, die ſie ihm als Braut geſchrieben, eine zahlreiche Reihe, athmen die ſüße Leidenſchaft einer von den reinſten Gedanken durchflammten Seele aus. Sie hatte, in ihrer von jeher übergroßen Selbſtverläugnung, eine ſolche Verehrung für ihn, weil er ein Dichter war, daß ſie ſich oft ſeiner nicht ganz würdig, oder vielmehr durch ſeine Liebe beſonders geehrt achten wollte. Dann pflegte ſie wohl am Schluß ihrer Briefe hinzuzufügen, ſie ſei nur ein ſimples Mädchen, oder er möge vorlieb nehmen mit eines nur häuslichen Mädchens Liebe. Ein ſolches Geſchöpf in ſeiner ganzen wunderbaren Weſenheit an ſich zu ketten und noch mehr an ſich zu entwickeln, welch' ein unendliches Glück, das ſelten geboten und noch ſeltener zu üben verſtanden wird!

Sie war in der That ganz glücklich. Die frühen Gewitter ihrer jungen Seele verrauſchten immer mehr in die Ferne und der Reichthum des innern Lebens ſchoß nur freudiger und größer danach auf. Sie begann ſogar an den wirthſchaftlichen Angelegenheiten ein lebhaftes Intereſſe zu nehmen, und widmete ſich mit Eifer und Luſt den Beſorgungen und Pflichten des Hauſes, worin ſie es bis zu einer ausgezeichneten Gewandtheit brachte. Gleichwohl waren ihr ſchon damals die bloß häuslichen und wirthſchaftlichen Geſpräche der Frauen ſehr zuwider, und ſie beklagte ſich darüber oft.

Sie ſelbſt, nachdem ſie bis zehn Uhr des Abends den häuslichen Pflichten, die beſonders bei einer Krankheit ihrer Schweſter ſchwer auf ihr laſteten, obgelegen, ging auf ihr Kämmerlein, und las noch bis zwölf, oft bis ein Uhr in einem ihr zuſagenden Buche, oder übte ihren fromm durch die Nacht ertönenden Geſang. Auch im äußern Umgange mit den Andern erſchien ſie heitrer, und nahm, anmuthiger Mädchennatur in nichts nachſtehend, mehr als je Gefallen daran, ſich zierlich und ſorgfältig gekleidet und geſchmückt zu zeigen, um dem Dichter ihrer Liebe Ehre zu machen und als ſeine Braut auch von den Uebrigen nicht übel befunden zu werden. Und dann, obgleich ſie nichts weiter wollte und ſtrebte, als ein gutes, liebendes, pflichtgetreues Mädchen zu ſein, klopfte doch unvermerkt wieder der Genius der Poeſie an ihr Herz, und wollte ſie locken, aus dem beſtändigen Dichten ihrer Gefühle ſelbſt Gedichte zu ſchaffen. So ſchrieb ſie um dieſe Zeit einmal folgende Strophen nieder, die wahrſcheinlich nach einem Geſpräch mit Stieglitz entſtanden ſind:

Vergeltung.

Meine Schweſtern reden bedächtig
Von meiner Liebe viel,
Die Lieb' aber iſt eigen mächtig,
Sie kennt ihr eigen Ziel.

Sie denken, ich wär' die Kleine;
Das iſt der Kleinen Loos;
Ich denke mich die Deine
Und fühle mich rieſengroß.

Nun hör' ich Dich auch ſprechen
Zu ihnen, wie mir Du geſinnt;
Will zeigen, durch Lieb'? — nein, durch Rächen,
Daß Liebe gereift das Kind!

Du ſiehſt mich an verlangend,
Ich wende mich ab von Dir —
„Den Blick, ſonſt an mir hangend,
Was zieht ihn ab von mir?

Wo iſt des ſüßen Bebens,
Verſchloſſner Liebe Wort?
Hat es der Rauſch des Lebens
Geriſſen mit ſich fort?

Sag an, Du liebe, Süße,
Einſt warſt Du mir wohl gut?
Jetzt ſcheint's, wenn ich Dich grüße,
Du fühlſt's mit leichtem Muth.

O glaube mir, Du Eine,
Die ich erkoren früh,
Wirſt Du nicht einſt die Meine,
Eine Andre wird es nie!'" —

„„Wohl will ich werden die Deine
Mit meiner ganzen Seel,
Doch will ich auch sein die Eine,
Vor der Du habest kein Hehl.

Und ob Du mich viel gekränket,
Jetzt will ich verzeihen Dir;
Doch sieh, wie die Sonne sich senket,
Wir müssen eiligst von hier.

Die Schwestern, sie werden uns suchen,
Und wahrlich sie kommen schon;
Schnell spreich mir von dunkeln Buchen
Und ihrer Schattenkron.

Denn ein Geheimnis kettet
Manch süßen Augenblick;
Und daß ich's uns gerettet,
Dankst Du's nicht dem Geschick?"" —

„O Holde, daß die Stunde
So früh ich erkaufen mußt,
Zu hören aus Deinem Munde,
Was Dein Mund nur gewußt!

Laß eilen mich jetzt von hinnen,
Laß ungesehn mich gehn,
Ich weiß nicht was ersinnen,
Sie wurden es doch verstehn.

Du blickst mich an süß spöttisch —
Bist mir doch treu gesinnt! —
Ich liebe Dich abgöttisch,
Du liebes reifes Kind!"

II.

In ihrem Glücklichſein lag jedoch oft wieder etwas Leidenſchaftliches, eine gewiſſe glühende Haſt und am Herzen zehrende Begeiſterung, die beſorgt machen und das befeſtigte harmoniſche Gleichgewicht ihres Weſens bezweifeln laſſen konnte. Die beiden Liebenden ſahen ſich eigentlich ſehr wenig, und der meiſte gegenſeitige Verkehr wurde in Briefen gepflogen, da Heinrich Stieglitz bald nach Anknüpfung dieſes Verhältniſſes ſich nach Berlin begab, um dort ſeine Studien fortzuſetzen. So wurde ihr Umgang durch die Entfernung zu einem immer mehr ſich vergeiſtigenden Herüber- und Hinüberleben, das nach ihrem eigenthümlichen und hierin einander ſehr verwandten Naturell leicht in allzu idealiſtiſche Schwärmereien ſich verkehrte. Bei ihr ſtrebte jedoch ſtets ein ächt weiblicher Charakter danach, der natürlichen Seite die Oberhand zu gewinnen, während bei einem ſo jungen und heftig in ſich ſelbſt ringenden Dichter, wie Heinrich Stieglitz, das ſich ganz hingebende Untertauchen in die Bilderwelt des Orients jene vor allen ſcharfen Realitäten der Welt ſich zurückziehende Lebensanſicht nährte. Obwohl ſie öfter hätten zuſammen kommen können, bei den für raſtloſe Liebe ſo geringen Poſtmeilen zwiſchen Berlin und Leipzig, ſetzten ſie ſich doch oft, theils aus einem gewiſſen übergeiſtigen Reiz an der Trennung, theils auch durch mancherlei Unvermeidliches und Störendes in den bürgerlichen Verhältniſſen dazu beſtimmt, lange Jahresfriſten, in-

nerhalb welcher ſie ſich nicht ſehen wollten, und dieſe idealen Faſten wurden meiſtentheils Niemanden ſchwerer zu tragen, als dem lieben Mädchen, das noch kaum gewohnt worden war, ſich an goldenen Feſttagen des Daſeins zu berauſchen. In ihren Briefen greift oft die ungeduldige Sehnſucht brennend in die Ferne, und möchte Thor und Riegel des Herzens ſprengen. Mit überſtrömenden Worten ſtreut ſie die Gluth ihrer zartlichen Gefühle, ihrer innerſten Bekenntniſſe, auf das Papier, in der drängenden Haſt, ſich auszuſprechen, faſt ohne alle Schreibart und zuſammenhängende Darſtellung, nur die entfeſſelte Pſyche in unruhig wogenden Andeutungen ausflattern laſſend. Deshalb iſt aus dieſen merkwürdigen Brautbriefen, wie aus einem nur in Gedanken, nicht in Worten geführten Selbſtgeſpräch, ſo Weniges mittheilbar, und doch ſo Vieles den ſchönſten und wunderbarſten Charakter bezeichnend.

Während ihrer Trennung von Stieglitz wurde ſie wieder ſehr ungeſellſchaftlich. Sie wollte ohne ihn auf keinen Ball, in keinen größeren Zirkel, und nahm nur unfreiwillig an allem Vergnügen des bunten Außenlebens Theil. Schreibend klagt ſie es oft mit komiſcher Naivetät, wenn ſie einmal in die junge luſtige Welt ihrer Altersgenoſſen hinausgeſtoßen worden, und ihr die Situation einen gefallſamen Partner zugeführt, von dem ſie ſich am Ende nach Hauſe führen laſſen muß. Sie iſt ſtumm gegen die galanten Leipziger Jünglinge, und ſchützt Kopfſchmerzen vor, um nichts Triviales ſprechen zu dürfen. Denn bei dem ſcharfen durchſchauenden Urtheil, mit dem ſie ſchon früh Charaktere und Perſönlichkeiten ihrer Umgebung angeſehen, und bei ihrem überlegenen Geiſt, der ſich nie mit angenehmen Oberflächen der Erſcheinung begnügen mochte, war ihr ſelten Einer nach ihrem Sinn. Ihre Natur trieb ſich immer und ausſchließlich auf die eine äußerſte Polhöhe hinauf, wo ſie ganz und aus tiefſtem Innern Liebe und Seele ſein konnte. Was am Rande des Lebens liegt, manches gefällige Blümchen des Augenblicks, das ſie hätte heiter zerſtreuen können, wurde von ihr meiſt nicht des Aufhebens werth geachtet. Darum flüchtete ſie ſich ſogleich in ihre ſtillen Gedanken, wo

es nichts Zerſtückeltes für ſie gab, ſondern nur die Einheit ihrer Liebe und ihrer Seele, aus der ſie das vor den Andern ſorgfältig gehütete Geheimniß ihres Glückes aufbaute. Und eine natürliche Schüchternheit kam hinzu, um ſie in den geſellſchaftlichen Kreiſen ſtill zu machen. Aber wenn ſie in ſich gekehrt lange geſchwiegen, überraſchte ſie plötzlich durch den hellen, klaren, vollen Glockenton ihrer Stimme, die zum Klavier ertönen zu laſſen ſie aufgefordert wurde. Dann ſchwang ſie ſich muthig und wie mit Geiſterflügeln auf, und bei jeder bedeutſamen Stelle an ihre Liebe denkend, vergaß ſie Alles rings um ſich her, und hauchte und flötete auf Einmal die ganze ſtille Poeſie ihres Herzens in ihrem Singen aus. Ihr Geſangtalent war ſo ausgezeichnet und umfangsreich gebildet, daß ſie um dieſe Zeit mehreremal veranlaßt wurde, bei öffentlichen Muſikaufführungen in der Kirche, die ein Muſikverein, deſſen Mitglied ſie geworden war, veranſtaltete, die Solopartieen zu übernehmen. So hörte man ſie in der Thomaskirche den Engel Gabriel in Haydn's Jahreszeiten auf eine in Erſtaunen ſetzende Weiſe ſingen. Sie ſelbſt ſchreibt davon in einem hier vor mir liegenden Briefe, wie ſie ihre große Schüchternheit, ſich in der mit Menſchen überfüllten Kirche hören zu laſſen, nur wieder durch die Gedanken an ihre Liebe und den Gegenſtand derſelben, mit denen ſie ſich an die Töne hingab, beſiegen konnte. Dann floſſen die Melodieen mit einer unendlichen Kraft und Gewalt wie unmittelbar aus der Seele, in ihrer Begeiſterung lächelte ſie bald, bald wurde ſie ernſt, wie es der Sinn verlangte, ſie verfehlte keine Modulation und beherrſchte mit Sicherheit jeden Ton, jeden Ausdruck. Dieſe holde Jugend, dieſe Seele und dieſe Begeiſterung brachten einen ungewöhnlichen Eindruck bei den Zuhörern hervor. Und nachher trat ſie, blaß, aber mit ſeligen, freundlichen Blicken, unter ihre Verwandten und Freunde, die erſtaunt ahnten, was ſie an dieſem Kind beſaßen.

Eine ernſthafte Beſchäftigung erwuchs ihr an den Gedichten ihres Geliebten, die ihr regelmäßig und in reichlicher Fülle von Berlin aus eingeſandt wurden. Heinrich Stieglitz feierte damals mit vieler Blütbenüberſchwänglichkeit

keit ſeinen lyriſchen Vorfrühling. Und Charlotte, man kann ſich denken mit welchem mädchenhaften Behagen, machte daran die erſten Vorſtudien zur Führung der künftigen Dichterwirthſchaft, und richtete ſich allmählig in Gedanken als Poetenhausfrau ein. Sie ſchrieb die Gedichte ab, machte Bemerkungen und Verbeſſerungsvorſchläge dazu, und traf ſelbſt oft die einſichtigſten Aenderungen. Auch der hochbegabteſte Frauengeiſt beugt ſeine originale Kraft am Ende gern in irgend ein ſecundaires Verhältniß hinab, und der Trieb demüthigen Dienens bei aller Luſt des Herrſchens, welcher Gegenſatz die ächteſte Bewegung aller Weiblichkeit bildet, gewährt ihnen jene traulich waltende Befriedigung, in der ſie ſich meiſtentheils mit der ſocialen Umgränztheit ihres Berufs verſöhnen. Aber Charlotte, ſich verlierend an das Leben und Werden des Andern, lernte damals viel an der kritiſch verliebten Beſchäftigung mit dieſen Gedichten, wie ſehr ſie auch noch dem erſten Jugendſchauer klangluſtiger Lyrik angehören mochten. Das einzelne Gedicht, wie ein einzelnes Ereigniß, verſchwindet in der ſchönen Verzauberung dieſer Jahre noch vor dem allgemeinen Begriff der Poeſie, mit dem die unendliche Sehnſucht des Herzens herüber und hinüber ſpielt. Für dieſen Wiederhall in der Seele iſt jeder muſicirende Klang ſchon die Poeſie, wie im Frühling jede anſchießende Blüthe der Frühling iſt, und ſolche Magie des trunkenen Urtheils, welche das Einzelne immer durch das Allgemeine ſich verſchönt und verklärt, welche den realen Werth durch die ideale Beziehung ſich erſetzt, im Gedicht die Poeſie und im Geſchöpf die Schöpfung anbetet, verbleibt manchen Naturen, die nie zu einer feſten ſtahlernen Wirklichkeit der Weltanſchauung gelangen, andauernd für das ganze Leben. Niemand hatte jedoch im Grunde ein ſchärferes und durchdringenderes Urtheil für poetiſche Leiſtung, als Charlotte, beſonders da, wo ſie ſich dieſelbe objectiv zu machen im Stande war. Schon die junge Kritik im Brautſtande nahm mitunter ſtrenge und polemiſche Wendungen an, und als ihr Stieglitz, der in Berlin an die Hegelſche Philoſophie gekommen war, eine Zeitlang Gedichte ſandte, in die mancher dunkle Gedankenſchatten

aus den Sätzen des abſoluten Syſtems übergegangen ſein mochte, ſchreibt ſie ihm kurz, er möchte dergleichen Gedichte künftig lieber lateiniſch oder griechiſch dichten, damit ſie nicht in die Verſuchung der Lectüre gerathe. Auch bis ins Einzelne hinein giebt ſie ihm oft treffend zergliedernde Urtheilungen, an denen ſie ſich ſelbſt entwickelt, und die auf den Andern unabweislich wirken. So war eine fruchtbare Gegenſeitigkeit des Verhältniſſes vorhanden, die auf ein geiſtiges Werden und Fortſchreiten ſich ſtützte, ohne durch perſönlichen Umgang ein näheres Sichkennen und Sicherproben auch in bloß menſchlichen Berührungen und Bewegungen zu gewähren. Für die Bildung des Mädchens war es vortheilhaft, und ſie erweiterte den Kreis ihrer Beziehungen zu einer Umfänglichkeit, zu der es ihr vielleicht ſonſt in ihrer Umgebung an Raum gefehlt hätte. Sie lieſt ſogar Manches von den Alten und ſchreibt ſich über die friſche Natureinfalt Homeriſcher Darſtellung hübſche Bemerkungen nieder.

Unter den Geſtalten in ihrer Nähe kann hier Ernſt Groſſe nicht unerwähnt bleiben, mit dem in Gemeinſchaft ſie häufig die Gedichte ihres Bräutigams durchzuſehen und die erforderlich ſcheinenden Correcturen zu beſprechen pflegte. Damals ſeine künftige Richtung, die dieſer unglückliche Mann einſchlagen, noch nicht ahnend, war Groſſe vielmehr von einem ſehr ernſten und tüchtigen Streben für alles Edle, Gute und Poetiſche erfüllt, und weil ſelbſt Poet, war er noch der Einzige, mit dem ſich die nur an Dichtern Gefallen findende Charlotte gern über ihr Liebſtes unterhielt. Nur verlor ſich bald auch dieſe Anknüpfung durch die zunehmenden unglücklichen Verhältniſſe, in denen Groſſe lebte, welche ſein Streben brachen, und ihn immer tiefer in äußerliche und innerliche Zerrüttung ſtürzten. Für den innigeren Umgang mit Altersgenoſſen hatte Charlotte in Leipzig ſonſt nur noch eine Freundin, Thereſe D., mit der ſie noch von der Schule her im vertrauten und liebenden Einverſtändniß lebte. Dies Verhältniß blieb ihr lieb und theuer, trotz dem wandelbaren Schickſal aller Mädchenfreundſchaften, die als Nebeneinan-

derſelben zweier gleichartiger Relativitäten zu wenig Reiz der Ergänzung in ſich beſitzen, bis es endlich durch Charlottens nun bald erfolgende Verheirathung in den Hintergrund trat.

Indeß eilten die Tage hin, die Myrte grünte und das ſchöne Mädchen lächelte ſinnig in die Zukunft hinein. Kleine Reiſen in die Nähe und in die Ferne kamen dazu, um das ungeduldige Jugendleben bunter und mannigfacher auszumalen, und eine Begegnung mit Jean Paul in Dresden, der großes Intereſſe an ihrer Erſcheinung nahm, verſchaffte ihr die erſte Gelegenheit, einen jener Unſterblichen von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen und zu ſprechen, wonach Charlotte in ihrer unendlichen Dichterehrfurcht ſo oft ſich geſehnt hatte. Dann traf ſie der Tod ihrer in jungen Jahren hinſcheidenden Schweſter Julie, an deren Krankenbett ſie pflegend und ſorgend Tage und Nächte durchwachte, und bald darauf ſtarb in Charlottens Armen auch das Kind derſelben, das ihrer Pflege hinterlaſſen worden war, unter heftigen Schmerzen. Dieſe tief erſchütternden Eindrücke ließen, wie es ſo oft in ihr kam, alte Wunden in ihrer Lebensanſicht wieder aufbrechen, und auch von Außen her entſtand jetzt ein Gedränge um ſie in den nächſten Verhältniſſen, an die ſie gewieſen war. Das liebe Kind ſtand wieder mit ihren ſchmerzlich glänzenden Blicken der Welt gegenüber. Ihr Schwager, deſſen Familie ſie bis dahin angehört hatte, ſchritt zu einer neuen Vermählung, und Stieglitz ſelbſt fühlte ſein Verlangen nur geſteigert, die Geliebte, zu deren köſtlichſtem Beſitz er unter Hunderttauſenden auserwählt ſein ſollte, endlich als die Seinige heimzuführen. Im wackern Eifer zeigte er ſich doppelt bemüht, eine genügende amtliche Stellung zu erwerben, ſollte ſie auch fürerſt mit ſeinen eigenſten innern Anſprüchen eher im Widerſpruch, als im Einklang ſtehen. Andere Heirathsanträge nicht unbedeutender Art, die Charlotte erhalten hatte, waren nach jeder Seite von ihr ausgeſchlagen worden.

Und nun hatte ſie ſchon lange heimlich der Gedanke gequält, daß Heinrich Stieglitz durch das Verhältniß zu ihr ſich zu früh zu einem mechaniſchen Amt nöthigen laſſe, und dadurch Schaden nehmen könne an ſeiner eigenſten freien Ausbildung, die ihr ſelbſt als ein höchſtes Ideal und als liebſter Stern auch ihres Lebens vorſchwebte. War doch ihre Liebe ſchon von Anfang her an der für ein Kinderherz übergroßen und überreifen Idee aufgewachſen, daß ſie ihr Ich ganz hingeben müſſe an den geliebten Gegenſtand, der ihr gewiſſermaßen das ſie auflöſende Allgemeine ihres Lebens war. So ſtand ihr die Idee, daß die Liebe das höchſte Opfer ſei und als ſolches ſich am ächteſten bethätige, immer gegenwärtig, ja reizend vor Augen, und ſie faßte den Entſchluß, ſich ihm jetzt durch den Tod zu entziehn, um ihn als einen Freibleibenden vor jenen geiſt- und krafttödtenden bürgerlichen Banden zu bewahren, in denen er ſich ſchon feſtſetzen wollte und mußte. Durch den Tod wollte ſie ſich ihm entziehn, deſſen dunkle ſanfte Ruhegeſtalt ſie ſchon als Kind liebgewonnen hatte, und an dem ſie die ſüße Befriedigung der tiefſten Geheimniſſe ſich erahnete. War ihr Jüngling nur glücklich, war er nur nicht an eine Büreaugaleere der armſeeligen ſocialen Nothwendigkeit geſchmiedet, konnte er nur frei flattern wie ein Vogel und frei ſingen wie ein junger Muſengott, ſo ließ ſie ſich, in ihren beiſpiellos großartigen Gedanken, gern für ihn ſterben und ſchwebte lächelnd davon auf Engelflügeln der ſich opfernden Liebe. Was ging an ihr verloren, da ſie, in ihrer religiöſen Anſchauungsſtärke, das ewige Leben gewinnen wollte? Ihr altes Heimweh erleichterte ihr den Entſchluß. Sie wollte Ottiliens Tod in den Wahlverwandſchaften wählen und nahm keine Speiſe zu ſich. Sie wollte den Verſuch machen im Bade zu bleiben. Aber da ergriff ſie eine heftige Krankheit, durch welche die natürlichen Anforderungen des Lebenstriebes wieder aufgeweckt wurden, und die glückliche Geneſung aus dieſer Kriſis ließ ihr in einem verſöhnlicheren Lichte erſcheinen, was ſie bis dahin ſo tief getrübt hatte. Dieſe Momente ihres Lebens ſind dunkel und ſie ſprach nur wenig davon in ſpätern Jahren.

Aber aus dem früheſten Jugendleben ragt oft ein abgeriſſener Gedanke in das ganze übrige Leben hinüber, und wird, lange als abgethane Meinung in das Grab des Herzens verſchloſſen, endlich wie vom Schickſal ſelbſt wieder aufgenommen.

Genug, jener Tag, wo die Beiden gegen alles Nein des Daſeins durch ein hoffnungsreiches Ja ſich verbünden und aneinander ſchlieſſen wollten, war herangekommen. Jener Feentag, wo die raſtloſe Aurora ſelber den Morgenanbruch kaum erwarten kann, und wo der Menſch etwas Voraus hat vor ſeinen übrigen Tagen, weil ſich an dieſem alles Lebensweh und alle Lebensluſt in den einen bangen Blütenpunkt zuſammendrängen. Jener langerſehnte Tag des Zaubers, wo die leiſeſten Märchen des Herzens zur Wirklichkeit werden ſollen, vor der ſie bald darauf ſo oft verſteinern und vernüchtern. Herrliches Mädchen, wieviel hatteſt Du gedacht und geträumt, gelitten und gerungen, geweint und gelächelt, bis dieſer Tag Dir den Kranz bringen wollte! Und nun ſtehſt Du ernſtſinnend in Deinem Glück, als die verhängnißvolle Stunde ſchlägt. Keuſch und rein wie das Schneelicht des Mondes, empfänglich und klangvoll wie ein morgenrother Memnon, ſchüchtern und duftig wie die Nachtviole, ein wunderbares Gedankenbild, vom Schmelz der ſüßeſten Jugend verſchönt, gehörſt Du, die ſich Götter geraubt haben würden, einem Dichter, der ſolches Gut wohl ſich zu eigen machen darf. Was war nicht Alles in Deiner glühenden Phantaſie, die Dich immer zum Poeten machen wollte, vorgegangen in Erwartung dieſes Tages, und die ächt und uncultartet in Dir gebliebene Natur durfte ſich in der geheimſten Zelle des jungfräulichen Herzens keiner ahnungsvollen Liebesſchwärmerei ſchämen! Und Heinrich trifft zum zwanzigſten Juli 1828 in Leipzig ein. Behüte euch beide der Himmel, und ſchenke günſtige Lebensmelodieen, die wie ſanfte Delphine euch über die Strudel führen, und zu dem Glück, das ihr verdient! Aber Stieglitz, der unterdeß Bibliothekar in Berlin und zugleich Lehrer an einem Gymnaſium geworden war, langte körperlich und geiſtig herabgeſtimmt dort an. Ihn hatten nicht

nur die vielen zerreibenden Amtsgeſchäfte der letzten Zeit, ſondern auch manche mit kühnem und ungemeſſenem Wollen unternommenen Partieen ſeiner Orientsdichtungen, bei denen er ſich mit aller bekannten Leidenſchaftlichkeit ſeines Producirens auf das Aeußerſte angeſpannt, in eine niedergedrückte und erſchöpfte Stimmung verſetzt. So ſollte er, kaum in der rechten Gemüthslage für ſein Glück, das liebliche Mädchen als ſeinen Beſitz umfangen, das ſelbſt von vielen Leiden, häuslichen Anſtrengungen und Verwickelungen noch hingenommen und ermüdet war. Unmittelbar nach dem Hochzeitstage hatten ſie eine Reiſe durch einige der ſchönſten Theile Deutſchlands verabredet. Die Stunden vor der Hochzeit, in denen ihnen beiden ſo fremd zu Muthe wurde, gingen durch die gemeinſchaftlichen Voranſtalten zu dieſer Reiſe in einiger Zerſtreuung hin. Heinrich, der es gern an keiner Vorſicht fehlen ließ und überdieß mit Waffen umzugehen wußte, ſah ſich auch nach einer Reiſe-Waffe um, beſonders da es diesmal galt, ein ſo holdes und theures, ihm eigen gewordenes Leben zu beſchützen. Da ging Charlotte aus, und kaufte ihm in einem Gewölbe einen Dolch. —

Der Hochzeitstag, ſo reicher Verheißungen ſich auch beide dabei in ihrem Herzen bewußt waren, erſchien innerlich trübe. Alle prieſen das glückliche Paar, das ſo jung und lebenskräftig anzuſchauen, aber ſie ſelbſt, an der goldenen Schwelle einer beneidenswerthen Zukunft, fühlten ſich vor der Wirklichkeit dieſes Gelingens nun wie erſchreckt. Dann iſt Einem oft, als hätte man ſich Alles ganz anders gedacht, und doch iſt es nur die fertige und einzig mögliche Gewohnheit der Welt, in die ſich endlich auch das geiſtigempfangenſte Glück hineinſchmiegen muß als in ſeine verſtändige Form. Aber die verſtändigen Formen, dieſe bürgerliche Maſchinerie des Lebens, dieſe äußerlich nothwendigen Zubereitungen alle, waren eben die Verſtimmung der nur auf das Innerſte gerichteten Gemüther.

Und früh am andern Morgen stiegen sie in den Reisewagen, um die erste gemeinsame Fahrt in die Lebensweite hinaus anzutreten. Stumm und fremd saßen sie sich anfänglich im Wagen gegenüber, und doch hatten sie sich im tiefsten Grunde aus ganzer Seele lieb, und sehnten sich schmerzlich Einer an des Andern Brust. Aber die weibliche Gunst ist eine so zart verschämte Blume, daß sie nicht von selbst ihren Wunderkelch zu öffnen wagt. Sie muß erobert werden, und der glückliche Jüngling ist der Ritter, dessen Muth und Sieg sich am Ende auch wieder nur in der unendlichsten Hingebung und Ichentäußerung offenbaren müssen. Das Ich liebt nicht, sondern das Ich und Du, und die höchste Liebe, Position und Negation zugleich, ist im selben Moment hier die Entgegensetzung und dort die Verbindung, hier das Opfer und dort der Genuß, hier die Resignation und dort die Gewährung, worin der ganze Lebensdualismus sich darstellt und löst. Lächelnd, aber mit dunkelm Purpur auf dem Gesicht, erzählte sie einmal später in einer vertrauten Stunde von diesem seltsamen Beginn der Flitterwochen, die sie eine Herzerstarrung vor der Wirklichkeit nannte. Doch bald schien von draußen die heitergrüßende Sonne herein, und schöne Gegenden und all die fröhlichen Thäler und Höhen der grünen Mutter Erde warfen vorüberziehend ihre Festbilder in den stillen Reisewagen. Die Thränen der in die Welt hinaus entführten Braut trockneten sich, und der neue Reiz der Gemeinschaftlichkeit, um so mehr neu, bei früherer Entbehrung näheren persönlichen Umgangs, begann sich zu regen. Sie reisten durch Thüringen, Bamberg, Würzburg, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt am Main, Wiesbaden, Nassau und die schönsten Rheingegenden und Rheinstädte, die ihnen auf dieser anziehenden Tour begegnen mußten. Außer einem Zusammentreffen mit Börne, der damals nur noch aus seinen liebenswürdigen Frankfurter Journalaufsätzen bekannt war, und durch seine harmlose, rührende Persönlichkeit ebenso sehr ansprechen mußte, hatten sie der Reiseavenüren nur wenige, da ihre Stimmung sie auf diesen Wanderungen mehr an die Natur, als an die Menschen brachte. Seinen alten Jugendtrieb,

in den Wäldern und auf den Bergen umherzuſchweifen, und an eine gewiſſe ſchauerliche Romantik der Wildniß ſeine glühende Phantaſie zu hängen, worin er ſich dann oft in das Heroenthum ſeiner edlen poetiſchen Räubernatur verſetzen konnte, ließ Heinrich Stieglitz hier wieder frei gewähren und lebte dann allmählig wieder als der kecke, kräftige, enthuſiaſtiſche, ſchwarzlockige Jüngling auf, wie ihn ſeine Charlotte ſo gern hatte. Aber die arme Charlotte, die noch dazu von Anfällen körperlichen Unwohlſeins heimgeſucht wurde, empfand den Einfluß der übermüthigen Studentenmärſche nicht ganz ſo gut, und verbarg doch, wie immer, ihre eigenen Beſchwerden, um die Freude des Andern nicht zu ſtören, der damals in der trunkenen und nur mit ſich ringenden Jugendbegeiſterung ſeines eigenen Selbſt eines geläuterten Maßſtabs für weibliche Naturen noch kaum gewohnt ſein konnte. In ſeiner ungemeſſenen und ihm wohl zu gönnenden Luſt, einmal wieder ins Freie und Weite zu ſchweifen, trieb es Stieglitz mit ſeinen romantiſchen Kreuz- und Querfahrten ſo bunt, daß ſelbſt der Kutſcher, den er für die ganze Reiſe gedungen hatte, ihm den Contract aufkündigte und davonlief. Nur zuweilen, nachdem Charlotte wohl manches unheimliche Gefühl in den Dickichten der Wälder überwunden, ſtellte ſich auch bei ihr eine freudige Erhöhung des Reiſe- und Wandergenuſſes ein, und beim luſtigen Klettern und Herabſteigen von den Bergen konnte man dann eine eigenthümliche Erſcheinung an ihr gewahren. Es war, als berührte ſie die Erde noch kaum mit der leiſeſten Sohle, und im geflügelten Hinſchreiten, in dem es ſich wie mit magnetiſcher Kraft ihrer bemächtigte, überſchritt und überflog ſie die gefährlichſten und ſteilſten Stellen, wie eine Sylphide in luftiger Schnelle davonwandelnd, eine flatternde Seele ohne Körper, mit himmliſch glänzenden Augen, daß man ihr in wunderbarem Erſtaunen folgte.

Am

Am Schluß dieſer Jugendabſchnitte laſſen wir einige Papiere und Briefe Charlottens folgen, die, eine ſehr gedrängte Auswahl aus dem vielen in dieſer Periode von ihr Geſchriebenen, jenen Zeitraum ihrer innern und äußern Ereigniſſe bis zu ihrem erſten Leben in Berlin charakteriſiren helfen, und zugleich Sie ſelbſt, in ihrem damaligen Sein und Bewegen, uns unmittelbar und innig in die Nähe rücken. Jedoch zuvor iſt noch ein kleines ſinniges Gedicht herzuſchreiben, deſſen ſtillen tiefen Ausklang ihres ganzen Weſens wir uns bis auf dieſe Stelle verſpart haben, wo es alle die geheimnißreiche Pein und Luſt ihrer Jugend und ihrer Liebe in dieſem zuſammengedrängten Bekenntniß austönen mag. Sie hat es wahrſcheinlich 1823, in ihrem ſiebzehnten Jahre, gedichtet, und es iſt, als zu Heinrich Stieglitz geſagt, anzuſehen.

Stumme Liebe.

Schweigen fordert Deine Nähe,
Und ich bin ein tändelnd Kind;
Wenn ich Dir ins Auge ſehe,
Weiß ich noch, was Schmerzen ſind? —

Doch wenn ich Dich nicht mehr ſehe,
Wie beredt red' ich zu Dir!
Schlägt mir Wunden Deine Nähe,
Ew'ge Nähe heilt ſie mir.

Und ich ſeh' Dich ſchweigend wieder,
Lächle, lächle immerzu,
Bis ein Engel bringt hernieder
Todeslächeln, ew'ge Ruh'.

Die Trennung in allen Lebensnähen, und die unendliche Nähe in allen Lebenstrennungen, dieses Gravitationssystem alles Daseins, schon so früh erkennend, hat hier ein ahnungsvoller Geist in kindlichen Worten seine ganze Lebensmaxime sich vorgezeichnet. Nach einer geistigen Einheit ringend, einen innersten Schwerpunct des Lebens suchend, erhebt dies weibliche Gemüth, als wäre es nur ein tändelndes Spiel der Liebe, sich die endlichen Gegensätze in ein Unendliches hinauf, wo es keine Fernen und Weiten mehr giebt, sondern nur die ewige Nähe. Sie liebt, aber sie schweigt, und so lange sie ihm nahe ist, da erfordert Schweigen seine Nähe. Denn das Leben ist bange, sprode, hart und unsicher, und das Herz ist tief, schüchtern und verletzlich. Doch wenn sie ihn nicht mehr sieht, wie beredt spricht sie zu ihm! Da fangen die Gedanken, die Träume, da fängt die ganze innere Welt an zu reden, und das Pygmalionbild der Wirklichkeit, das von draußen nur als der kalte Marmor sie anschauerte, erwärmt sich in der andächtigen Stille ihrer Seele zu der geistigen und durchleuchteten Gestalt, an die sie mit tiefster Liebesinbrunst sich festhängt. So flieht stumme Liebe verschämt und sprachlos in die Ferne, und gewinnt in ewiger Nähe die Wirklichkeit, die sie meidet und aufgiebt, wieder. Und wenn ihr Wunden seine Nähe schlägt, so heilt sie ihr ewige Nähe. Die Idee liebt nur, und der Liebesgroll erstirbt im Gedanken, dessen Kraft es ist, alle Trennung in die Einheit zu verbinden. Die ewige Nähe, das ist der Gedanke, welcher sich von dem Bilde der Erscheinung getrennt und doch das Bild in sich aufgenommen hat. Und sie schweigt in ihren Gedanken, und sieht ihm nur ins Auge, und ist ein tändelnd Kind. Aber das Kind ist an vielen Schmerzen großgewachsen und der Engel mit dem Todeslächeln hat sie früh umschattet und geleckt. Sie ist befreundet mit dem Tod und würde gern in den Tod gehen, um die ewige Nähe mit dem geliebten Gegenstand zu erwerben, von dem sie sich in der endlichen Wirklichkeit scheidet. Sie schweigt — —

An Heinrich Stieglitz.

Köſen, den 16. Juli 1827. Abends.

Ich wurde am Mittwoch in meinen Erwartungen nicht getäuſcht; dafür hatteſt Du, mein Heinrich, reichlich geſorgt. Ja, große, ſehr große Freude haſt Du mir wieder bereitet, und dafür meinen warmen Dank! Ein ungeheures Leben iſt in Deinem letzten Briefe; aber auch ſo recht geeignet, mir von Deinen jetzigen Schöpfungen gar nicht wenig zu verſprechen. Und es wird meinem Dichter wohl nicht bange dabei? — ich ſehe wenigſtens in Gedanken, wie Du eben mit leuchtenden Blicken noch einmal die ganze letzte Reihe durchfliegſt und Dir ſagſt: „Lottchen wird im Stillen ihren Jubel haben!“ — Ach, daß ich auch nur Eine Seele hier hätte, die meine Freude zu theilen vermöchte! — aber nein, Niemand iſt hier, gegen den ich mich auch nur auszuſprechen wagte, wenn es mir ſo recht warm ums Herz iſt. Höre, Heinrich, es iſt etwas ganz Eigenes auf die Länge der Zeit, wenn man ſich ſelbſt ſo ganz verläugnen, ſo ganz aufgeben muß an Menſchen, von denen man weder gekannt noch verſtanden wird. Ich würde dieß nie ſo drückend fühlen können, ſo lange mir Freiheit gegeben iſt allein zu ſein wenn ich will; da finde ich Erſatz, und habe ihn ſchon in frühen Jahren gefunden für die Stunden, in denen ich mich ſelbſt ganz in den Hintergrund ſtellen muß, um denen erfreulich und angenehm zu ſein, für die ich Liebe und Pflichten habe. Dieſe Freiheit fehlt mir eigentlich jetzt ganz; ich ſehe, meine Schweſter hat es gerne, wenn ich immerwährend um ſie bin, keinen Augenblick ohne Noth ſie verlaſſe; und könnte ich nun, da ich ſie doch ſo liebe und achte und ſie wirklich in einem ſchwächlichen Zuſtand jetzt iſt, wohl dagegen ſein? — So lebe ich denn nun hin; oder nennt man das nicht leben? Genug, ich bin nicht traurig; nur ein Druck, den ich zwar nicht ewig tragen könnte, laſtet auf mir, der aber auf eine kurze Zeit vielleicht ſein Gutes hat, wie manches Andere das ich ſchon tragen mußte. Das Vorübergehende erleichtert im-

mer das Zukünftige. Das haſt Du, mein Theuerſter, wohl auch in vergangenen Monaten empfunden. Darum nur immer freudig und muthig vorwärts! So lange ich Dich habe, ſo lange Du mich liebſt, ſoll nichts mich gänzlich niederbeugen können, mag auch künftig kommen was da will. Das verſpreche ich Dir, Klagen ſollſt Du nicht viel hören. O es iſt aber auch ein Himmel dieſe Liebe! Wie ſchön liegt jetzt das Leben vor mir! ich fühle eine Aufgabe, die ewig neuen Reiz für mich haben wird, nach der ich mich ſchon frühe, beinah zu frühe geſehnt! Ich bin mir jetzt eigentlich erſt recht klar geworden, woron ich in meinem vierzehnten und fünfzehnten Jahre ſchon oft in meiner Einſamkeit träumte; ich wollte eine Aufgabe im Leben löſen, und zwar keine geringe; ſonſt — das iſt wahr — wollte ich lieber ſterben, und konnte mich dann ſelbſt glühend darnach ſehnen, aber auch nur dann. Ja, von großer hoher Liebe habe ich doch wohl ſchon damals geträumt; darum dieſer zu frühe Ernſt; denn wenn ich um mich her ſah, konnte ich ja nicht an die Möglichkeit dieſer Erfüllung glauben, und dennoch trug ich dieſen Gedanken oft mit mir herum; ach, es war wohl ein Ahnen kommender Seligkeit! — Und was liegt nun Alles dazwiſchen! Gott, Du haſt Alles wohl gemacht, Alles war gewiß zu meinem Nutz und Frommen, darum Preis und Dank ewig ihm! — Heinrich, mein beſter Heinrich, gewiß, Du ſollſt glücklich werden! — Gute Nacht, gute Nacht! — —

Mittwoch den 18ten. Ich habe doch einen Gruß gerade heute von Dir bekommen; und das würde mir ſchon genug ſein, wenn ich mich nicht beunruhigte, daß Du vielleicht meinen Brief vom vorigen Mittwoch noch nicht erhalten, da mir die Ilgen nebſt Deinem Gruß nur von dem Empfang des kleinen Zettelchens ſagen ließ, und ich weiß, wie es unordentlich auf der Naumburger Poſt zugeht. Hoffentlich haſt Du ihn nun erhalten und verzeihſt mir wohl, daß ich Dich ſo lange wieder habe warten laſſen. Siehſt Du nun aber wohl den Grund ein? Das Schreiben wird mir zwar in jeder Lage ſchwer, aber es giebt doch noch Unterſchiede. Einſt wirſt Du doch wohl

ganz vergeſſen — nicht wahr, das darf ich hoffen? — wie unverzeihlich ich im Briefſchreiben jetzt manchmal an Dir gehandelt habe.

Heute iſt es nun alſo vier Jahre: „Schweſterchen, wenn uns der Himmel für einander geſchaffen hat" — weißt Du es noch weiter? — — Mir iſt es, als hörte ich Dich noch. Eins weißt Du aber noch nicht! Denke Dir, heut Morgen erfahre ich von Doris, daß heute meines Vaters Geburtstag iſt. Noch immer kann ich's nicht ganz glauben, ehe ich die Mutter geſprochen; und dennoch ſcheint ſie ſo ganz gewiß zu ſein, erzählte mir noch, daß, als ich klein geweſen ſei, wäre ſein Geburtstag immer mit dem meinigen gefeiert, er hätte nie ſeinen Geburtstag recht beſtimmt geſagt, bis ſie zuletzt doch errathen hätten, daß es der 18te Juli ſey. Iſt das nicht wunderbar? Ich habe nun heute ſo viel an ihn denken müſſen; ach, könnte er doch einmal nur herabſchauen und ſehen, was dieſer Tag mir für Glück gebracht hat! Hätte er das früher ahnden können, er hätte nie um mich geſorgt.

Für heute ſage ich Dir nun einen innigen guten Morgen; ich bin ſo ſtille froh und kann wenig ſagen, obgleich das Herz recht voll iſt; wir ſind uns aber gewiß Beide recht nah. Heut über ein Jahr!! — — —

Nachſchrift. Doris grüßt Dich. Auch hat Mütterchen noch bei ihrer Abreiſe vorigen Freitag mir einen Gruß an ihren lieben Stieglitz aufgetragen. Eine von den beiden Devrients denkt dieſen Sonntag nach Berlin zu reiſen; wenn ich genau erfahre, wann, und wo ſie ſich dort aufhalten, dann ſuchſt Du ſie wohl auf — nicht wahr, das thuſt Du mir wohl zu Liebe? — Iſt es die älteſte, Clara, dann denk', es wär' ein gutes, liebes Mädchen, die mich lieb hat, und die ich auch recht ſchätze; wir kennen uns von klein auf; iſt es aber Thereſe, die jüngere, dann ſiehe zu, ob Du nicht mit ihr in ein Geſpräch allein kommen kannſt; ich möchte gar ſo gern, daß Du den Werth dieſes Mädchens ganz kennen lerneteſt; es giebt nehmlich auf der Welt nicht viel ſolcher Thereſen; ich verehre ſie wirklich; aber ſie iſt auch eigentlich eine

von den tiefern Naturen, die man erſt länger kennen muß, um einzuſehen, was ſie eigentlich ſind.

An denſelben.

Leipzig, den 20. November 1828.

Zum 22. Februar.

Guten Morgen, mein Heinrich!

Laß mich Dich erſt anders wieder ſehen, ehe Du Viel von mir verlangſt; ich fürchte, meine unbegrenzte Liebe könnte Dich dießmal ſchmerzlich verwunden. Es iſt hart, ſehr hart, zu ſehen, daß der, den man über Alles gern glücklich wiſſen möchte, ſein eigner Feind iſt, ſich beſtändig ſelbſt quält, damit der Traum von ewiger Jugend ja noch bei Zeiten vernichtet wird. Wehe Dir und mir, daß Du Dich zum Dichter berufen glaubteſt, wenn Du in der Anwendung aller Deiner Kräfte nicht ſchon Befriedigung findeſt! — in Freudigkeit mußt Du ſchaffen; und was dawider, das iſt vom Uebel. Stellſt Du Dir aber eine Aufgabe über Deine Kräfte, ſo erſcheint mir dieß ſündlich, denn nach Vollendung derſelben wird der Geiſt wahrſcheinlich krank zuſammenſinken und der Körper dazu. Lebewohl!

Deine Charlotte.

An denſelben.

Leipzig, den 27. Februar 1828. Mittwochs.

Heute komme ich nun wieder ganz geneſen zu meinem treuen Arzt, der eben ſo ſchnell heilen als verwunden kann. Wie gern möchte ich glauben, ich

hätte dießmal Dein Vertraun nicht verdient wie ich ſollte, wie freudig mir eingeſtehen, ich hätte die Sache nicht ruhig, nicht vom rechten Standpunkt angeſehen; aber ich kenne meinen Heinrich den Dichter gar zu gut, weiß, wie unendlich oft er ſich ſchon zur Luſt hindurchgewunden, habe aber nicht die Grenze dieſes Kampfes kennen gelernt. O ſo lange Du nur kämpfſt, ſo lange ich ächte Kraft und Widerſtand ſehe, ſo lange werde ich frohe Zuſchauerin ſeyn; aber, Heinrich, Einen Punkt den fürchte ich; und kam es wirklich dießmal nicht ſo weit, ſo haſt Du mir doch früher ſchon einigemal Urſache gegeben ihn zu fürchten. Weißt Du wie er heißt? — Doch nein, ich will's Dir nicht verrathen! Das ſind auch längſt verklungene Erinnerungen, die ſich vielleicht im Leben nicht wieder erneuen; nicht wahr, Du mein ſtarker Held? —

Wie ich nun Demen friſchen, erneuten Geiſtesflug ſo freudig fortgeſetzt, kannſt Du wohl denken; da tritt denn nun auch jeder andere Wunſch leicht bei Seite, um ſo mehr der Gedank- an ein ſo baldiges Wiederſehen, da dieſer eigentlich erſt recht lebhaft erzeugt werden in den trüben Ahndungen und Beſorgniſſen um Dich.

Wie danke ich Dir ſo innig, mein Beſter, für das ſchöne liebliche Geſchenk, womit Du mich erfreut. Es hat doch noch ein ganz beſonders wunderbares Intereſſe, das zu leſen, was Du erſt eben mit Liebe durchdrungen, ja es iſt gleichſam ein kleiner Erſatz für die Wonne des Zuſammenlebens, wenn man ſie entbehren muß. Ich konnte es nicht unterlaſſen, zuerſt gleich das aufzuſchlagen, was Du beſonders herausgehoben; nun gehe ich aber hübſch ruhig der Reihe nach. —

Der vierte Theil der „beiden Baſen" iſt noch nicht eingebunden; darauf warte ich nun ſchon ſehnlich mehrere Tage, denn es amüſirt mich wirklich königlich, trotz ſeiner langweiligen Wiederholungen. Mich ſoll dabei verlangen, auf welche Weiſe Du in Deinem China ſo etwas zu nutzen weißt.

Geſtern Abend war ich zum Thee bei Adolph Wagners, wo ich ſchöne Stunden verlebt. Beide, vorzüglich aber er grüßt Dich herzlich. Es wird

Die

Dir wohl wie mir eine Freude ſein zu hören, daß Goethe ihm nach Herausgabe eines Werks (von dem Du wohl weißt*), das Wagner ihm gewidmet hatte, einen Brief geſchickt in Begleitung eines Bechers, der auch dem die höchſte Belohnung ſein müßte, der ſchon an vielfache Anerkennung von Außen her gewöhnt — wieviel mehr aber einem Manne, der ſo ganz in der Stille lebt und nur wenig hervorgetreten. Ich muß ſagen, ich war recht überraſcht als er mir den Brief mittheilte; ſo gerne ich ihn für Dich abgeſchrieben, ſo wollt' ich dem trefflichen Wagner doch auch gern die Freude laſſen, ihn Dir einmal ſelbſt zu zeigen. Mit ſeiner Antwort, die wirklich wunderſchön war, hat er auch herausrücken müſſen auf mein Bitten, die Du dann auch ſehen wirſt. Ich habe verſprechen müſſen, bald wieder zu kommen, was ich denn auch halten will, denn es gefällt mir äußerſt wohl dort und ich weiß, es iſt Dir ja auch lieb. Demoiſelle Träger war auch da, die Du ja wohl von den Bällen kennſt, und ihre Tante, die Madame Lacarriere; beide ſprachen mich ſehr an, und wir waren auf unſerm langen Heimweg — ſie wohnen auch in unſrer Straße — recht vergnügt. Es wird Dich auch wohl freun wenn ich Dir ſage, daß ich Madame Kunze, Deine Landsmännin, ſchon kennen gelernt habe; ich gehe jetzt nehmlich auf Polenzens Zureden in die Akademie, welche bis zur Meſſe dauert (bis dahin ſiehſt Du mich wohl nicht?); da war ſie denn neulich um zuzuhören — ihr Töchterchen ſang auch mit — und kam, ehe ich ſie noch geſehn, ſo freundlich auf mich zu, ſetzte ſich neben mich, und wir waren im Augenblick wie längſt bekannt. Da ſie mich nun bat beim Weggehn, ſie doch einmal zu beſuchen, und ich geſehn, was es für eine liebe Frau iſt, ſo werde ich wohl um ſo freudiger Deinen Wunſch erfüllen können. — In der Akademie gefällt es mir übrigens ganz ausnehmend; es iſt ein recht angenehmer Ton dort, und das allgemeine Intereſſe an der

*) Es iſt der Parnasso italiano, den M. Wagner mit einer Zueignung an Goethe in italieniſchen Terzinen begleitete. —

Sache ſcheint durch Polenz' Leitung ſehr gewonnen zu haben, nach dem wenigſtens, wie ſich die frühern Mitglieder darüber äußern. Haſt Du ſchon etwas von unſerm neuen Tenoriſten gehört, einem Dilettanten? Der arme * ſteht jetzt recht im Rückſtand; dem wünſche ich nichts mehr als recht bald eine Pfarre, damit er nicht ſchmerzlich überall den Nebenbuhler bei der ſchrecklichen Abnahme ſeiner Stimme empfinden muß. Dieſer neue Tenoriſt heißt Mantius; ohngefähr ſo zierlich ſchwächlich iſt er gebaut wie **; man begreift kaum wo dieſe ſtarke durchgreifende Stimme herkommt. — * grüßt Dich recht herzlich. Du fragſt, was man ihm wohl zum Componiren geben könnte? O, wenn der bei ſoviel Gemüth und ſoviel Liebe zur Sache nur etwas mehr Fleiß gehabt hätte und noch zeigte, nur etwas weniges beſtändiger wäre, da wäre ſchon etwas zu hoffen; ſo aber lebt er immer nur in Ideen, die niemals zur Ausführung kommen. Ich glaube, hätte der mehr ſtudirt, der hätte wirklich etwas leiſten können; dazu mag aber wohl die Luſt gefehlt haben. Merkwürdiges Vergnügen hatte ich neulich über ihn; er liebt nehmlich die Dem. *, die Concertſängerin, kann aber ſeinem Weſen nach ſich wahrſcheinlich nicht entſchließen ihr eine Erklärung zu machen, aber auch wie ein Kind es wieder gar nicht laſſen, in Geſellſchaft ſich das merken zu laſſen, daß er liebt. Nun war die Rede von der Arie: „Wie nahte mir der Schlummer", wobei Jemand die Stelle heftig angreifen wollte: „Himmel, nimm des Dankes Zähre" — ſie wäre nehmlich als Dank zu Gott gar zu irdiſch jubelnd; drauf wurde er nun ganz feuerroth und ſagte, indem er mich anſah: „Nicht wahr, wir fühlen, daß man in einem ſolchen Augenblick ſo zum Himmel jubeln würde und nicht anders?!" — Darauf wurde er nun entſetzlich ausgelacht, wie Du leicht denken kannſt. —

Für heute lebe nun wohl, mein Freund, damit Du nicht zu lange auf Antwort warten mögeſt. Grüße alle Befreundete innig von mir.

Lebe wohl und ſei recht heiter! Deine

Charlotte.

Wir waren dieſe Zeit über öfters im Schauſpiel. An Deinem Geburtstag ſah ich mit Doris den Egmont — nicht eben befriedigend. Auch erinnerte mich Clärchen zu ſehr an die köſtliche Lindner mit ihrer tiefen Natürlichkeit und Innigkeit, als daß die dießmalige Darſtellerin mich hätte befriedigen können. Aber eine recht vollendete Darſtellung habe ich doch noch von der Birch-Pfeiffer geſehn, als Gräfin Orſina. Ich war von der Frau ihrem Spiel ſo ergriffen, daß ich ſie flehentlich hätte bitten können um ihrer ſelbſt willen, nie wieder als Jungfrau von Orleans aufzutreten, oder auch ſonſt in ſolchen ganz jugendlichen Rollen.

An denſelben.

Leipzig, den 15. März 1828. Sonnabend Nachmittag.

Mein Heinrich!

Könnte doch mit dieſem innigen Gruß, wie er ſich eben ſo mächtig zu Dir hindrängt, auch die ganze Seele überſtrömen, ſich einmal aus ihrem Kerker herausreißen, der ſie nur um ſo mehr gefangen hält, je heißer die Sehnſucht iſt, ihr Innerſtes gegen Dich ſo recht zu ergießen! — Wie oft bringe ich Dir meinen ſtillen Dank, Du Geliebter, dafür, daß Dein Seelenleben ſtets ſo offen vor mir ausgebreitet liegt, während ich mir ſagen muß, daß Du zuweilen keine Ahndung haſt von dem, was mich ſo tief bewegte, und wie ſich in einem kurzen Zeitraume ſo ſonderbare Gedanken und Empfindungen durchkreuzten, die für Gegenwart und Zukunft nicht ohne Einfluß ſind. Künftig aber, denke ich, wird ſich das ſo nach und nach in Deiner Nähe Alles löſen, mein geliebteſter Freund, vor dem ich kein Geheimniß kenne. Ja, Heinrich! ſo recht innige Freunde werden wir wohl ſtets ſeyn; es iſt jetzt unſre Uebereinſtimmung zuweilen ganz wunderbar, ſelbſt bis auf Kleinigkeiten. So mußte

ich neulich beim Empfang Deines letzten lieben Briefes wirklich lächeln über die ganz gleiche Art, mit der wir uns zuweilen der Außenwelt hingeben. Ich dachte dabei an Thekla's Worte in Wallenstein:

„Dem Spiel des Lebens sieht man heiter zu,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt." —

So wirst Du mir auch wohl erlauben, daß ich jetzt wie künftig Dich eben so gern einmal spielend sehe als thätigen Geistes, ja, mich jedesmal freue über die Erholung, und wenn es auch nur die des Körpers wäre. O, es ist eine Wonne, wenn man sich einmal so ganz durch und durch erkannt! Wie müßtest Du es anfangen, was könntest Du beginnen, woraus ich nicht Dein eigentliches Selbst hervorleuchten sähe? Heinrich, ja, wir sind vereint für Hier und alle Ewigkeit! Zuweilen kann ich mir wünschen, ich wäre nicht Deine Freundinn, sondern Dein Freund (dann brauchtest Du Dich nicht mit Schülern und todten Büchern abzuquälen), wenn ich mir nicht doch dann sagte, daß ich als Deine Freundin, Deine Gattin, Dein Lottchen, noch weit mehr nur für Dich leben kann. Daß Du übrigens die Bibliothek der Schule vorgezogen, ist mir nicht unlieb, da ich immer vermuthet, es würde Dir auf die Länge doch letztere zuwider werden; es wunderte mich schon damals, als man Dir von einer Anstellung an der Bibliothek von Ostern an sagte, daß Du nicht Dein eignes Wohl dabei mehr im Auge hattest, und der Meinung, daß Du für die Schule brauchbarer seiest, nachgabst.

Sind wir nur erst vereint und Du bist an der Bibliothek fest angestellt, dann wollen wir schon sehen, daß es Dir nicht allzu lästig wird; schlägt das Feierstündchen, dann komm' ich Dir entgegen, und wir gehen dann hinaus frischen frohen Geistes, und kehren noch fröhlicher in unsern häuslichen Himmel zurück —

„Ew'ger Frühling unsre Liebe,
Ew'ge Blüthe unsre Treu!"

nicht wahr, mein Heinrich?! — Und dazu noch die Erfüllung Deines andern Wortes:

„Schöpferdrang ihr starker Arier,
Jugendgluth des Marks Erneuer!“ —

Und hiermit nun zu Deiner erfreulichen Sendung, die mir Kind am Montag Morgen (nachdem ich in die Stadt gegangen; wofür ich ihn aber ein andermal bitten lassen, wie er auch gewünscht) gebracht hatte. Ich bin wirklich recht überrascht durch dieses vielfältige Leben. Du hast Recht, das ist es! Und weißt Du denn, daß Du in manchen Gedichten gar nicht läugnen kannst, daß Du früher große Anlage zu einem Räuberhauptmann gehabt haben mußt?

„Es möcht' ihr angelnd Blinken
Blut trinken!“

Ist das nicht furchtbar schön? Dabei seh' ich meinen schwarzen wilden Dolchschwinger funkelnden Auges vor mir! Bist aber doch sanft, wenn ich Dich liebend anblicke — nicht wahr? — Ja, ja, ich hab's erfahren, Du kannst mir's nicht abläugnen, Wilder, Unbändiger, Gebändigter! —

Ich lese jetzt täglich immer so einzelne Gedichte heraus; ich habe bemerkt, man darf sie durchaus nicht eins nach dem andern im Fluge, wie ich zum ersten Male that, durchlaufen, wenn man den Werth des Einzelnen recht erkennen will. Daß Du aber das erreicht, was Du gewollt, das weißt Du diesmal wohl am besten selbst, da es so ganz außer Dir liegt; und so dürfte es wohl trotz der intervallirenden leeren Blätter als vollendet angesehen werden. Was die Karte von Asien betrifft, so möchte ich doch lieber damit warten, bis Du, Geliebter, mir das selbst zeigen kannst; ich spare bis dahin noch so manche Frage für Dich auf, gerade dieß Völkerleben betreffend; das gehen wir dann wohl Alles noch einmal zusammen durch. — So gern ich Dir noch Manches sagte, muß ich doch jetzt schließen, wenn mein Brief abgehen soll. Ida's Gesundheit bessert sich jetzt zur allgemeinen Freude im Hause, muß aber noch ein ganzes Jahr auf alle Art und Weise geschont werden. Morgen wird in der Pauliner Kirche der Ostermorgen aufgeführt, wo ich eine Arie und ein Terzett übernommen, trotz der Mad. M. ihrer Sorge um mich. Den Mon-

tag Abend wird im Muſ'vereen Così fan tutto aufgeführt, wo ich die ſchönen Duetten, ein Quintett und eine Arie ſinge, in der Hoffnung, daß ſich meine Angſt vielleicht noch mit der Zeit verlieren könnte. Ich ſprach neulich noch mit Madame Kunze darüber, der es auch immer ſo gegangen iſt, wie ſie mir ſagte; die meinte, es rühre von den Nerven her, deshalb könne Mancher es niemals ganz bezwingen bei dem beſten Willen. — Sag' mir doch in Deinem nächſten Briefe etwas über C., ſie ſprach mit ſo großer Liebe von Dir und ſagte, auch ihr Mann hätte Dich ſo lieb gewonnen, daß ſie beide den Wunſch hätten, ich möchte ſie zuweilen beſuchen, und ſie würden nächſtens ſo frei ſein, mich einmal einzuladen. — Ob das wohl wahr iſt? ſie meinte, ſie hätte noch kein Paar kennen gelernt, woron ſie ſich ſagen könnte, daß ſie ſo für einander paßten als wir Beiden. — O, wir Glücklichen!

Grüße auch alle Freunde von Deiner Dir ewig nahen

Charlotte Stie...? ... Willhöfft.

III.

Und nun ſitzt die junge Dichterfrau in der traulich eingerichteten Stube und legt das Haupt ſinnend in den Arm. Sie verbringt die Tage in großer Einſamkeit, denn den Mann entfernen bald die Schulſtunden, bald die Bibliothekgeſchäfte aus dem Hauſe, und ſo iſt ſie allein und ihren immerbewegten Gedanken überlaſſen. Wann Heinrich heimkommt, hat ſie geweint, und er, von der übergroßen Tagesarbeit erſchöpft niederſinkend, vermag ſie nicht zu erheitern, oder hat ſelbſt höchſtens den Troſt, daß ſie ſtill bei ihm ſitzt, während er noch mit den Aufſätzen ſeiner Tertianer einen Kampf auf Leben und Tod beſteht. So glichen die Flitterwochen manchen bangen Maimonaten, wie ſie in Deutſchland an der Regel ſind, mit kaltgebenden Frühlingswinden, tagelangen Regenſchauern und einem heimlichen Seufzen der Knospen auf den durchſchütterten Beeten. Dazu fehlt noch Manches an dem Behagen und Haben der äußern Einrichtung, und das erſte Feuer, das an dem Heerd der jungen Häuslichkeit entglommen und mit Jauchzen von dem vereinten Paar begrüßt war, beſtrahlte keine reichlichen Feiertagsgerichte. Aber wie dies Alles bald in immer günſtigere und hellere Verhältniſſe ſich feſtſtellte, ſo gewannen ſie auch ſchon damals, bei manchem Nachtfroſt, der die Blüthe ihrer Liebe traf, unter ſich oft die glücklichſten Stunden. Dann konnten ſie, in die Seeligkeit ihres Beiſammenſeins verloren, wie die Kinder mit einander ſpie-

len und plaudern, und ergötzten ſich, gleich zwei durch die übereinſtimmendſte Sinnesart vereinten Geſchwiſtern, mit der harmloſeſten Laune, ſo daß ſie über ihrem Glück und ihrer Unbefangenheit alle übrige Welt draußen vergaßen.

Aber die unabläſſigen Aufreibungen, denen ſich Heinrich Stieglitz bei jenem ſeiner Natur widerſprechenden Aemtern ausſetzen mußte, brachten auch von Zeit zu Zeit wieder verfinſterte und ſtörende Perioden herbei. Sein Nervenleben, zu momentanen Verſtimmungen geneigt, überreizte ſich an Arbeiten, die ihm den Raum für ſein eigenſtes Schaffen benahmen, und in ſolchen Widerſprüchen des Innern und Aeußern trübt ſich oft noch das Auge für das allernächſte Glück und Beſitzthum, welches das Schickſal wirklich gewährt hat. Die Dämonen werfen ihr ſchwarzes Netz über die ganze Geiſtesanſchauung, und der an ſeinen unklaren Zerwürfniſſen ſich verzehrende Charakter untergräbt in einem ohnmächtigen Kampf mit ſich ſelbſt ſeine ſchönſten und edelſten Lebenskräfte. Dann tritt in dem überwältigten Organismus der klare Wille nur noch als kranke Laune, jede Weltanforderung als Verletzung des Selbſtgefühls, und ſogar die Sympathie der Liebe als eine unwillkürliche Seelenqual auf. Nur wer ſelbſt einmal in die Nachtſeite der menſchlichen Natur hinabgeſtiegen, wird ſolche Zuſtände genau zu verfolgen und zu deuten wiſſen, an denen oft gerade die edelſten und begabteſten Geiſter ſich abringen. Dazu kommt noch bei einem Deutſchen das ſeltſame Unglück, das es mit ſich bringt, ein Poet zu ſein. Jede Gloria gebe ich der Poeſie, von der wir alle das liebe tägliche Leben haben, aber wie der Dichter des höchſten Glückes, ſo iſt auch nur der Dichter des höchſten Unglückes fähig. Und gebe ihm Gott nur immer jenes unendliche Unglück, welches ſchon durch ſeine Rieſengröße an den Himmel ſchlägt und in Poeſie ſelber ſich umſetzt und untertaucht; dies an den Himmel ſchlagende Unglück, das große Menſchen macht, aber meiſtens nur in der alleräußerſten und allergewagteſten Kataſtrophe über ein dazu auserſehenes Haupt hereinbricht! Aber an wie vielem ſelbſtgeſchaffenen und unbegründeten Jammer haben ſich nicht auch von jeher

jeher die deutſchen Poeten abgemattet, durch ihr reizbares und dem ſcharfen praktiſchen Leben entfremdetes Gefühl! Wieviel unfruchtbares Donnern und Blitzen, ohne den ächten erklecklichen Schmerz, ohne die erhabene Schönheit ſauſender Gewitternacht und nachfolgender Mondverklärung!

Heinrich Stieglitz, immer dem Beſten und Höchſten mit ſichtlicher Anſtrengung zuſtrebend, bildete an ſeiner frühen Jugendſympathie mit dem Orient allmählig auch die äußern Formen ſeines Talents nach verſchiedener Richtung aus. Dieſes erſte Werden, trotz allem wirren Blüthengeſtöber, das bei einem in ſich unbefriedigten Naturell damit verbunden zu ſein pflegt, unterhielt doch die beſtändige lebhafte Gemeinſamkeit zwiſchen beiden Gatten, und machte, bei faſt gänzlicher Entſagung aller andern Beziehungen der Ehe, den eigentlichen Mittelpunkt ihres Umgangs aus. Die holde Dichterhausfrau Charlotte ergriff mit aller Macht ihres bildſamen Geiſtes dieſen poetiſchen Grund und Boden, auf den ſie ſich nun lediglich verſetzt und angewieſen ſah, und lernte ihr eigenſtes Lebenselement, deſſen ſie ſich ſelbſt hätte entſchieden bemächtigen müſſen, daran immer mehr verſtehn. Denn ſie, die bei ihrer wunderſamen Organiſation in jedem andern, vielleicht bloß ökonomiſchen Hausfrauenverhältniß untergegangen wäre, bedurfte nach einer ernſten und unbefriedigten Kindheit, in der ſie nicht zu ihrem Genüge gekommen, eines ſolchen Verhältniſſes, wo ihr innerſtes und verborgenſtes Sein ſich Geltung und Herrſchaft gewinnen konnte. Sie bedurfte anfänglich einer Stellung zu einem durchaus erſt Werdenden, der, in der jugendlichen Luſt und Weichheit ſeines eigenen Wachsthums, Relativität genug beſaß, um ſie an Allem, was er that und verſuchte, als den integrirenden Theil mitwirken zu laſſen. Denn eine Beziehung zu einer bereits in ſich feſtgewordenen und geſättigten Männernatur, wo ſich der Mann ſtreng in ſeine Eigenheit gegen ſie abgegränzt hätte, würde ihr damals ebenſo wenig eine gemäße geweſen ſein, als ein bloß häusliches Glück, und ſo muß das Verhältniß, in das ſie getreten war, als ein im Anfang ihr durchaus entſprechendes betrachtet werden. So wuchs ſie ſelbſt, indem ihr

Geiſt das lebendige Prinzip einer ſolchen Gegenſeitigkeit wurde, immer herrlicher heran, aber ſie ließ ihre eigenſten Gedanken lange nur wie Accorde anklingen, die kein anderes Leben haben wollten, als bloß der Harmonie ihrer Liebe und ihrem Gegenſtande ſich dienend unterordnen. Manche ihrer ſchönen, eigenthümlichen Anſchauungen hauchte ſie in die Gedichte ihres Gatten hinüber, und war glücklich, die ſtillwirkende Muſe im Hauſe zu ſein, ohne daß ihre Beſcheidenheit die Anerkennung davon jemals zugelaſſen hätte. Zuweilen legte ſie auch wohl ſelbſt mit Hand an die Ausführung, beſonders in ſchwierigen Fällen, wo es galt, ſelbſtquäleriſchen Umarbeitungen mißlungener Stellen durch ihre Dazwiſchenkunft ein Ende zu ſetzen. Dann, ganz ihren Eingebungen folgend, bewährte ſie auch einmal die Zuverſicht, die jeder geiſtigen Ueberlegenheit eigen iſt, indem ſie das von ihr Hergeſtellte als die entſcheidende Verbeſſerung letzter Hand durchaus gelten wiſſen wollte. Schon im erſten Bande der von Stieglitz herausgegebenen „Bilder des Orients" iſt eine Partie von ihrer Hand („Maiſuna", S. 143—145.), und in dem die Tragik der neuern türkiſchen Reformenverſuche veranſchaulichenden Trauerſpiel: „Sultan Selim III.," welches im Winter 1830 entſtanden, hat Charlotte eine der ſchönſten Scenen gedichtet. Nämlich die zweite im dritten Akt zwiſchen dem Arzt und der Walide Sultana, an welcher der Dichter nach mehreren vergeblichen Verſuchen geſcheitert war. Als er einmal nach Hauſe kam, trat ihm Charlotte ganz erſchöpft und blaßgeworden entgegen und deutete nur lächelnd auf das Pult, worin ſich jene Scene völlig ausgearbeitet vorfand, mit einer feſten und gediegenen Formung und einer Kräftigkeit der poetiſchen Gedanken, an der nichts auszuſetzen blieb. Zuweilen ſchrieb ſie auch, von allerliebſter Laune angeflogen, kleine neckende Parodieen zu den Gedichten ihres Mannes nieder, worin ſie ihn perſiflirte oder ſonſt anzuregen ſuchte, wie zu Bd. 2. S. 239. der „Bilder des Orients" das folgende:

„Ein andrer Liebhaber zum Hackebrett."

Wär' ich doch ein großer Wallfisch,
O Du meines Lebens Luſt,
Jeden Tag 'nen Waſſerſchwall friſch
Brächt' ich, Kühlung Deiner Bruſt.

War ich nur 'ne kleine Katze,
O Du Herzens-Sonnenſchein,
Streckteſt Du nach mir die Tatze,
Blinzt' ich mit den Aeugelein.

Ja, zugleich wär' Bär und Baſſe,
Katz und Maus ich, Seel' und Leib,
Wünſchteſt Du mich ſo zum Spaſſe,
So zum ſüßen Zeitvertreib.

Und ihre eigenen Gedanken und Phantaſiebilder warf ſie oft auf abgeriſſene Zettel hin, die ſie, wie zum Fenſter hereingeflogene Tauben, in der Stube verſtreute, und zur Ausführung in ihrem Sinne empfahl.

Für ihre geiſtige Entwickelung, die vornehmlich ſeit dem Jahre 1831 eine ſo überraſchende Höhe erſtieg, trug ihr Aufenthalt in Berlin, dort entſtandener Umgang, und die vielfältigeren Berührungen, die ſich anknüpften, nicht wenig bei. Bei gleich großer Liebe zur Zurückgezogenheit, hatten doch auch wieder Beide jetzt nicht weniger Hang zu einem ausgebreiteteren geſelligen Verkehr, und Stieglitz, der eine ungewöhnliche Anzahl von Bekanntſchaften beſaß, führte die anfangs Widerſtrebende immer mehr in mannigfaltigere Weltverbindungen über. Darunter befand ſich mancher ausgezeichnete Mann, in Literatur, einer Kunſt oder Wiſſenſchaft berühmt, der ſich dem jungen Ehepaar angenähert und durch der lieblichen Frau ſeltene Erſcheinung angezogen fühlte. Es bildete ſich, mit manchem Wechſel in den Gruppirungen der Ver-

hältniſſe, allmählig ein erfreulicher Freundeskreis, der an Charlottens anmuthigem Walten und ihrem hochtönenden Geſang, womit ſie oft dieſe Zirkel verſchönte, lebenslängliche und tiefhaftende Erinnerungen empfangen hat. Man konnte ſie, trotz ihres ſehr angegriffenen Geſundheitszuſtandes in den erſten Ehejahren, faſt immer ſtillglücklich und beglückensluſtig antreffen, wenn ſie nur den Gatten befriedigt, von kranker Reizbarkeit des Körpers und der Gemüthsſtimmungen befreit ſah. Aber die allerheftigſten Kriſen hatte ſchon damals der Freund mit ſeinem aufgeregten Nervenleben zu beſtehn. Er verfiel in die beſorglichſten Zuſtände, mit denen Charlotte immer die verſchiedenſten Weiſen der Behandlung in Liebe und Strenge verſuchte, meiſtentheils mit einer großen wirkſamen geiſtigen Gewalt über ihn, wenn auch oft in dunkeln Stimmungen gerade die Nähe der tiefſten Liebe am eifrigſten verkannt und verrückt wird. Sie aber blieb unermüdlich in ihrer Liebe und dachte manchmal hin und her, wie mit einem durchgreifenden Heilmittel die drohenden Geiſter dieſer innerlich getrübten Zuſtände ſich verſcheuchen ließen. Schon in jener Zeit verſank der Freund einmal auf einem Spaziergang ganz in ſich, und merkte nicht mehr auf die neben ihm gehende Gefährtin. Sie ſtahl ſich von ſeiner Seite weg, und ging allein von dannen, um ihn dadurch, daß er ſie plötzlich vermiſſe, wieder zum Erwachen und zu ſich ſelber zu bringen, ſelbſt unwillkürlich immer mit dem Gedanken umgehend, daß Trennung nicht bloße Trennung ſei, ſondern auf ewige Nähe ziele. —

Beiden war es gleich eigenthümlich, beſtändig mit Lebensplanen ſich zu beſchäftigen. Dazu kommt der Menſch ſo leicht, den ſeine regſamen Anlagen des ſchönſten Erdenglückes werth machen und der ſich doch irgendwie an eine drückende Scholle, die ihn gebannt hält, mag ſie nun in ihm oder außer ihm liegen, gefeſſelt findet. Bald ſoll es die, bald jene Richtung ſein, die eingeſchlagen werden muß, um die flüchtige Geſtalt des Glückes unter uns anſäſſig und dauernd zu machen. Bald möchten wir nach dem Norden, bald nach dem Süden ziehn, um hier die Klarheit, dort die Wärme dem Daſein zu

gewinnen, um hier feste Verstandesgränzen um das Leben zu ziehn, dort in glühender Blüthenlust es untertauchen zu lassen. Welches ist die rechte Zone für das menschliche Glück, und welche Himmelsgegend ist es eigentlich, nach der die Meilenzeiger unserer Wünsche, die Reiselust unserer Hoffnungen, das Heimweh unserer Zugvogeltriebe hinweisen? Ueberall Heimath, überall Heimathlosigkeit, und daher die unaufhörliche Geschäftigkeit der Gemüther, Anstalten, Pläne, Einrichtungen zu treffen und mit den Institutionen des Lebens hin und her zu schalten und zu walten. Für Stieglitz, den auf der einen Seite so manche Verhältnisse drückten, auf der andern so manche lockten, war die Versuchung nahe, immer an Umzug und Abänderung zu denken, um endlich die allemseligmachende Lebensnorm, mit der seine Einbildungskraft sich stets beschäftigte, zu fixiren. Da machte es sich denn Charlotte, die hold dareinlächelte, zur Aufgabe, alle die ungestümen Lebenswünsche zu regeln, zu leiten, zu mildern, ja bestimmten Inhalt ihnen zu geben, denn sie war frühzeitig weise geworden an den schweren Herzschlägen ihrer Jugend, und stand ihm mit einer überlegenen Reflexion zur Seite. Dann schrieb sie ihm das, was sie in ihn hineinzureden hatte, oft auf Zettel nieder und legte sie ihm in sein Pult, wo er sie beim Nachhausekommen wie zufällig finden mußte. So, als es sich um eine vielfach bedachte Uebersiedelung nach Petersburg handelte, die besonders durch die Aussicht auf das Zusammenleben mit den dortigen Verwandten angeregt wurde, die folgenden Zeilen:

* * *

Den 21. Januar 1833.

Mein Theuerster!

Nach einigen Jahren hast Du Orient und vielleicht zwei Tragödien gedichtet.

Soviel Natur als hier, iſt im Norden auch. Freunde ſchreiben Briefe nach Nord und Süd. Reiſen machen kann man überall, wenn man nur Geld dazu hat. Sobald der Orient beendet, ſtudirſt Du Literatur ganz allmählig, machſt Dich alsdann näher vertraut mit Literaturgeſchichten, die es jetzt in Hülle und Fülle giebt, ſo daß es leicht iſt nach einiger Zeit über Literatur leſen zu können. Wir ſuchen eine Anſtellung im Norden; dort wird gut bezahlt. Die innern Roſen- und Myrtenhaine blühen friſch in unſrer Liebe. Die Anſtellung muß ſo ſein, daß wir in den Ferien eine Reiſe machen, groß oder klein, nach Deutſchland oder nach Italien. Künftig, wenn Du im Norden, behandelſt Du deutſche Stoffe in der Sehnſucht nach Deutſchland. Die deutſche Geliebte ſieht ſie auch im Norden glühend mit Dir durch. Du machſt alsdann den Deutſchen oft Liebeserklärungen, weil ſie die ferne Geliebte ſind. Und ſo lebſt Du friſcher in Deutſchlands Herzen fort — Du bleibſt ein deutſcher Dichter. Ziehſt auch Deutſche nach Dir — wer weiß, wie es nach zehn Jahren? — am Ende ein Deutſcher Freundeskreis um uns! — In Petersburg braucht es nicht zu ſeyn, ſondern in jeder tüchtigen nordiſchen Univerſitätsſtadt. Täglich eine Stunde müßteſt Du leſen — mehr nicht. Was ſperren wir uns? Laß im Frühjahr in Petersburg uns Probe machen! Der Brief vom Onkel hat dieß Alles in mir angeregt. Welch eine Welt, dort Deutſche Literatur zu leſen, den Gott in der Blüthenwelt zu zeigen — köſtliche Aufgabe! Miſſionair des menſchlichen Geiſtes zu werden, und daneben ſelbſt einen Blüthengarten zu ſchaffen! — Mich faßt die Aufgabe in Dich hinein ganz merkwürdig. Du würdeſt ganz eigenthümlich wirken.

Dieß würde eine Stellung zugleich zur Welt, wie ſie für einen ſolchen Menſchen ziemt. Zur langſamen Vorbereitung kommt Dir ſogar die Bibliothek zu Gute. Willſt Du? — Ja! — —

Gieb Deinen Seegen, guter Gott, und gieb ihm Deinen Blüthengeiſt auch in Deinem Norden! Wie ſollte man ſich nicht trennen kön-

nen! Ueberall iſt Er der Quell des Lebens und des Geiſtes, der unſterbliche Geber hier und in alle Ewigkeit! —

* * *

Ein anderes Mal, wo eine aus geringfügigen und nichtzuachtenden Urſachen entſtandene Verſtimmung, ja Schwermuth einen trüben Tag erzeugte, ſchrieb ſie ihm folgendes mahnende Blättchen:

* * *

Recept für Uns.

So lange wir aber leben, alſo uns lieben, laß uns gegenſeitig ſoviel wie irgend möglich heitere Blumen (lebensfriſche heißt das) warten für einander, das geringe Unkräutchen (ein bloßer Schnupfen, eine zerbrochene Lampe) das ſich einſchleicht, mit thätiger Hand vertilgen, aber es um Gottes Willen für keine Trauerweide anſehn; ſonſt bleibt uns am Ende kein heiliger Baum mehr für das Grab des geliebteſten Todten — und dieß wird ſicher ein furchtbarer Verluſt.

Laß uns gegenſeitig erfreuen, ſtärken, halten, erheben, handeln, und ſomit froh ſeyn — hörſt Du?! — Laß uns denken, wenn wir ſäen allerlei Saamen, daß die Früchte zu rechter Zeit ſchon reifen werden; der Boden, der lang liegen kann, bringt es doppelt ein.

Liebe iſt der Athem, der ihn nährt,
Vertrauen iſt die Sonne, die's bewährt,
Und wo ſich dieß vereint gefunden,
Muß auch die rechte Frucht geſunden. —

Du glaubſt ſie ruht, weil ſie nicht ſchwillt? —
Ins Innre ſchau! Dein Seelenbild!

Deine Charlotte.

* * *

Und da hier einmal ihre eigenen Worte und Aeußerungen zur Schilderung des beiderseitigen Zusammenlebens gebraucht werden, so sind noch einige merkwürdige Zeilen von ihrer Hand herzusetzen. Nach einem zwistigen Gespräch über einen Bekannten, über den Beide verschiedener Meinung waren, und den Stieglitz vorzugsweise begünstigte, während Jener in unverholener Redseligkeit oft Ansichten über das weibliche Geschlecht äußerte, die eine edle Frau weder dulden noch in ihrem eigenen Hause anhören durfte, legte sie, da ihr Gatte diesen Freund nicht aufgeben mochte, zur Ausgleichung des entstandenen Conflicts dies Blatt in sein Pult:

* * *

An Heinrich Stieglitz.

Den 3. Februar 1833. Sonnabend Abends.

Die unendliche Liebe zu Gott beruht im Christenthum auf der Milde, der Vergebung; mit Einem Male verstehe ich die Liebe Gottes, wenn ich mit freier Brust mich ihm gegenüberstelle; da sieh' mich wie ich bin mit all meinen Falten, meinen menschlichen Schwächen! — Dir ist nichts verborgen, und dennoch schüchterst Du mit Deinem Zorn mich nicht ein; ich fühle Deine Milde, und um dieser Milde willen liebe ich Dich, und sie stößt mich nicht allein, sondern diese Liebe wird eine thätige.

„Irdische Liebe", sprach Jesus, „ist nur Funken jener Liebe, die die Gottheit hegt, für den Sünder selbst, dem tief gesunken noch ein menschlich Herz im Busen schlägt!" —

Die Juden fürchteten Gott knechtisch; ihr Gott war der zürnende, und deshalb waren sie ihm nicht treu. Strenge flößt keine Liebe ein, weder in den Charakter, noch zum Object. Wer nicht kleine Fehler oder Schwächen verzeihen kann, kaum anhören, erbittert. Wir sind verwöhnte Kinder der unend-

endlichen Liebe, an Wahrheit gewöhnt: aber nur in ſtummer Sprache ſoll es heilig bleiben, und ſo wird das Wort die Schuld.

Iſt es denn ſo unverzeihlich, wenn die Frau, die keine Kinder zu erziehen, alſo gar keine Thaten aufzuweiſen hat, die irgend für ſie zeugen, nicht gerne in die Reihe der Beiſchläferinnen gezählt ſein will? Daher vielleicht die Empfindlichkeit und die Befangenheit gegen alle, die nicht das Individuum und ſein Verhältniß, ſondern nur das Geſchlecht erkennen. — Wo iſt die Schuld? — — Ich ſage nicht „ich will es nicht ertragen," ſondern: „ich bin befangen." Wahrheit! — Glaubſt Du aber, ich täuſche mich, ſo fühle das Herz, wenn ein ſolcher in die Thüre tritt; wie die Fühlhörner der Schnecke, ſo zieht ſich Alles in ſich ſelbſt zurück. —

* * *

In dieſem Abſchnitt ſoll bloß noch die kurze Chronologie ihres Lebens bis zum Frühjahr 1834 angedeutet werden, um als Anhaltspunct für die nachherigen reicheren und zuſammenhangenden Mittheilungen aus ihren Papieren und Briefen zu dienen. Im Herbſt 1830 eine Reiſe nach Leipzig zum Beſuch ihrer dortigen Verwandten, wo Charlotte die Leipziger September-Revolution miterlebte. Das Jahr 1831 hindurch ein ſtillgeſelliges, der Lectüre, der Muſik und dem Freundesumgang gewidmetes Leben, wo ſie unendlich viel in ſich aufnahm, und in vergönnter Ruhe, bei ziemlich glücklicher Geſundheitsſtimmung ihres Gatten, eine merkwürdige Höhe ihrer innern Entwikkelung erlangte. Im Jahre 1832 eine Seebadreiſe nach Doberan, gemeinſchaftlich mit ihren Schweſtern, zur Herſtellung ihrer leidenden Geſundheit, die bald in der Bruſt, bald im Magen angegriffen zu ſein ſchien, ohne daß man über den Sitz des Uebels recht klar werden konnte. Im Jahre 1833 die Reiſe nach Petersburg und von dort nach Moskau, mit den mannigfachſten neuen Anregungen und Bereicherungen ihrer Anſchauung, die eine ſo großartige Empfänglichkeit beſaß. Da verlebte ſie, zugleich in einem ausgezeichneten und immerdar reichbewegten Familienkreiſe, wo das Daſein ſich mit feſten

Geſtalten der Liebe und Verehrung umgränzt und die Tage einen immer klangvollen Wellenſchlag haben, eine ungemein glückliche und fröhliche Zeit, den friſchen Jugendmuth ihrer ſchönen Natur ganz herauskehrend. Darauf nach der Heimkehr der Winter 1833 — 1834, der eine der erfreulichſten Perioden ihres Zuſammenlebens wurde, wo Beide, von der großen Sommerreiſe und dem Antheil an erweiterten Verhältniſſen erfriſcht und geſtärkt, mit Behagen wieder in ihr anſpruchloſeres Stillleben eingingen, wo Stieglitz, männlich kräftiger Geſundheit ſich erfreuend, auch an ſeinen nun unverdroſſen verrichteten Amtsgeſchäften keine innere Störung empfand, mithin vor allen für die gern ſich beglückende Charlotte eine alte Urſach zu großen Sorgen geſchwunden ſchien. Sie ließ uns in dieſen leider ſo ſchnell vorübergerauſchten Monaten ſchöner als je ihre wunderbare Geſangſtimme erſchallen, und während Stieglitz, in dieſer ganzen Zeit ungetrübt und ſchaffensluſtig, mit eigenen Arbeiten beſchäftigt war, las ſie viel, und hatte ſelbſt herzliche Gedanken, war mittheilſam und ergoß lebhaft ihren Geiſt im Geſpräch mit einem vertrauten Freunde. Dieſer klare und ruhige Himmel erhielt ſich bis in das Frühjahr 1834 hinein, wo ſich plötzlich unglückſchwangere Wetter am Horizont zuſammenzogen und über den Häuptern der Beiden verderbender denn je ſich zu entladen drohten. —

Im folgenden Abſchnitt unternehmen wir es, von der holden, waltenden, denkenden, ſingenden, ſorgenden Dichterfrau ein Portrait zu zeichnen, wie es den aufgeblühteſten und entwickeltſten Moment ihres innern und äußern Lebens darſtellt. Vorher mögen hier noch von ihr ſelbſt zwei ihrer ſinnigen Gedichte folgen, die ſie, eine ſeltene Gelegenheitsdichterin der Liebe, ihrem Manne ſang, um ihn mit dem einen zu mahnen, an die immer verſchobene Ausführung ſeiner nordiſchen Reiſebeſchreibung endlich Hand anzulegen, mit dem andern, ihm zu ſeinem Geburtstage einen lieblichen Scherz zu ſagen, der wegen einer gerade vorhandenen Ebbe in der Oekonomie des Haushaltes luſtig tröſten ſollte.

An meinen Dichter.

(Mit ſechs Schreibfedern zum Weihnachtheiligabend.)

Dieſe Federn für die „Reiſe"
Nutze bald mit kühnem Sinn;
Fragſt zu lang Du: „welche Weiſe?"
Wächſt das Moos wohl drüber hin.

Gieß ein Füllhorn aus mit Früchten,
Blüth' und Frucht' gieb zugleich;
Weisheit ſei in Deinem Dichten,
Witz und Jugend mach' es reich.

Menſchen laß uns drinnen finden,
Menſchen die geliebt, gedacht,
Laß von Lieb' Dich warm entzünden
Und von Zorns Gewitternacht.

Greif in Deines Buſens Tiefen —
Hast Erfahrung nicht genug?
Allen Stimmen, die noch ſchliefen,
Gönne jetzt den kühnen Flug!

Was am Stoffe muß zerſchellen,
Hat hier Freiheit, hat hier Raum —
Reiſe, Freiheit ſind Geſellen,
Freiheit iſt im Wein der Schaum!

Laß es ſprudeln, laß es ſetzen,
Gieb uns einen guten Wein,
Und ich will Dir mit Ergetzen
Auch ein treuer Streiter (Streicher) ſein.

Charlotte Stieglitz,
geborne Wilhöfft.
den 24. December 1833.

Gruß zum 22. Februar 1834.

An meinen Heinrich Stieglitz.

Komm' ich auch mit leeren Händen,
Käm' ich auch mit vollen gern,
Wird's der Gott Dir reichlich ſpenden,
Nenn' es Deinen guten Stern.

Dichter kennen andre Gaben,
Tadelnd Spiel ſie achten's nicht,
Von dem Gotte will'n ſie's haben,
Götterkraft und Götterlicht.

Windet heut ihm zarte Kränze,
Veilchen und Vergißmeinnicht,
Morgen im erneuten Lenze
Nennt die Blüthenwelt er ſein.

Ladet liebend freie Gäſte,
Gebet was das Herz erfreut,
Einer nur — der Wirth vom Feſte
Iſt wo anders, iſt zerſtreut.

Und es ſollte drob mich grämen,
Leere Hand und leeres Haus?
Kommen nur die rechten Seelen,
Leben wir in Saus und Braus!

Gute Geiſter, ungeladen
Bietet der Dichter euch Quartier,
Und die Gattin ſpricht: „Euer Gnaden,
„Laßt's euch lang gefallen hier.

„Macht euch breit und macht euch dicke,
„Lagert euch in bunten Reihn,
„Mit euch leben wir im Glücke,
„Mit euch fehlt's uns nicht an Wein!"

Und es ſollte drob mich quälen
Leere Hand und leeres Haus?
Kommen nur die rechten Seelen,
Leben wir in Saus und Braus!

IV.

Die alten Deutſchen ſahen in ihren Frauen etwas Uebernatürliches, das mit den Göttern zuſammenhing. Deshalb ſchrieben ſie ihnen Weiſſagungsgabe zu und verehrten ſie als die heiligſten Geſtalten des Lebens. Das Weibliche tritt auch am eigenſten als das Genienartige im Daſein auf und ihre Engel und Schutzgeiſter haben ſich alle Völker vorherrſchend weiblich gedacht und gebildet. Das Geheimnißvolle in der weiblichen Natur weiſt mit der zauberhaften Myſtik ihrer Organiſation auf beſondere und tiefliegende Ideen der Schöpfung zurück, und in dieſen holden Räthſeln der Liebe hat ſich das Sympathetiſche in allem Weltzuſammenhange ausgedrückt. Das Sympathetiſche, welches die Kräfte lockt und bindet, die ſtille Muſik im Innerſten der Weltſeele, die Sterne, Sonnen, Körper, Geiſter in dieſem ewig wandelnden Rhythmus und in dieſer unverlierbaren Gegenſeitigkeit ſich bewegen macht, iſt das Weibliche des Univerſums. Dies iſt das ewig Weibliche, von dem Goethe ſagt, daß es himmelan ziehe. Daher nichts Tieferes, Leiſeres, Unerforſchlicheres, als eines Weibes Herz. Allbeweglich greift es in jede wunderbare Ferne des Daſeins hinüber, und hört mit feinen Nerven das Verborgenſte, was es giebt, in ſich heraus. Von jedem Klang berührt und erſchüttert, wie eine Geiſterharfe gebaut, zittern auf ihm die geheimſten Saiten der Natur und des Lebens oft in prophetiſchen Schwingungen nach.

Des Weibes Herz ist ein offener Liebestempel, in dem die edelsten und höchsten menschlichen Gefühle beten gehn, und wo die Natur für so viele streitende Elemente der Zwietracht ein großes Versöhnungsfest ausgefunden hat. Das Weibliche ist die in die Gestalt getretene Fülle der Liebe, die in der ganzen Welt sucht, an wen sie sich beglückend schmiege, um der süßen Nothwendigkeit der allgemeinen Harmonie willen. Es ist das Anschmiegende, und darum die Weichheit in den duftiggebildeten Formen, fließend und wallend wie Lockenhaar der Grazien, das Epheuartige am Leben. Es ist das Dienende, und darum die süße Magdsnatur im Weibe, die ächt christlich ihrem Herrn die Füße wäscht, mit liebefeuchten Blicken, der unendlichsten Hingebung fähig, keinen Lohn verlangend für treugeleistete Dienste. Es ist das Mütterliche, das gütige Wesen der allwaltenden Mutter Natur, und darum der sorgliche Haushaltungstrieb des Weibes, darum in ihm die physische Stätte des fortlebenden Geschlechts. Es ist das Beglückende und darum sein Prinzip die Schönheit, sein Wesen die Heiterkeit der Gestalt, sein Reiz die Poesie des Bildes. Das Männliche, welches das streng auf den Begriff der Dinge Gewiesene und im Kampf um das Begriffliche der Existenz sich Abringende ist, stellt die Schwere dar, wo das Weibliche das Licht; den Ernst und die Kraft, wo das Weibliche nur den Sieg der Milde; das eckigausgelaufene Extrem, wo das Weibliche die Wellenlinie der Ruhe; das gewaltsam Schaffende, wo das Weibliche das still Zusammenfügende und Einigende. Und so ergänzt sich das ächt Männliche immerdar an dem ächt Weiblichen, und sänftigt und schmückt sich an ihm, wie der strenge Begriff sich sänftigt und schmückt an der schönen Bildlichkeit der Erscheinung. Mit all den unbeschreiblich zarten Schmerzen, die in eines Weibes Brust verborgen liegen, (denn keinem Herzen werden tiefere Dolchwunden im Leben geschlagen, als dem weiblichen in seinen wunderbar gefühlsamen Organen,) mit all seiner in sich dichtenden und sinnenden Schmerzenslust ist das Weibliche doch das höchst Seelige, das, im Innersten voll von Melodie, des schönsten Gelingens der Eintracht zwi-

ſchen Innen und Außen ſich zu erfreuen vermag. Das Weibliche iſt etwas Allgemeines an allem Leben, die leiſeſte Pſyche des Daſeins, und daher der feine Zuſammenhang der weiblichen Natur mit den allgemeinen Organiſationen, Einwirkungen und Weltkräften, daher die geheimnißreiche Anziehungskraft, die es, als der eigentliche Pol des Geſchlechts, ſo magiſch ausübt, als könne Jedes nur erſt in und mit ihm, dem ächt Weiblichen, ſeinen Frieden finden, und ein Allgemeines, das es mit Jenem gemeinſam hat und doch auch wieder nicht, als etwas Dauerndes befeſtigen. So deuten die Alten dieſe Idee eines allgemein Weiblichen in der menſchlichen Natur merkwürdig an, indem ſie durch ihre Benennung der Augäpfel ausdrücken, daß Jedem ein junges Mädchen im Auge ſitze! Junge Mädchen (papillae, κοραι) nannten die Alten die Augäpfel, worauf einmal Winkelmann aufmerkſam gemacht, und das menſchliche Auge, dieſes ſtrahlende Helldunkel des geheimſten Seelengrundes, kann man es treffender und bezeichnender nennen, als indem man ihm die Weiblichkeit beilegt, die Weiblichkeit, die am eigenſten aus jenem geheimen leiſen Seelengrund alles Lebens, wie eine Anadyomene aus der Tiefe, herausſteigt, die, wie ſie das aufgeſchlagene Auge der irdiſchen Schönheit, ſo auch die Schönheit im menſchlichen Auge iſt?

Und Charlotte? Ich glaube, ich habe ſie nun bereits geſchildert. Denn jedes Edelſte, Höchſte und Lieblichſte weiblichen Geſchlechts ſtellte ſie an ſich in anmuthig ſtiller Geſtalt dar, und man lernte es eben von ihr empfinden und begreifen. Jene Seelenherrlichkeit des menſchlichen Auges, die ächt weibliche Pſyche, erſchien niemals wunderkräftiger abgeſpiegelt als in dem ihrigen. Sie hatte überirdiſch ſchöne Augen, die, groß und braun und glänzend, der kryſtallklarſte Ausdruck eines immerbewegten Geiſteslebens waren. Bald in Forſchung und tiefes Nachſinnen verſenkt, bald von trunkener Poeſie der überwallenden Gefühle ſchwimmend, bald von der harmloſeſten Schalkheit lachend erfüllt, ſahen dieſe ſtrahlenden Augen Jeden, zu dem ſie ſich aufſchlugen, mit einer holden bittenden Freundlichkeit an. Sie hätten mit ih-

ihren leuchtenden Sternen gern Liebe in die ganze Welt gehaucht, und nur selten wurden sie ernstdunkel oder zürnend, wo entschieden ausgesprochene Antipathieen ihnen im Wege lagen. Aber ihr Zorn hatte etwas merkwürdig Großes und Schönes, wie er in Frauenaugen selten sich dazu erhebt, und sie besaß zuweilen, plötzlich aufschauend oder von einem dringlichen Moment erregt, eine funkelnde Tapferkeit des Blickes, die sie der heldenmüthigsten Entschlossenheit und Ausführung fähig zeigte. Doch die tiefste Milde bei aller Festigkeit war der eigentlichste Grundzug ihres Charakters, und diese Milde war der lächelnd entgegenkommende Eros, dem Jeder in ihrem offenblickenden Auge begegnen konnte. Ihr Auge glich oft der Sonne, die über Gerechte und Ungerechte scheint, denn in kein Geschöpf war jemals ein so großer Schatz und Ueberdrang der innersten Liebe gelegt, und diese Liebe trat ihr in die Augen, und beschien von da aus mit seelenvoller Theilnahme und Wohlwollen auch den Unbedeutendsten. Obwohl nur sehr Wenige ihr Vertrauen besaßen, das ihr scharfer Verstand freigebig zu verschenken hinderte, so zeigte sie doch immer das ihr ganzes Leben hindurch liebesehnende Herz auch da, wo ihm nicht genug gethan werden konnte, eben in diesen merkwürdigen huldspendenden Augenstrahlen. Es war die Hoheit der Liebe selbst, die in weiblicher Schönheit in die irdische Erscheinung getreten, um beglückend, versöhnend, vermittelnd, segnend zu walten in einer Welt voll Egoismus, Kälte, Eigennutz und niedrigen Antrieben.

Dazu das lieblich gebildete Gesicht mit seinem scharfen, geistvollen Ausdruck, ein starkes Profil von ebenso viel kecker Zeichnung als edler Anmuth. Hier war ein stilles Blumenbeet von Ernst, Schmerz und Freude in einer seeligen Mischung, und in die rührende und gewichtige Bedeutsamkeit dieser Züge flecht sich ein kindlicher Liebreiz, dem man nicht ohne Andacht ergeben sein konnte. Da erhob sich die von den braunen Locken spielend begränzte Stirn in gedankenvoller Wölbung, und wenn nicht so klein und schmal, wie der mediziäischen Venus Idealform es kunstgerecht heischte, dennoch bei allem

Nachdenken, das auf dieſer Stirn ruhte, mit ſchöner Mädchenhaftigkeit geziert, und die Sinnblüthe lieber Beſcheidenheit verrathend. Nun tritt die feine längliche, keckgehobene Naſe mit einem leiſegeſchwungenen Adlertypus hervor und giebt dem ganzen Geſicht eine kräftigende Haltung, die unbeugſamen Lebensmuth und Strebensluſt der herrlichſten Seele an den Tag legt. Dann die ſtolzen Rubine der Lippen, die, ſchwellend und geſangvoll um eine glänzende Perlenreihe der Zähne geſchmiegt, einen leiſe verſchmähenden Zug nicht verläugnen, welcher der Ausdruck iſt eines unendlich keuſchen und reinen Edelſinns, unbeſchreiblich verletzbar durch jede unlautere Härte der Welt. Ueberall ſonſt die reinſte Schönheitslinie, holdes Oval der Wangen mit ſanften Grübchen, das friſcheſte und geſättigſte Incarnat, und eine ſtets blühende, roſarothe Geſichtsfarbe, die ihr oft auch dann blieb, wann ſie einmal leidend und angegriffen, wo ſich, wie auch in beſonders aufgeregten geiſtigen Stimmungen, jenes hocherglühende, wunderbare Schönausſehn bei ihr einſtellte, welches ihr einen bangen Anſtrich von fernentrückter Verklärung und Verſchmelzung gab. Das braune, in früherer Jugend dem Dunkelblonden angenäherte Haar war ihr, wie ſie es trug, ein beſonders lieblicher Schmuck des ausdrucksvollen Kopfes, und die den feinen Hals berührenden Locken hinter dem Ohr hatten ſich noch aus der kindlichen Weiſe der erſten Mädchenjahre in dieſer unſchuldsvollen Form erhalten. So ſah man ſie, meiſtentheils das Haupt ein wenig auf die linke Seite gebeugt mit einer milden Senkung, worin ſich ihr Hang zum Sinnen und innern Vertiefen kundgab, aber auch ihr theilnahmvolles und hingegebenes Betrachten, das ſie jedem Gegenſtand mit liebevoller Auffaſſung widmete. Dieſes leiſe eigenthümliche Seelenleben ſelbſt in ihrer Haltung ging durch des Körpers ganze, in ſehr zierlichen und lebensvollen Formen ausgebildete Geſtalt. Sie war von mittlerer Größe, und ſchritt mit leichter ſylphenhafter Bewegung auf dem kleinen Fuß einher, das heiterſte Ebenmaaß der Glieder vorſtellend, die gleich dem Elfenbein fein und weiß an ihr erſchimmerten. Und über dieſe ganze, zarte Erſcheinung lag das

jungfräulich Duftige ausgesponnen, das ihr, die noch immer etwas Mädchenhaftes an sich hatte, beständig verblieb und ihr den sanftverschlossenen Reiz stiller Verschämtheit anhauchte. Dazu kam zugleich etwas Treuherziges, Biedersinniges, Wackeres in ihrer Natur, das sich bei jeder Gelegenheit kundgab, besonders wenn sie Dem, der etwas recht nach ihrem Sinne gesagt oder gethan, schnell ihre kleine, außerordentlich lieblich geformte Hand hinreichte und ihm die seine schüttelte. Diese kleine schneeweiße Hand legte sie oft sinnend an die Schläfe, oder griff damit nach ihrem Herzen, wann sie, was nicht selten war, Herzklopfen hatte. Ihr Sprechen war meistentheils leise, und der Ton zu geistig, um recht körperhaft zu werden, während ihr Gesang eine ungewöhnliche Stärke hören ließ, in der Alles, was nur von ihrer Seele Klang werden konnte, sich in jauchzenden Accorden befreite.

Soviel köstliches Leben mußte von Allen, die ihr nahe standen, wie ein Himmelssegen hingenommen werden, denn was wirkt veredelnder, als die Nähe einer so durch und durch schönen Natur, die uns in Streben und Denken sich anschließt? Und Charlotte verstand sich auf den recht ächten, menschlichen Umgang wie auf eine schöne Kunst, die sie mit sinnigem Bewußtsein, daß aus jedem wahren Verhältniß ein bestimmter geistiger Inhalt sich ausprägen müsse, beglückend ausübte. Sie war streng in der Freundschaft, denn sie machte große Anforderungen an den innern Gehalt derselben, und verabscheute jenes substanzlose Nebeneinanderhinschlendern, wodurch täglicher Umgang der Menschen so oft nur das bequeme Negligékleid ihrer Langweiligkeit und Leerheit wird. Aber sie selbst genügte diesen Anforderungen am meisten, indem sie mit der ihr eigenen Offenheit durch das Beste, was in ihr vorging, das Gespräch belebte, jedes neu Aufgenommene und Angeeignete freudig zum Austausch brachte, und mit einer gewissen Eifersucht, welche gerade die reinste Liebe war, auch bis auf das Kleinste die Mittheilungslust rege erhalten wissen wollte. Bei diesem Ernst und Eifer, mit dem sie die Verhältnisse nahm, war doch kein Herz zugleich für Freude und Scherz des Umgangs empfäng-

licher. Die herrlichste Laune mit ihrem ganzen bunten Schmetterlingsgefolge von Einfällen und Witzen kehrte bei ihr ein, wann sie der Harmonie ihres eigenen Wesens überlassen blieb, und obwohl sie nie laut lachte, konnte doch der kindlichste Muthwille aus ihr hervorbrechen, der sie neckend, hüpfend, tändelnd und durchaus lebensübermüthig erscheinen ließ. Dann schlugen die Pulse dieser seelenhaften Gestalt raschere Takte an, und Grazien und Genien umgaukelten das strahlende Haupt, das seine sorgenvollsten Gedanken immer so gern vergaß.

Es lag eine unendliche Güte in ihrem Charakter, die sich besonders im Umgang mit ihr tausendfältig erfahren ließ, und es kostete ihr Ueberwindung, diese selbst da, wo sie etwas Unlauteres oder anmaßend Nichtiges fand, zu verläugnen. Aber sie war zugleich in ihren Nerven so seltsam erregbar, daß sie im eigentlichsten Sinne körperlich unwohl werden konnte, wenn sie von einem durchaus langweiligen Menschen mit der gewöhnlichen, gesellschaftlichen Unterhaltung belästigt wurde, und doch lag es ihr wieder am Herzen, jeden Anstoß, den sie dem Einen oder dem Andern etwa auf diese Weise gegeben, sogleich möglichst gut zu machen. Dies Letztere war in ihr überhaupt ein natürlicher Gemüthszug, wie sie denn öfter zu sagen pflegte, daß sie mit Niemanden sich besser stehe, als bei dem sie etwas gutzumachen habe. Sie haßte indeß allen Dandysmus, alle Backenbarts-Koketterie und überhaupt die eleganten Gesichter und Figuren, mit deren krausgeschnittenen Modeformen sie sich niemals in Sympathie zu setzen wußte. Im Anfang, als junge verschüchterte Frau, blieb sie bei Besuchen einiger Personen, deren Physiognomie ihr durchaus ein feindseeliges Element war, lieber in der kalten ungeheizten Nebenstube wie ein stilles Kind sitzen, oder machte sich länger als gewöhnlich in der Küche zu schaffen. Aber ihre ungemeine Wißbegierde und Bildungstrieb führten sie mehr der Unterhaltung mit Männern zu, wo sie gern an inhaltsvollen Gesprächen Theil nahm, als daß sie im Kreise weiblicher Bekanntschaften, wie lieb ihr auch manche derselben waren, sich eifrig und vielfältig

ergangen hätte. Zu ſchärfſter Menſchenkenntniß hatte ihr feinfühlender Sinn und Takt ſich ſchon früh ausgebildet, und ſie beſaß jenes weibliche Ahnungsvermögen für das Geheimſte, das in einer Perſönlichkeit vorgehen oder verborgen liegen mochte, in einem ſo hohen Grade, daß ihr in ihrem ſtillen Betrachten Keiner entging, mit dem ſie zu thun hatte. Wieviel Duldſamkeit und Milde ihr auch immer ſelbſt gegen grobe Schwächen der ſie umgebenden Charaktere eigen, wenn nur nicht ganz eine geiſtige und innerliche Baſis fehlte, ſo war ſie doch mit Recht ſchonungslos gegen manche Naturen, die ihre Halbheit, Mittelmäßigkeit oder ſittliche Verzerrung allzu laut und zuverſichtlich geltend machten. Dann trat jene kecke Entſchiedenheit und Feſtigkeit ihres Weſens hervor, die in dieſem weiblichen Herzen auf eine außerordentliche Thatkraft deuteten, und mit männlicher Sicherheit und Scharfblick handelnd, wo es galt abzuwehren, gegenüberzutreten, den entſcheidenden Schritt in ungewiſſen Verhältniſſen zu thun, war ſie für den Gatten, der entweder in naiver Hingegebenheit oder in leidenden Zuſtänden manchen Conflicten mit ſeinen äußeren Umgebungen unterlag, der wahrhaft vermittelnde Genius zwiſchen ihm und der Welt, und ſein kräftig leitender Engel. Dieſe tiefinnere Stärke bei ſo zartgewebter Schönheit übte eine unwiderſtehliche Macht aus, und doch, wie oft große Helden mit irgend einem kleinen Aberglauben zuſammenhängen, war Lottchen, alle ihre Tapferkeit abwerfend, zu Zeiten wieder die liebliche furchtſame Mädchenhaftigkeit ſelbſt, die plötzlich erbleichen konnte, wenn wir an manchem Winterabend, auf dem ſchauerlichen Schiffbauerdamm, zuſammen am Tiſche ſaßen und es ſich auf Einmal anhörte, als ginge im Nebenzimmer Einer mit Geſpenſterſchritten auf und ab, oder die laut aufſchrie, wenn ihr auf einer Landpartie ein ſummender, frühlingsluſtiger Käfer in den Nacken flog.

Sie liebte gleich der Nachtigall die geräuſchloſe Stille. Die ſeltene und wunderbare Keuſchheit ihres Weſens, die ſelbſt gegen den ins Schlafkämmerlein hereindringenden Mondſtrahl ſich hätte verhüllen mögen, gab ihr

auch im geſelligen Verkehr nach außen das leiſe Leben der Sinnpflanze, die vor jeder ſtarken Berührung erſchrickt. Mit den lauten Freuden und Vergnügungen in den geſellſchaftlichen Kreiſen wurde ſie nie recht einig. Tanzen mochte ſie in den letzten Jahren gar nicht mehr, obwohl ſie beſonders gern zuſchaute und die frohe Anmuth menſchlicher Bewegungen im Umſchwung der drehenden Paare lächelnd bewunderte. In Geſellſchaft, wenn im Freien die jungen Damen ſpielten, Federball arrangirten oder zu andern Luſtbarkeiten ſich vereinigten, nahm ſie nicht Theil und hielt ſich zu den ältern Damen, obwohl ſie, wie ſie mir einmal ſcherzhaft klagte, doch bei weitem noch nicht zu den Ehrwürdigen gehörte. Aber wie gewiſſe Blumen der leiſen Weihe der Nacht bedürfen, um ſich dreiſt zu entfalten und die Kelche aufzuſchlagen gegen Luft und Sterne hin, ſo war nur das Heimliche, Geiſtige, andächtig Stille ihr eigenſtes Lebenselement, auf dem ſie mit Sicherheit und froher Bewegung wie ein geheiligter Schwan dahinſchwamm. Dabei gab ſie, wenn man will, doch auf die äußere Erſcheinung etwas. Sie zog ſich, bei all ihrer Einfachheit und Ungeſuchtheit, jederzeit ſehr geſchmackvoll an, aber nur wie es edler Seelen Art iſt, und nie ſah man ſie auch im Hauſe anders als in anmuthigſter und wohlſtehender Kleidung. Und mit Recht, denn das köſtliche Gold des menſchlichen Körpers faßt man nicht in unedles und glanzloſes Blei, ſondern lieber in einen Feſtkranz von Perlen, und die Form iſt nicht minder ſchöner Verherrlichung werth, die einen ſolchen Inhalt, eine ſolche Seele zu führen gewürdigt iſt.

Nur war es oft, als wollten ſich dieſe Form und dieſer Inhalt, dieſe Seele und dieſer Körper durch eine zu frühzeitige, geiſtige Ausſchmelzung voneinander löſen. Dies kam immer wieder, und es ſchien dann, daß der inwendige Flügelſchlag des raſtloſen Herzens zu ſehnſuchtsſtark und eigenmächtig zu walten beginne. Es waren, wie in gewiſſen Jahreszeiten den Kranich unbewußter Wandertrieb dahinreißt, in ſolchen Momenten Ablöſungen der ſtarkerregten Pſyche, die in Auge, Stimme, Gang und dem erhöhten Ton

des ganzen Nervenlebens ſich verriethen. Sie pflegte dies oft ſelbſt ihre Champagnerſtimmung zu nennen, wo ſie mit ätheriſchen Augen, leuchtendem Geſicht und klopfendem Buſen daſaß, lebhafter und gehobener als je ſprach und auffaßte, ſelbſt ihr fremder liegende Gegenſtände raſch und ſchlagend combinirte, durch anregende und unerwartete Gedanken überraſchte, aber nachher bei nachlaſſender Empfindung in Mattigkeit und Erſchöpfung verfiel. An ein pralles kräftiges Dieſſeits des Hinlebens gewieſen, müſſen wir allerdings eher geneigt ſein, in ſolchen magnetiſchen Stimmungen der Seele, in die das Jenſeits wie mahnend herüberſcheint, einen krankhaften Reiz als etwas Geſundes und Göttliches zu ſuchen. Wer, wie ich, ziemlich eiſerne Nerven hat, wird ſich nicht leicht in ſolche jenſeitsenteilende Zuſtände verſetzen können, dennoch aber jenen Ahnahnungen einer fremden andern Welt, die bei aller dieſſeitigen Umgränzung und Concentration herüberſchattirt und uns oft leiſe das Haar ſtreift, ihr Recht als einem wirklich auch hier und um uns Waltenden nicht abläugnen dürfen. Und bei manchen allzu fein und leiſe gewebten Naturen bildet eben das gereizte Nervenleben jene luſtig ſchauerliche Brücke, die ſich in eine fernundfremdliegende Ahnungswelt hinüberſchlägt, eine Welt, deren Verwirklichung der Tod, deren Annäherung die Krankheit iſt, und die dem geſunden, ächt menſchlichen Organismus, der ein irdiſcher und als ſolcher ein durchaus dieſſeitiger, ſchlechthin unerreichbar ſteht und von ihm abgewieſen werden muß. Denn beſſer iſt es, gleich die Vernichtung wählen, als an eine Amphibienartigkeit der Exiſtenz ſich hingeben, in welcher der Geiſt eigentlich nirgends zu Hauſe iſt, wo jedes tüchtige Schaffen und Vollbringen ſich lähmt und wo der unerbittliche Verſtand ſich doch immer angeſtiftet fühlt, dem trunkenen Schauen ſeine etwaigen Beſitzthümer als Illuſionen zu ſeciren. Die kosmiſche Mitempfindſamkeit, in welcher am meiſten die weibliche Natur ihrem phyſiſchen Grundweſen nach ſteht, bringt jedoch auch faſt nur bei dieſer den Somnambulismus hervor, jenes dunkle, ſchauderhafte Begatten zweier Welten im Schooß eines Individuums, das für uns weder Werth noch Gewinn haben kann und

darf. Aber Charlotte blieb weit entfernt davon, von dieſen Erſcheinungen und Stimmungen, obwohl ſie zur völligen Umſchreibung ihres Weſens nicht unangedeutet bleiben konnten, bewältigt zu werden. Jenes waren nur Momente, in denen ihre Pſyche in heimlichen Erbebenſchauern ſich ſchüttelte, und ein frohkräftiges Walten im Kreiſe ihrer Pflicht, ein Bewegen mitten im eigentlichſten Inhalt des Lebens darin, war ihr immer die hauptſächlichſte Aufgabe des Daſeins, zu der ſie mit ſeltener Feſtigkeit des Willens und Charakters ſich ſchickte. Nur ihr Geſang, den ſie bei einem wirklich großen Muſiktalent immer meiſterlicher erklingen ließ, hauchte oft in mächtiger Weiſe jenes Tranſcendente ihres Weſens aus, das einmal in deſſen Grundrichtung verborgen lag. Mit einer ſtarken, kräftigen Bruſtſtimme begabt, tönte ſie ein unendliches Seelenleben darin in die Lüfte, aber während es glockenhell und wie flatternder Lerchenjubel ſich aufſchwang, während es romantiſch wie friſche Waldquellen rauſchte, während blauer Himmel und goldene Sonne in dieſen ziehenden Wellen der Töne ſich ſpiegelten, während durch holde und ſichere Kunſt alles Wogen und Ueberfließen in ein reizendes Maaß geleitet wurde, klang zugleich, je tiefer ſie ſich ſelbſt hineinſang, ein geiſterhaftes Flügelheben in die Ferne mit hervor, eine ſichtliche Strömung der ganzen Seele ſetzte ſich in Bewegung, eine gedankenvolle Wehmuth miſchte ſich darein, und vor ihren leuchtenden Blicken lag etwas Zukünftiges aufgeſchlagen, das der Gegenwart drangvoll und unaufhaltſam enteilte. Man war erſt entzückt, dann bange, und mußte erſchrocken nach ihr hinſehn, um ſich noch von ihrer lieblichen Nähe zu überzeugen.

Ungeachtet mancher Kunſttalente, war ſie doch eigentlich mehr eine philoſophiſch-reflectirende, als eine künſtleriſche Natur. Sie hatte eine feurige und glänzende Phantaſie, die ſich oft durch die originellſte Verbildlichung ihrer Anſchauungen verrieth, aber ſie war nie darin befriedigt, bloß an den Reiz der Geſtalten im Leben oder in der Kunſt ſich feſtzuhängen. Sie war ein Weſen, das ſchon früh, und oft ſich ſelbſt unbewußt, dem Allgemeinen

nen zuſtrebte, und ſo mußte ſich ihr überall noch etwas daranknüpfen, das ihrem innerſten Leben zum Weiterſpinnen und Beleuchten diente, wenn ihr Genüge geſchehen ſollte. Deshalb ſtreckte ſie oft die Hand nach der Philoſophie aus und ſchickte ſich mehrmals allen Ernſtes dazu an, mit jenen philoſophiſchen Syſtemen ſelbſt, deren räthſelvolle Sternbilder Deutſchland ſeit Kant durchlaufen, ſich vertraut zu machen. Aber hierin konnte ihr kein Freund entgegenkommen, da ſchon die gepanzerte Form jener Syſteme Mittel der Verſtändigung vorausſetzt, die in dem Umfang weiblicher Erziehung nicht berückſichtigt und geboten liegen. Doch es war ihr immer, als fehle noch etwas zu ihrer eigenſten Ergänzung, das ſie mit raſtloſem Streben irgendwo ſuchen müſſe, und dies erhielt ihr Geiſtesleben, dem nie genug gethan wurde und das nie genug in ſeiner Selbſtändigkeit genährt wurde, in unendlicher Erregbarkeit. Aber die einzig gemäße Philoſophie der Frauen, das iſt die Poeſie. Die Poeſie, welche im heitern Einklang bleibt mit den unmittelbaren Geſtalten des Lebens, und am Bilde, an der Erſcheinung ſich ſonnt, in welcher die ſchonungsloſe Strenge des Begriffs von bunter Knospe umfangen gehalten wird. Und der Poeſie bemächtigte ſich denn auch Charlotte mit einer wahren Leidenſchaft der Seele, ſie nicht nur in ſich gewähren laſſend, ſondern auch ſelbſt von Seiten der Forſchung. Sie ſuchte ſich zuſammenhängend in den Beſitz einer vollſtändigen Kenntniß der ganzen Geſchichte der Poeſie zu ſetzen, und wenn man ihr die Entwickelungsepochen der Literatur bis in die feinern Details auseinanderlegte, hatte ſie große Freude und Einſicht daran. Ihre Luſt ſelbſt an gelehrten Unterſuchungen, mit denen ſie ihrem Wiſſensdurſt gern ein wenig ſchmeichelte, verführte ſie jedoch oft noch zu einem Abſtecher auf fremdartigere Gebiete hinüber. Mit dem eigenthümlichen weiblichen Spürblick, der auch aus Materien, die ihm eigentlich fern ſtehen und er nicht ganz überſieht, mit ſeinen Fühlhörnern und ſcharfſchmeckenden Bienenlippen ſich etwas herauszugewinnen und einzuſaugen weiß, las ſie zuweilen ſogar in mediziniſchen oder naturwiſſenſchaftlichen oder kritiſch gelehrten Bü-

chern, und es war gar anmuthig, ſie nachher darüber reden zu hören. Und dabei war ſie zugleich die eifrigſte und muſterhafteſte Hausfrau, die ſich nur erſt nach Beſorgung der Wirthſchaftsrepublik das Recht zugeſtand, der Gelehrtenrepublik anzugehören, und ſie betrieb alle dahin einſchlagenden Verrichtungen wie ſpielend mit beſonderer Geſchicklichkeit, auch hier nicht ohne Zugrundelegung wohlausſtudirter Theorie, da ſie auf ihre genaue Kenntniß des Kochbuchs in ihrer ſcherzhaften Weiſe nicht minder ſtolz that, und mit Recht, als auf die Leſſings oder aller deutſchen Klaſſiker zuſammengenommen.

Bei dieſem ächt weiblichen Bewegen und Walten war es ſeltſam, wenn zuweilen der Wunſch in ihr aufſteigen konnte: ſie möchte wohl ein Mann geworden ſein! Dies entſprang theils aus ihrer Wiſſensluſt und allſeitigen Regſamkeit, in der ſie gern zu jedem ächten Beſitzthum des Lebens ihre Schritte getragen hätte, theils aus jener in ihr drängenden Freiheit der Geſinnung, die ſich vor allem über die ſociale Begränztheit und Bornirtheit des weiblichen Berufs hinauserheben möchte zu einem kräftigeren und gedeihlichen Ergreifen des Daſeins. Dieſe Stimmung, von der wohl jede bedeutende Frau, eben weil ſie bedeutend, einmal beſchlichen wird, gehört in die vielverſchlungene Kette der Emancipationsfragen, mit deren ſchwer zu löſenden Räthſeln ſich die Gegenwart nach allen Seiten hin beſchäftigt, und die gerade die edelſten Gemüther in Bewegung ſetzen, nach der rechten Zauberphraſe zur Beſchwörung aller der widerſtreitenden Elementargeiſter unſeres modernen Lebens zu ſuchen. Und ein Geſchlecht, deſſen Geſchichte jahrhundertelange Mißhandlungen und Mißkennungen aufzuweiſen, von dem man längere Zeit nicht gewußt, ob man es wirklich ſolle zu den Menſchen rechnen, und dem noch heutzutage einige Völker den Beſitz einer Seele läugnen, ein Geſchlecht, in deſſen Buſen der Schöpfer das Herrlichſte gelegt und das durch die Barbarei und den Wahnwitz der Zeiten immer nur als phyſiſches Mittel mitfortgeſchleppt iſt, — wie ſollte es nicht bei der geringen Selbſtändigkeit, die ihm zum Grund und Boden ſeiner eigenſten Ent-

wickelung gegönnt wird, leicht in Conflicte mit seinen engen hausbürgerlichen Verhältnissen gerathen, wie sollte es nicht, je regsamer es das schöne Gewächs seiner Seele ausdehnen möchte, in Gefahr kommen, den Topf, in den es gepflanzt ist, zu sprengen! „Denn was kann eine Frau thun!“ rief Charlotte selbst einmal aus; „sie kann höchstens vor Kränkung sterben!“ Und was der St. Simonismus, dieser Wunderdoctor der kranken Weltinstitutionen, hier angeboten hat, um der socialen Verhältnisse Emancipation zu vollbringen, möchte am allerwenigsten von den Frauen selbst annehmbar gefunden sein.

Solche Anwandelungen setzte sich jedoch Charlotte bald wieder, mit weiblichem Sinn und Takt, in die Harmonie der einmal bestehenden Verhältnisse um. Bei allem Schmerz der Zeit, den sie tief in sich durchfühlte, kam immer wieder etwas Freudiges in ihrem Wesen herauf, das sich gern zufrieden und gefangen gab an Vorhandenes und Nothwendiges oder an goldenes Hoffen und frommes Wünschen. Eine starke Quelle des Trostes nach Innen und Außen war ihr auch der Geist des Christenthums, der, gegen ernsthafte Verirrungen früherer Jahre, bald auch in seiner heitermenschlichen Offenbarung in ihr erschien, und, wie dies sein vornehmlichstes Wesen ist, als eigentlichste Kraft der Individualität, als den Lebensmuth und die Thatkraft bewegende Gesinnung, sich immermehr in ihr geltend machte. Aber auch damit war sie still im Herrn, und ließ es, so zu sagen, nicht vor den Leuten blicken, denn sie haßte jedes Frommthun gegenüber der Welt, und hütete auch ihr Beten wie eine keusche Blume des allerinnersten Lebens. So wurde Alles mild, linde und ging in geistige Melodie auf, wenn ihr auch die unbefriedigte Kraft, deren sie nie selbständig sich bemächtigen wollte, zuweilen jenes Wehthun im ganzen Menschen erzeugte, wie es in der Ungeduld des Frühlings durch das Herz des Baumes seufzt. Aber ihr hätte dabei der gänzliche Mangel an Egoismus fast zum Vorwurf gemacht werden können, da ein Aufgeben und Zurücksetzen ihrer eigenen herrlichen Begabung daraus wurde und sie diese immer nur als das Zweite und Dienende in der Gegenseitigkeit ih-

res Verhältnisses zu achten fortfuhr. Diese Selbstverläugnung, die rührend, aber beinahe schmerzlich schien, war ein rosiges Kind ihrer unendlichen Liebeshingebung, die keine Gränzen kannte, am allerwenigsten die ihres eignen Ich. Sie dachte immer zuletzt an sich selbst, und dies wurde ihr leicht, weil sie sich hatte in geistiger Gewißheit, während der vordringliche Egoismus, der auf seiner höchsten Spitze die eigentliche Gemeinheit im Menschen ist, sein Selbst deshalb am gefräßigsten geltend macht, weil die innere Bedeutsamkeit desselben noch so wenig festgestellt ist. Jedoch erschien diese Selbstentäußerung, welche das Verhältniß begünstigte, in ihr oft auch schon wie ein Darüberstehn über dem Leben und dessen Ringen, Eifern, Trachten und Bewerben; und während im vertrautern Umgange mit ihr Alles lieblich, freudvoll und erbaulich sich ausnahm, während ihr Herz voll ächter Menschenliebe keinen Bettlerknaben durch Wort und Gabe unerquickt ließ, konnte es nicht selten bange machen, in ihr, bei den jugendlichsten Jahren, diese unendliche Reife oder Uebereife der Weltanschauung zu gewahren, durch die sie fast auf einem gesonderten und ferngetretenen Höhepunct aller Lebensbetrachtung sich wiegte. Dabei die schönste Frische und Röthe der Jugend, und alle Natur des Weibes in Blüthe stehend, nur des geschickten Gärtners bedürfend. In den spätern Jahren selten ein ganz melancholischer Zug unter dem wunderbar belebten Auge, dessen Iriessern einen unsterblichen Geist von sich strahlte. — —

Hier folgen, bis zu einem gewiſſen Zeitraum, Charlottens Tagebuchsbemerkungen, Briefe und manche andere Aeußerungen, die aus ihrem Munde niedergeſchrieben und feſtgehalten ſind, ſo wie die unmittelbare Lebensanregung ſie gegeben. Sie war nicht und wollte nicht ſein Schriftſtellerin, und die große Unluſt, die ſie am Aufzeichnen ihrer Gedanken hatte, wodurch ſo Vieles unaufgeſchrieben blieb, hätte das Talent für Darſtellung, das ihr dennoch wirklich eigen war, faſt in Zweifel ſetzen können. Aber wie eine ächt Lebende, war es nur der Moment, um den es ihr zu thun, in dem ſie ſich ausſprechen, an dem ſie ſich befriedigen und verſtändigen wollte. In dieſem Moment drängte ſich dann mit einer mächtigen Kürze ihre ganze Anſchauung und ihr eigenſtes Weſen zuſammen, und ſie gab Alles hin, ohne irgend einen Effect damit zu wollen. Sie ſprach, weil der Geiſt ſie trieb, ſowie die Blumenglocke, die der Sonnenſtrahl geküßt hat, hell aufbricht mit emporgeſchlagenen Augen. Und weil man denken kann, ohne zu ſchreiben, ſchrieb ſie nicht, außer was an Freunde durch das unmittelbare Wort nicht gelangen konnte. Mit ihrem Tagebuch, das ſie führte, ging es nie recht fort. Ihr Gatte hat viele ihrer Aeußerungen im täglichen Umgang bewahrt und aufgeſchrieben.

Tagebuchsblätter.

Niedergeschriebenes und Mündliches.

Das Salz iſt in der Kochkunſt, was in der Malerei der Firniß. Es giebt keinen neuen Geſchmack, aber es hebt den Totaleindruck des Geſchmacksgemiſches auf die rechte Weiſe hervor, und giebt ihm erſt die rechte Verſchmelzung und Haltung.

* * *

Den 2. November 1830, in der Nacht.

Wenn ich eine Thürmerfrau wär', das wär' doch eigen. So in einer ſchlafloſen Nacht, wo der Sturm brauſt, nun mit Einemmale wollen zu können: es ſoll nicht mehr Nacht ſein — und die Zeit umſtellen und den Tag anſchlagen laſſen über den Häuptern der Menſchen! — Die Zeit umſtellen zu können — es will mir gar nicht aus dem Sinn. —

* * *

Den 14. November 1830, Sonntags früh.

Sie äußerte ſich über ihren Geſang, dem zu entſagen ihr ein damals häufig wiederkehrender Huſten zur Bedingung machte:

Vor acht Jahren hätte man mich nur gleich in das Grab legen können, wenn man mir dem Geſange zu entſagen vorgeſchrieben hätte. Dieſes war das Eine Inte-

reſſe, welches meine Seele einnahm, die Macht, welche alles Andere durchdrang, in der mein Glaube ſich erhob, die Ahnung und die Sehnſucht künftiger Liebe ſich befriedigt fühlte. Seitdem, wieviel andre Intereſſen! Deine Liebe, dein Schaffen, dem ich ſo ganz hingegeben lebe, deine Heiterkeit, von der ich Lebensnahrung empfange und an der ich hange — und doch, ganz leicht wird mir das Entſagen dennoch nicht, und das Klavierſpiel wird mir dies Hervorheben meines innerſten Seins in Tönen nie erſetzen. — —

Er. entgegnete ihr, daß er ihren Geſang gar nicht ganz aufgebe, daß er vielmehr das gegenwärtige Pauſiren nur für ein augenblicklich Opfer anſehe, das ſie ihrer Geſundheit bringe.

Ach, ſprach Lottchen, was es früher war, wird es doch niemals wieder; dazu mußten alle dieſe Freuden und Schmerzen, Glaube, Liebe, Sehnen, wunderbares Ahnen und ſelige Erfüllung, all dieß Schwanken und Wogen und Geſtalten der Empfindung ineinanderſchlagen, das die Seele der Tonſchwingung wurde. Ihr Dichter ſeid glücklich, Ihr erhaltet euer innerſtes Seelenleben in dauernden Geſtalten; und doch, entbehr' ich denn etwas im Beſitze deiner Liebe und im Quellen deines Schaffens? —

* * *

Am erſten December 1821.

Ich möchte Mozarts Don Juan dem Kölner Dom vergleichen; ſo groß und einzig, und dennoch nicht im Bau vollendet! —

* * *

In das Stammbuch einer Freundin.

Es giebt Menſchen, zu deren inniger Erkenntniß wenige Stunden uns gewähren, was ſonſt jahrelanger Umgang nur vermag; ihre Natur iſt eben ſo klar erſchloſſen als wunderbar verborgen, eben ſo durchſichtig als tief, erwärmend und belebend mit unwiderſtehlicher Gewalt. Sie ſind die ſchönen Räthſel der Schöpfung, denen der Schlüſſel zu dem reichſten Inhalt in dem unmittelbaren Erſcheinen gegeben iſt. —

Was Sie, Treffliche, mir in den wenigen Tagen des Beiſammenſeins geworden, das kann weder Zeit noch Ferne vergeſſen machen. Sie ziehn in jene Stadt, in der das Herz ohnedieß ſchon längſt mit ſeinen beſten Gefühlen heimiſch geworden, und von der es ſich noch mehr als von den ſchönſten Regionen des Südens angezogen fühlt. Dort werden wir Sie, Treffliche, gewiß auch einmal wiederſehen, und der Gedanke an all die köſtlichen Stunden, die ein längeres Beiſammenſein mit Ihnen in dem Kreiſe jener edlen hochgeſchätzten Menſchen uns gewähren wird, kann mir ſchon jetzt das Herz vor Freude beben machen.

Sei des Himmels Segen ſtets mit Ihnen! Die Gewährung einer Bitte, die ich lieber ſchweigend hege als ausſpreche, haben Sie ja ſchon zum Theil erfüllt mit der Erlaubniß, daß mein Name in der Reihe derer ſtehen darf, deren Andenken Sie gern durch einen Blick ſich vergegenwärtigen wollen.

* * *

Ein Stammblatt ſoll im möglichſt engen Raume das gegenſeitige Verhältniß zweier Menſchen ganz ausſprechen.

Es iſt ein Brief ohne Datum, deſſen Inhalt für alle Zeiten gelten ſoll.

* * *

Glühende Treue kennen Wenige! Bei den Meiſten erſcheint ſie nur wie ein immer von Neuem aufgewärmtes Gericht; es wird zuletzt unſchmackhaft.

Wie

Den 19. Juni 1831.

Wie viele unſrer heiligſten Empfindungen müſſen tief vergraben werden, ehe wir ausgelernt haben die kühle Lehre: mit Menſchen umgehn! — Liebe und Freundſchaft vergiften mit Klugheit, heißt es mit andern Worten; und dennoch muß dieſes Gift jenes heilſame Mittel werden, das vor der Verzehrung von Motten und Würmern bewahrt! —

* * *

Den 21. Juni 1831.

Der Wechſel des Lebens ſcheitert leicht an der Wechſelſeitigkeit zweier Menſchen, die ſich lieben und Einen Weg wollen. Rechts und links ein Ruder, ſo bleibt man ſicher und friſch auf guter Bahn. Zwei alſo ſind nothwendig zu einem wirklichen Leben.

* * *

Den 24. Juni 1831.

Wie ein Kunſtwerk müſſen auch die Lehrenden ſein, von denen ich lernen kann und mag. Die alten Matronen wollen belehren. Ich bemerke Abſicht und werde verſtimmt.

* * *

Ende Juni 1831.

Unter welkenden Blumen erquickt mich immer der Anblick der lieben Kindlein; ſie bleiben ewige Blüthe und ſollen es bleiben; und werden wir denn je im Leben fertig? —

* * *

Den 6. Auguſt 1831.

Die gleichmäßig heiterſten Menſchen ſind meiſtens diejenigen, welche Urſache hätten die unglücklichſten zu ſein. Sie haben entweder den größten

Schmerz hinter ſich und ſind ſomit gepanzert gegen jeden neuen, oder ſie ſiehn im Kampf mit einem immer wiederkehrenden und machen ſich immer zum frohen Sieger.

* * *

Den 12. October 1831.

Nachdem ſchon ſeit vierzehn Tagen der gewaltſame Tod Leßmanns uns vielfach beſchäftigt und ergriffen, ſehe ich heute mit dem größten Erſtaunen dieſe letzten Worte vom 6. Auguſt in meinem Tagebuch, die ſo ganz auf ſeine innerſte Natur, wie ſich immer deutlicher zeigt, anzuwenden ſind. —

* * *

Den 12. October 1831.

Ich kann mir nichts Lächerlicheres denken, als wenn man das eintretende Schweigen in einer eleganten äſthetiſchen Geſellſchaft (— Athemholen nach dem ſchwer zu haltenden Mezzo voco innerer Leidenſchaften —) dem Durchfliegen eines Engels zuſchreibt. Die guten Geiſter ſind ſelten Gäſte, und hier erſchienen ſie dreimal?? — Dreimal krähte der Hahn und dreimal verläugnete Petrus ſeinen Herrn, dachte ich unwillkürlich geſtern Abend bei ähnlichem Falle.

* * *

Den 24. November 1831.

Die vernarbten Wunden der Seele ſchmücken und bereichern ſie, wie oft Narben ein Geſicht.

* * *

Je geräuſchvoller das Leben der Menſchen, deſto mehr fällt uns die Stille des Todes, ihres Todes auf. Ihre Leiche wird uns leicht unheimlich; dagegen ſtille, tiefe Naturen uns im Tode beredt erſcheinen, denn ihre Seele kündet laut von ihnen.

* * *

Den 13. November 1831.

Zadig von Voltaire. Es könnte auch „Kampf und Ausdauer" überschrieben sein. Zuweilen ist es ganz mährchenhaft wie tausend und eine Nacht erzählt. Die gegenseitig werdende Liebe des Zadig und der Königin Astarte ist mit zartem Pinsel gezeichnet; so die Rettung Beider durch das lebendige Bild des kleinen Stummen. Im Anfang die feinen Bemerkungen über das Erkennen des Zadig, Hund und Pferd an den Spuren der Thiere, von welcher Gattung sie waren, daß das Hündchen hinkend ꝛc. — das zerrissene Gedicht, das in der Hälfte ein gehässiger Sinn, und wieder vereinigt ein Lobgedicht auf den König war. Gute Sprüche des Eremiten zu Ende! —

* * *

Den 25. November 1831.

Nach Lesung von Jean Paul's Titan. Alle Weihestunden der ersten Jugendjahre werden in ihm wiedergeboren, alles Eingeschlummerte mächtig aufgerüttelt, alles scheinbar Versiegte zu sprudelndem Quell heraufgezogen aus dem tiefen Born der unerschöpflichen Seele! Das nenne ich in der Werkstätte des werdenden innern Menschen gelauscht haben! Das mächtige Pulsen des aufkeimenden Gefühlslebens, das wachsende Bewußtsein ein Geschöpf des Himmels zu sein, der Blick und die Seele nur mit Inbrunst nach Oben gerichtet, und der Fuß auf der Erde! — Erstes Jugendweben, aber nur eingebildetes, die Zeit der Schwärmerei, dieses Schweben zwischen Himmel und Erde bezeichnend, noch keine ausgleichende Harmonie. Dieses Suchen nun, diese Bedürfnigkeit bei allem aufquellenden Reichthum in und außer uns, kein Verstehen seiner selbst, weil noch kein Verständniß Anderer gewesen. — Finden der zweiten Seele, Freund, Geliebte. Verstehen seiner selbst am Andern, Erkennen des Wollens, Ranken an ein Anderes, und somit *festes Band* an die Erde. Nun tritt der *wahre Schmerz*, der des Verlierens ein, eng verbunden mit Besitz; der Kampf mit der nunmehr liebgewordenen Erde

beginnt, der Sieg krönt ihn, und somit Reifen der Seele. Albano's Seele steigt stufenweise vor unsern Augen auf. Der Dichter sieht jene zehn Jahre darüber, welche der Albano an einem reichen Morgen, wo Alles außen und innen auf ihn einströmt, wünscht älter zu sein, um es zu bewältigen. Er sieht mit dem vollen Bewußtsein zwar darüber, aber die glühende Masse nichts weniger als verkühlt (— seine Brust wurde kein Kühlofen, in welchem die Zeit den Inhalt steift —) gießt er mit springenden Lichtern, schäumendem Lichtblut, und allen Schattirungen eines brennenden Herzens, eine vollquellende blühende Seele in uns aus. Wo ist das Zuviel? Solche reiche Jugendseelen giebt es, aber das Wort fehlt ihnen; Er hat ihnen die Sprache gegeben, hat dieses Chaos gelichtet. Albano's Inneres hat volle Wahrheit; wer kann aber dafür stehen? Beicht muß es sein, gefühlt muß man es haben! —

* * *

Den 25. November 1832. Sonntag abends.

Mit Deinem Schmerz wie mit Deinem Gebet geh' in Dein Kämmerlein! Allda wird er geheiligt. —

* * *

Den 25. November 1832. Sonntag Abends.

Es giebt Naturen die so Herbes erdulden, daß ihr Lebensantheil nur noch ein Schillern, kein wahrhaft selbständiger Glanz mehr ist. So schillern ja auch Zeuge, deren Grundfarbe doch eigentlich schwarz ist.

* * *

Den 16. Mai 1833. Donnerstags.

Gemüth, den Geist überwiegend, scheint mir die Grundwurzel aller wahren Melancholie zu sein. Man könnte dieß bei vielen edlen unbefriedigten Gemüthern schlagend darthun. Nur der Einklang von Gemüth und Geist

gebiert die rüſtig wirkende Kraft. Meiſt iſt an ſolchen Menſchen, bei denen das Gemüth den Geiſt überwiegt, viel mehr Gutes, als wo das Gegentheil ſtatt findet; aber dennoch ruft es leicht eine unglückliche Zwitterhaftigkeit hervor. Im Kloſter würden ſie vielleicht recht glücklich ſein; aber zur Welt hat das Gemüth nicht die richtige, das Gleichgewicht des Lebens und der wirkenden Kräfte bedingende Stellung. —

* * *

Zu einem Freund geſagt.

Den 12. November 1833.

— O Eitelkeit, ſchreckliche Eitelkeit der Menſchen und unſeres Freundes! Man ſage Jemandem, er gleiche einem Engel mit goldlockigem Haar, ſo wird er ſicher wegen des Engels eine dicke — ich wollte ſagen ſein geſponnene Beſcheidenheit auftragen, aber — die, die goldlockigen Haare ſtreifen ſie nicht ans Röthliche? iſt rothes Haar nicht häßlich? Warum alſo goldlockiges Haar? —

Iſt unſer Aller Körper nicht das wunderbar organiſirte Gefäß eines noch wunderbareren Inhalts? Ja, ich möchte wünſchen, es wäre dieß Gefäß weniger zart und edel, weniger ein Kunſtwerk der verſchwenderiſch ſchaffenden Natur: meinetwegen möchte es lieber mit mehr Recht einem ehernen Keſſel, einer Pfanne verglichen werden, in der das herrliche Element, eben das Keſtliche, im Glühofen des Lebens deſto ſicherer ſich lautere.

Da fällt mir ein, daß ich zuweilen die Redensart gehört habe: „er kommt leicht aus dem Häuschen" — ja wohl, man ſagt Wohnung der Seele, alſo gewiß auch Häuschen. Genug, mit Ihrem Häuschen, das Sie zuweilen an allen vier Ecken anſtecken möchten, weil es Ihnen zu enge, machen Sie nur lebenslänglichen Contract; man weiß nicht im Voraus, wie ein ſcheinbar kleines Haus oft in Miethe ſteigt. Und wie kurz iſt am Ende auch der längſte Miethcontract! —

* * *

Zu einem Freund geſagt, nach etwas ernſter Wendung eines Wortwechſels.

Ein Duell wäre freilich noch kürzer geweſen als das kürzeſte Gedächtniß, und wahrhaftig! mit Einem Male verſtand ich die ganze volle Bedeutung deſſelben, denn ich habe es gleichſam innerlich gekoſtet und durchlebt. Schade, daß es ſo oft mißbraucht wird! es liegt etwas Höchſtes darin. Wir armen Frauen, wir thatloſen ohnmächtigen Geſchöpfe können nichts thun, und wäre es für ein heiligſtes Recht! Sterben könnten wir vor Kränkung, und hätten keine andere Sühne gehabt, als die einer ohnmächtigen Thräne, die auf unſre eigne Wange zurückfällt.

* * *

1832 im Herbſt.

Polenlieder von M. Veit. Die Poeſie überſchaut, hierin der Geſchichte ähnlich, von einem höhern Standpunkte aus das Ganze und verrichtet hier gleichſam eine den Manen der Gefallenen (das Wort hier im weiteſten Sinne genommen) dargebrachte Libation. Als ſolche wird ſie ſelbſt dem Feinde nicht feindlich erſcheinen; denn einen tapfern Unterliegenden ehrt ja ſelbſt der Sieger — wenn anders er ein Sieger rechter Art iſt — kein Barbar, kein Kannibale — und des Sieges werth. Gern begleitet man den Sänger auf das ſtille Schlachfeld, wo er, die Wunden der gefallnen Helden mit einer Handvoll Staubes bedeckend, das fromme Geſchäft übernimmt, die Läſterer — hier als Krähen und Dohlen perſonificirt — von den Todten abzuwehren. So wird das Ganze wirklich zum Todtenopfer. —

* * *

Fragment. Auf der Oſtſee geſchrieben.

„Leman, Du Angeber!"

(Rezia im Oberon.)

Wer zuerſt den Einfall gehabt Kinder zu wiegen, müßte gehängt wer-

den. Arme Würmer! man ſchaukelt euch wenn ihr ſchreit; man ſchaukelt euch noch drüber, und ihr ſchlaft endlich unter hartem Kopfweh taumelnd ein.

Seit geſtern Morgen ſchaukelt mich das Meer, auf das ich mich ſo ſehr gefreut, das grauſame, das mich nun auch zum Kinde macht, willenlos, unfähig. Doch der Name Stieglitz wirkt kräftigend zwiſchen Lübeck und Petersburg. Mein Freund und Mitvogel kann mir keine Erleichterung gewähren, denn er liegt ſelbſt in einem andern Winkel am Boden — aber Engländer, Deutſche und Franzoſen haben ſich bald zerriſſen, ihm Matratzen, Mäntel, Fußſäcke herbeigeſchleppt, und mir breiten Engländer, Deutſche, Schweden und Franzoſen Wandkiſſen und Decken en toutes formes unter mein müdes Haupt, und bieten mir an mich zu pflegen und zu laben mit Allem, was nur irgend denkbar iſt. Doch abgeſehn von allen dieſen Wohlthaten, es iſt ein ſchrecklicher Zuſtand, dieſe Seekrankheit; eine Gleichgültigkeit, die zum Erſchrecken iſt, gegen Wohlthaten und Menſchen. Doch kommen einige lichte Intervalle, wenn der Magen ſo leer iſt, daß, gäbe es nicht Gegenſtände intereſſant für Beobachtung, man phantaſiren könnte. Doch wie geſagt, es giebt Stoff, und zwar höchſt intereſſanten. Ich liege alſo am Boden auf meiner Matratze; Alles glaubt ich ſchlafe, und dennoch ſchaue ich hell durch meinen grünen Schleier hindurch. Eine engliſche Dame, wahrſcheinlich Comteſſe, wahrſcheinlicher Wittwe, denn ſie iſt völlig äußerlich in Trauer; ein Hund ihre Liebe — — —

* * *

Den 21. Juni 1833. Freitags, in Zarskoje Selo. Vor Danneckers Chriſtus.

Iſt nicht in der Kunſtanſchauung die reinſte Andacht? — Nicht in die Kirche wünſcht' ich dieſe Statue. Ich kann mir denken, kann es nachfühlen, wie warm ohne krankhaftes Erglühn die Griechen dieſe Werke liebten. Man ſieht recht, wie der Künſtler ſelbſt erfüllt war. Und entſteht irgend etwas Heiliges — und heilig iſt jedes in ſich vollendete Gebilde! — ohne dieſe

Andacht der Empfängniß? ohne dieſes innere Durchglühn bis zu dem letzten Strich der Ausführung? ohne dieß Hingeben des ganzen Menſchen und dieß Einswerden mit dem Gegenſtande? ein Verſchmelzen und Ueberſchaun und Denken zugleich! — So weiht der Künſtler ſeine eigne Bruſt zum Heiligthum, zur Werkſtätte des ewigen Geiſtes; und das iſt lebendige Offenbarung!"—

* * *

Sonntags den 30. Juni 1833. in Petersburg. — Zu ihrem Gatten geſagt. —

Das iſt Deine Aufgabe nicht! Du fühlſt das ſelbſt. In das Außen lege das innere belebende und erwärmende Feuer ſich hinein, in den Stoff, und wirke und walte da, und ſchaffe und belebe. Das Wühlen in ſich ſelber, das ſich Aufdecken des Vorgangs in der Werkſtätte, iſt doch nur die alte Geiſteskrankheit, die ein Leben lang ſich winden und zerwühlen könnte, ohne zur lebendigen Geſtalt zu kommen. Das Feuer ſei das Durchdringende und Löthende! —

* * *

Donnerſtags am 4. Juli 1833. Morgens, in Finnland, vor dem Waſſerſturz des Imatra. — Zu Heinrich Stieglitz geſagt.

Heinrich, komm, halt Dich zu mir! Ich glaub', ich bin heut nicht ohne gute Einfälle, die Du brauchen kannſt, wenn Dir's einmal einfällt, dieſe Götterſtunden darzuſtellen. —

Iſt das Ganze nicht wie ein großer Gedanke, der ſich in dieſe Felſeneinſamkeit verloren?

Wogende Gefühle und Donnerſtürme, ein Gewitter, das wären angemeſſene Accompagnements zu dieſem Wogenſturz; aber denk' Dir mal das Lied vom kleinen Veilchen hieher — wie winzig! und an ſich doch ſo ſchön. So verlangt die wogende Zeit gewaltige Lieder. Du wirſt ſie geben! —

Hier bei der Concentration der Felsmaſſen wie befriedigend die Gegend! Dagegen geſtern die eintönig ſich wiederholenden, auseinanderliegenden,

ordentlich ermüdend. Die Natur hetzt sich manchmal ermüdend ab, wie Menschen mit Einzelworten.

Es liegt so hoch im Norden; doch dieser warme Pulsschlag gefriert nie.

Ist's nicht, als ob da unten die bis dahin eingeengten, nun befreiten Wasser ordentlich aufathmen und noch einmal, aber leichter, emporspringen beim Herausstanzen? —

* * *

Berlin, den 22. October 1833. — Nach einem großen Damen-Caffee. —

Die deutschen Frauen sollten eigentlich noch einmal emancipirt werden; es sollte ihnen Einer zeigen was sie sind; bricht ein Schmerz über sie herein, dann zeigen sie sich so bedeutend, so achtungswürdig, und im gewöhnlichen Leben machen sie sich öfters selbst so unbedeutend, hangen an den flachsten Interessen. Das hab' ich gestern wieder recht mit tiefem Schmerz und Schaam empfunden. —

* * *

Den 22. October 1833, Sonntag Morgens.

Eigentlich ist das Verhältniß Wilhelms zu der Gräfin und der Baronesse (im Wilhelm Meister) ein ganz ähnliches mit Tasso's zur Prinzessin und Eleonore; nur unter ganz andern Verhältnissen, und edler, vornehmer, idealer hier.

* * *

Den 22. October 1833, Sonntag Nachmittags, bei Begegnung der Frau v. *.

Die * gehört zu den Figuren, die Goethe nicht verschmäht haben würde darzustellen.

* * *

Den 27. October 1833, Sonntag Nachmittags.

Daß geistvolle Menschen so schwer zu heilen sind von einem trotz aller sonstigen Klarheit abnorm wirren Zustand, in dem sie sich gefallen, weil sie

ein ſchönbezeichnend Wort dafür haben. Sie ſpucken intereſſante Lava aus und ſpiegeln ſich darin.

* * *

Den 28. October 1833, Montag Abends, am Fenſter ſtehend und zum Himmel aufblickend.

Unſre Stimmung iſt jetzt eigentlich ganz Mondſcheinſtimmung, nicht ſonnenbeleuchtet, aber ſtill in ſich; ohne Strahlen, und doch hell; warm, und doch ohne die gewohnte Lebenswärme. — Der Mond iſt ein Kahlkopf, iſt die Sonne im Alter mit abgeſchorenem Haupthaar. —

* * *

Zu F. St. geſagt.

Wie oft hab' ich mich gefreut an Dir in bedeutenden Lebensmomenten, wo ein gewichtiger Schmerz über Dich gekommen, habe mich ordentlich erhoben und erbaut an Deinem Muth, Deiner Faſſung, Deiner Kraft. Noch im letzten Frühling bei der Nachricht von Deines guten Vaters Tode; früher in dem ſchweren Cholera-Winter, wo Du immer reſolut, immer Kopf oben, immer Herz ſtark, immer beſonnen warſt; ein andermal im erſten Jahre unſerer Vereinigung bei trübſter Conſtellation. Und jetzt bei dieſen kleinen Nadelſtichen, die das Leben doch natürlich mit ſich bringt, wie geräthſt Du außer Dir! — Ich habe Dich vielfach in dieſer Hinſicht beobachtet, und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß, wer's recht gut mit Dir meint, der müßte ordentlich drauf ausgehn, Dir rechten tiefen Schmerz zu bereiten! Nichts thut Dir wohler. Nichts fördert Dich mehr in Dir ſelber. —

* * *

Den 9. November 1833, Sonnabend Morgens, von einem Menſchen, der die innere Poeſie verloren.

Der Schwan iſt ihm entronnen, die Ente warſchelt ihm nach. —

* * *

Den 14. November 1833, Donnerstag Abends, im Concert der Gebrüder Müller aus Braunschweig.

Der eine (Carl) spielt wie auf unsichtbaren Saiten; kommt er mit seinem Bruder (Georg) zusammen, so wird's ein Strich als wie mit einer guten Reisfeder, nebeneinandergehend und doch eins; alle vier zusammen, wenn sie so beim Schluß gemeinsam austönen, mahnen mich an den kühn ausspritzenden Pinselstrich eines bedeutenden Malers, der mit Einem Mal uns eine Gruppe verlebendigt.

Beim Herausgehn aus dem Concertsaal sagt C. Müller zu uns, freundlich dankend für den Antheil: Das Maurer'sche Concert ist äußerst schön, doch eigentlich zu fein, zu zart für's Publicum.

Lottchen: Und das sagen Sie uns! —

* * *

Mittwoch, den 20. November 1833.

Es giebt Leute, die immer durch Brillen, d. h. durch andrer Leute Augen sehn.

* * *

Den 25. November 1833, Montag Abends.

Nichts ist verderblicher, unnützer, Zeit- und Kraftvernichtender, als unthätig Bedauern der Vergangenheit. Der einzige Entschluß, das Gefühl des Bessermachens, füllt einen ganzen Riß der Zeit aus, daß er niemals da gewesen. —

* * *

Den 2. December 1833, Montags. Zu F. St. gesagt, als er eine Aischersage behandeln wollte.

Du mußt das Ganze weit weniger, wie Du jetzt gethan, als Dein gebildet Eigenthum, Du mußt es mehr noch als im Volke lebend fassen, als Volkssage, geschmückt und vereinfacht zugleich mit all der Phantasie des Volks;

die Sage iſt das Phantaſtiſche im Volk; gieb nur das ewige Geheimniß der Volksſage mit den vollſten und reinſten Farben, und es wird gewiß ein ganz Gedicht. —

* * *

Den 9. December 1833, Montag Abends. Ueber ***.

Dadurch, daß er im Leben nicht den Standpunkt gefunden, der ſeinen ſchönen Kräften angemeſſen war, iſt ein eignes Weſen voller Zacken zum Vorſchein gekommen. Ganz organiſirt zum Repräſentanten ächter Größe, einerſeits auch mit dem Streben nach Charakterhoheit, und dann auf der andern Seite wieder dieſe Köchinnengeſinnungen und unvereinbaren Kleinlichkeiten alle — ein ſeltſames Gemiſch von Koth und Größe. — — Ich möchte wiſſen, inwiefern er ein künſtlicher Charakter iſt.

* * *

Den 11. December 1833, Mittwoch Mittags.

Die Zeit iſt ſo bedeutend in ihren Strömungen, daß nur der gute Schwimmer ſich in ihrer Fluth erhalten kann, keiner der ſonſt bei ruhigem Spiegel wohl auch ſich gewiegt und geſchaukelt hätte. Daher kann jetzt nur der weltumfaſſende Dichter auftauchen und ſich erhalten, keines von den freundlichen Talenten, wie ſie wohl in frühern, friedlichen, weniger von Ideen und Meinungen durchfluthetem Perioden ſind gelobt und bewundert worden. —

* * *

Den 11. December 1833, Mittwoch Abends.

Du kommſt mir vor jetzt, Heinrich, wie in dem Bilde Schinkels, das Titaniſche und Elementariſche Deiner urſprünglich wilden Natur immer mehr abſtreifend und klarer werdend, ſo daß nun auch die lichten Mächte immer mehr Spielraum gewinnen, ordnend, waltend, erfüllend; Genien ſtreun Blu-

men, das Menſchliche tritt mehr und mehr hervor, und die dunkeln Mächte weichen in die Nacht zurück. Das iſt der rechte Weg! Verfolge den! Du wirſt die Früchte ſehn. —

* * *

Den 12. Dec. 1833, Donnerſtag Abends, nach der Rückkehr aus einer Geſellſchaft.

Wie tolerant iſt Gott! Läßt ſich anbeten auf die Weiſe und die und die, läßt ſich läſtern mannigfalt durch Anbetung wie durch Verſchmähung, und ſchickt keinen Blitz herunter, wie er's doch vermöchte. Und liegt nicht Alles darin, gewähren zu laſſen, ruhig den Gedanken werden laſſen, ſich ſelbſt reinigend von Schlacken! — Preßzwang! Gedankenzwang! Nur noch ein Schritt iſt da bis zur Hemmung jeder Aeußerung des Geſprächs, im Umgang ſelbſt, und Alles iſt gelähmt und gehindert, und das Leben wird zum Sumpf, ſtagnirt. Pfui über die Wichte! Bleibe du dir treu, mein Heinrich, ohne Menſchenfurcht wie ohne Haß!

* * *

Den 13. Dec. 1833, Freitags früh.

(Beim Erwachen): Es giebt Naturen, die uns in der Ferne näher treten, andre die uns in der Nähe näher ſind. Jenes ſind gewiß die tiefern Charaktere voll Liebe und Treue, dieſes oft die intereſſanteren; bei Wenigen verſchmilzt ſich beides zu unauflösbarem Einklang, ununterſcheidbar —

* * *

Den 19. Dec. 1833, Abends ſpät.

Jetzt weiß ich, was mich oft in der Rahel ſtört. Große Wahrheiten ſollen eben frei und rein für ſich daſtehn und hinaustreten. Wenn ich aber bei bedeutenden Wahrheiten immer erſt in dem Dunkel der Perſönlichkeit herumtappen ſoll, in unklarem verworrenen Stil, im Wühlen in ſich ſelbſt, da ſtört mich's. Daher, wo ſie ſich allein giebt, intereſſirt ſie mich

nbedingt, wo ſie aber in ihrem dunkelwühlenden chaosartigen Weſen ſich ieder an etwas Andres macht, da kommt ein Chaos in das Andre und acht wirr. Es löſt ſich nichts ganz von ihr los; aber deshalb gerade ſo ereſſant. Es iſt aber etwas in ihr, worüber ich noch nicht klar bin, und ährend ich mich immer wieder von Neuem erbaue, widert mich doch immer ieder von Neuem etwas an. Was ſie von der Staël ſagt (die doch etwas ußer ſich hinſtellt, von ſich abgelöſt hat, was in ihr gelebt), daß ſie wie ein Sturmwind incommodire, paßt oft gerade auf ſie ſelbſt. Tiefes klar dargeſtellt, das Höchſte; und das hat Tieck ſo; er iſt zugleich Dichter und Philoſoph *).

* * *

Montag den 23. December 1833, Abends.

Onkel Louis wird ungefähr dieſelben Naturen zu Feinden haben in iner Weiſe, die Goethe verkennen. Solche Naturen auf einer bedeutenden öhe in ihrer Sphäre werden leicht verkannt von Allen, die nicht Individuaäten anerkennen und das Weſen herausfinden, abgeſehn von den kleinen icht verwirrenden Perſönlichkeiten. Eben das Unbekümmerte, gerade Durchehende an ihnen, das ſcheinbar Rückſichtsloſe macht die Menge irr. —

* * *

Den 25. December 1833, Abends nach zehn.

Es giebt Menſchen, die können nur tröſten durch Wort, Zuſpruch, itgefühl, weiſe und gut; andre, thätigerer Natur, greifen lebendig ein, irken raſch und gern, die Hand bietend zur Rettung. — Beide Arten ſind achten, jede in ihrer Weiſe; aber die Vollendung hat, wer Beides eint,

---

*) Obwohl Charlotte dieſe Meinung über Rahel ſpäter faſt gänzlich änderte, haben ir ſie doch unverändert hier gegeben, um der fortlaufenden Entwickelungsgeſchichte ihrer rſichten nichts zu nehmen.

ſo wie der Dichter der größte iſt, der in ſeinen Gebilden Reflexion und Geſtaltung zur durchdringenden Vollendung eint. —

* * *

Den 5. Januar 1834. Sonntag Abends.

Tiefe iſt meiſtens Ablöſen von ſich ſelbſt, Zerfließen mit dem Allgemeinen, Freiſein vom Egoismus. Der Dichter löſt ſich im Stoffe auf, oft ſo klar wie der Zucker im Waſſer, bis es wieder durchſichtig wird wie Kryſtall. —

* * *

Die meiſten Menſchen, ſobald ſie etwas ſind, ſind ſie gerade wenig; gleich miſcht ſich die Ichheit hinein, gleich tritt die kleine Perſönlichkeit mit all ihren Eitelkeiten auf, die nichts will als ſich, nichts hört als ſich, nichts liebt als ſich; und das ſpielt ſein Röllchen, und man iſt entzückt und beklatſcht dieſes Röllchen, und das heißt geſellſchaftliches Talent, oder mit andern Worten, er ſpielt die Rolle ſeines Perſönchens immer gut, mit unermüdeter Liebe.

* * *

Ich opponire leicht mich einem Buche, das mir zu ſehr angeprieſen worden, eben ſo wie einem Menſchen, der ſich uns aufdrängt. Die Liebe reift langſamer, faſt widerſtrebend; ſie will gleichſam ringend gegen alles Vorurtheil ſelbſt prüfen, ſelbſt erkennen, ſelbſt ſich zu eigen machen, ſelbſt es verdienen und es dann erſt ſein eigen nennen und beſitzen. So geht es oft mit der für uns von Anderen gewählten Liebe.

* * *

Den 3. Januar 1834, Freitag Abends, nach einem großen Damen-Caffee.

Wie oft ſeir' ich Rahels Andenken in ſolch einer Geſellſchaft! Wie oft denk' ich im Stillen: Möchteſt Du ſie an ſolch einem Orte einmal getroſ-

n haben, wie würdeſt Du Dich mit ihr verſtanden, mit ihr befreundet aben! —

Den 11. Januar 1834, Sonnabends früh.

Weißt Du, warum die Mädchen früher welt- und lebensklug werden s die Knaben? — Wenn der arme Junge längſt ſchon über ſeinen Büchern hwitzen muß, dann lehnt das Mädchen ſich faullenzend zum Fenſter hinaus d guckt im dolce far niente ſich das Leben und die Welt an.

Den 11. Januar 1833, Sonnabends früh.

Keuſchheit iſt nicht ängſtliches Abhalten jeder ſchlüpfrigen oder gar der- en Aeußerung, wie wir's zum Beiſpiel bei der ** finden. Keuſchheit iſt ne unbewußte Reinheit, die ſich mitten in dem ſinnlichſten Rauſche frei füh- n und nach jedem Taumel neu geheiligt auferſtehen würde, die das Rechte it dem rechten Namen nennt, eben weil ſie's drauf wagen darf. Jene rt überpackt ſich nur mit Roſen eine Pfütze.

Es giebt eine geiſtige Unkeuſchheit, ein Lüderlichleben ohne Berührung nd Wort; und das Verſchlingen des Verſchiedenartigſten in dem Gebiet des eiſtigen ohne Treubleiben bei Einem, ohne Inſichaufnehmen, iſt nichts eſſeres.

Naturkraft iſt an ſich keuſch; und die kräftigſte Geſundheit iſt die ngfräuliche Amazonenkraft. —

Den 11. Januar 1834, Sonnabend Nachmittags.

Treue würde eigentlich viel mehr im Leben ſein, wenn weniger Men- hen da wären. So aber zerſtreut ſich Alles hin und her, hierhin und dort- hin,

hin, und Wenige nur sind, die dadurch nicht die Treue für das Individuum verlieren. Glücklich, wo zwei einander ganz verstehn! —

* * *

Den 13. Januar 1834, Montag Morgens beim Rouleau-Aufziehen.

Nur die Rouleaus auf! Die Spärlichkeit des Lichtes ekelt mich. Der Tag wie er freigebig ist! in alle Winkel leuchtet er.

* * *

Den 13. Januar 1834, Montag Morgens.

Wie man zu Zeiten elastisch ist im Geiste, losspringend, gelöst! Ein andermal, knarrt's nicht wie ein alter Reisewagen im tiefen Sande? Man müßte sich Sporn geben können.

* * *

Den 13. Januar 1833, Montag Morgens.

Wollen ist der Sonnenpunkt.

* * *

Den 14. Januar 1834, Dienstag Abends.

In der tiefsten Perspective meiner Seele sitzt ein kleiner Schalk mit einem Lämpchen, der durch Ernst und Scherz hindurch, bisweilen mir selber unvermuthet, sein Lichtchen heller anbläst. Darum kennen Manche mich gar nicht oder beurtheilen mich falsch. Aber was thut's? —

* * *

Den 25. Januar 1834, Sonnabends früh.

Heiter, nichts von Steifheit, gemüthlich, geistig erschlossen, und doch den schönen wahren Anstand nie hintangesetzt, ohne Gemachtes, das ist mein gesellschaftliches Ideal.

* * *

Den 4. Februar 1834, Dienſtags früh.

Von manchem Menſchen könnte man ſagen: Ach, das iſt ja ein recht ohler Zahn! — Und ſolch ein Menſch kaut das Leben auch mit — aber er arbeitet's nicht.

* * *

Den 4. Februar 1834, Dienſtag Abends.

Der Schluß von Goethe's Iphigenia, dieß ſentimentale Lebewohl ie ein Windhauch in einer Blume, etwa in einer ſchönen Nelke, iſt keines-egs antik, iſt nüchtern, Goethe's und ſeiner Iphigenia nicht würdig. Und och ſchließt auch der Taſſe, nur auf andre Weiſe, ungenügend.

* * *

Zwiſchen dem 4. Februar und 10. März 1834.

Der Menſch auf niedrer Stufe kann nur gemeinen Dank geben. Er ellt ihn nicht dar in der Wirkung. So entſtehn Floskeln.

* * *

Nach einer ſehr gehaltnen Soirée.

Wenn wir einmal mit Jenen in den Himmel kommen, ſo denk' ich ns auf Wieſen unter grünen Bäumen neben Flüſſen und auf Hügeln, wäh-nd jene in brillant erleuchteten Salons gehalten werden. —

* * *

Mancher Menſch wird dem Andern der bindende Reif; läßt jener ab, klappert dieſer auseinander wie ein loſe gewordnes Faß. Wie viele klap-n durch das ganze Leben als loſe Fäſſer ohne Reif mit ungebundnen See-nbrettern! —

* * *

Ein Freund fragt Lottchen bei Begegnung auf dem Spaziergange: Wie gefällt Ihnen die Fortsetzung des Faust?

Wie ein Werk des alten Goethe, nicht aber des alten Goethe.

* * *

Gott! wo man Gemüth findet, da ist gleich Austausch, da nickt Gemüth gleich dem Gemüth einander zu. —

* * *

Den 9. März 1834, Sonntags, in einer Gesellschaft.

Ein maulender Mensch kann in einer ganzen Stube Schatten verbreiten, wenigstens in dem Umkreis, worin er sich befindet; man mag nicht hinsehn aus der Heiterkeit und Klarheit in seine Nebelatmosphäre.

* * *

Sonntag, den 16. März 1834.

Börne wirkt unterminirend wie ein Maulwurf unter der Erde. Er wühlt Würmer auf. Oder besser: Börne gleicht darin dem Gewitter, das, an sich nicht fruchtbringend, durch Aufrütteln das Erdreich vorbereitet zur Aufnahme fruchtbringenden Regens. So setzt er nichts, er zersetzt nur, aber er rüttelt mächtig auf und wirkt so gewaltig. Da kommt's nun oft selbst bis zur gemeinen Klätscherei. Im Kunstwerk stellt sich's hin, wie Christus sein Gleichniß, still und unbefangen: Da seht euch die Sache einmal an; sie liegt vor euch, einfach, ruhig. — Börne ähnelt unter den Schriftstellern als solcher (parallelisirt, analysirt) dem französischen Volk unter den Völkern. Er ist das Agens, das Triebrad, das in Bewegung setzt; und kann man mit ihm und seinem Jacobinismus auch nicht sympathisiren, so darf man, abgesehn von etwa verletzender Persönlichkeit, doch solcher Naturen wohlthätig anregenden Einfluß auf das Allgemeine nicht verkennen.

* * *

Den 21. März 1834, Freitag.

Manche Menſchen ſind ewig nicht fähig etwas total gut zu machen; ſie ſetzen immer nur 'nen Flicken auf den Schmutz. —

* * *

Den 21. März 1834, Freitag Abends.

Meiſterſchaft kommt freilich nicht in den Schub gelaufen. —

* * *

Den 28. März 1834, Nachmittags, bei Leſung Fichte's.

Kann ich Dir Deine Abneigung gegen die Schulphiloſophie im Allgemeinen verdenken? Iſt in den meiſten Philoſophien die Elaſticität des Geiſtes, dies Göttliche, nicht in zerbrechliche Formen, und noch dazu ohne Henkel, gefeſſelt? — Auf den erſten zehn Seiten der Beſtimmung des Gelehrten iſt Fichte geradezu nur ein trockener Schulmeiſter des Geiſtes. —

* * *

Den 7. April 1834, Montags früh.

Alles Geheimnißvolle, Geiſterhafte in der Muſik ſollte mit einem leiſen Chor beginnen; man glaubt hier der Bewegung im Ganzen weit mehr als dem Erzittern im Einzelnen. —

* * *

Den 13. April 1834.

Ueber einen ſehr talentvollen, aber ſtets glatten und freundlichen, ſelbſt auf Koſten des Charakteriſtiſchen elegant ausführenden Künſtler, der auf der Straße mit ſuſtlächelnder Gefälligkeit zu grüßen pflegt.

Sieht man nicht gleich an ſeinem Gruße, daß er keinen Schatten in ſich hat? Drum malt er auch ohne alle Tinten.

* * *

Den 16. April 1834, Mittwochs.

Als ich heut in der Deutſchen Geſchichte las, glaubt' ich mit Einem Male Dir einen bedeutenden tragiſchen Stoff in Heinrich dem vierten gefunden zu haben; dann ſah ich aber bald, daß in dem auseinanderſchleifenden Fortgang und den vielfachen Wiederholungen Alles mehr epiſch ſei. Heinrich hat übrigens das Schickſal gehabt viel Geſchichte zu veranlaſſen; welche Begebenheiten in Einer Reihe! — In ſeiner Natur iſt ſicherlich etwas Großes verdreht und in ſeinen Wirkungen untergraben worden.

* * *

Den 16. April 1834, Mittwochs. Nach der Lectüre eines beliebten Buches.

Und dennoch iſt er eine Krokodillnatur, ſchillernd wie ein Chamäleon, bald ſo bald ſo, ſich ſelbſt nicht treu. Immer nur darauf bedacht es Allen recht zu machen, beutet er auf alle Weiſe ſich ſelber aus, und wird ſich bald ausgekramt haben. Aber geht man weiter bei ihm, ſo findet ſich durchgehends eine friſche Lebensanſicht, und, bei aller ſonſtigen Aehnlichkeit, doch wohl im Grunde mehr wahres Gemüth als bei Heine. —

* * *

Den 17. April 1834, Donnerſtags früh.

Iſt die vielfach geſteigerte Unruh in den beſſern Köpfen nicht das Aufbäumen gegen die überhandnehmenden induſtriellen Intereſſen? —

* * *

Den 9. Mai 1834, Freitag Abends, nach einem Spaziergang.

Alles, Baum, Blume, Pflanze, die ganze Natur iſt ſtill zufrieden in ſich ſelbſt, will nichts ſein als ſie ſelbſt, die Roſe keine Lilie, die Lilie keine Roſe, das Wieſenblümchen keine Treibhauspflanze; der Baum ſchüttelt Blü-

ter und Blühen nach ſeiner Art; nur allein der Menſch iſt unzufrieden, will anders ſein, und iſt doch, was er iſt und ſein kann, nur in ſich. —

* * *

Den 9. Mai 1834, Freitag Abends.

Daß wir fortleben, glaub' ich, weiß ich — Wie wir fortleben? Gewiß auf wunderbar geiſtige Weiſe. Und ich ſeh' ſo viele Wunder hier, daß ich noch größere dort glaube. —

* * *

Den 9. Juni 1834, Montags.

Iſt's nicht bei faſt allen Charakteren Racine's und Corneille's, als ſprächen ſie auswendig Gelerntes? — Ja, ſie ſprechen wie ein Buch! und das iſt eben die Unnatur.

* * *

Den 11. Juni 1834, Mittwochs früh.

Darin geht's uns wohl einem wie dem andern. Kränkend und beläſtigend wirkt auf mich nur Flachheit. Dieſe ſtößt mich ab. Der Widerſpruch und das Andersſein bedeutender Naturen zieht mich an und feſſelt mich nur um ſo mehr und dauernder! Aber gegen entſchiedne Flachheit braucht man ſich doch weiter nicht zu ereifern. Es hilft zu nichts; ſie iſt eben nichtig in ſich; man meide ſie! —

* * *

Den 19. Juni 1834, Donnerſtag Abends.

Ein Monarch, wie Friedrich der Große, kommt mir vor wie eine recht ſtrenge Herrſchaft, die in Allem ihr Geſinde kurz hält; nur zum Kirchengehn giebt ſie ihm vollkommne und abſolute Freiheit. Im Uebrigen hat es zu ſchweigen, zu dulden, zu gehorchen.

* * *

Den 28. Juni 1834, Sonnabends.

Die Langeweile iſt das lange Schleppenkleid gemachten Hochmuths, ſein ſchwerſter Fluch, der unablösbare.

* * *

Den 3. Juli 1834, Donnerſtags früh.

Eine Blume mit Saftſtamm und vollern Kräften bedarf des Begießens mehr und reichlicher als jene dünneren und trockneren Gewächſe. So bin ich leicht berührbar gegen Alles, was plötzlich über mich kommt. Meine Geſundheit iſt, nicht ſo leicht etwas über mich kommen zu laſſen, mit Bewußtſein abzuhalten; was ich aber nicht abhalten kann, das Plötzliche, oder gar die Langeweile, zehrt an mir und wirft mich nieder.

* * *

Den 5. Juli 1834, Sonnabend Nachmittags.

Der ſtillere, mehr geiſtig ſich vertiefende, weniger um Oeffentlichkeit ſich bekümmernde, dem Beſtehenden treu anhangende Deutſche, gleicht mehr einer ſchönen edlen Frau, die ihre Wirthſchafterin das Haus allein verwalten läßt, während ſie ruhig der Erweiterung und Bereicherung des Innern lebt und Alles pflegt was da hinein ſchlägt; der Franzoſe gleicht mehr der Frau, die ſelbſt um Alles in dem Haushalt ſich bekümmert, mitwirthſchaftet, ſelbſt Verwalterin iſt, auf daß ja nichts vernachläſſigt werde. Nie wird's ihm ergehen wie dem Deutſchen, daß er durch die Politik aus ſeinen Träumen herausgeriſſen wird, eben weil er immer au courant bleibt, practiſch wie geſellig. Und die Verwalterin hat auf dieſe Weiſe die ſchöne, mehr dem Geiſtigen lebende Herrin unterm Pantoffel; ſie hat Haare auf den Zähnen, weiß zu ſprechen, hat ſich umgethan in Rechnungs- und in Kochbüchern; ſie hat immer Sonnabend, immer Abrechnungs- und Scheuerfeſt, fröhnt darin ihrer Luſt, und rüttelt ſo ſehr auf, daß ſelbſt die Herrin einmal

auflodert; doch es bekommt ihr nicht, es iſt nicht ihr Naturell; ſie muß ſelbſt erſt dazu aufgerüttelt werden und fällt wieder zurück in ihr ſchönes Sinnen und Träumen.

* * *

Den 7. Juli 1834, Montags.

Gönnt doch den Tenoriſten, dieſen zarten Nachtigallieblingen der Natur, ihren kurzen Blüthenfrühling!

* * *

Den 7. Juli 1834, Montags.

Wie ſolch eine wackre Familie ſich abmühen kann und aufgehn in der Pflege eines alten Manns zur mühſeligen Friſtung noch einiger Lebensjahre! Es hat ſolch ein Anblick etwas gar Erquickliches, Patriarchaliſches, zugleich aber doch auch gar Beengendes und Dürftiges. —

* * *

Den 8. Juli 1834, Dienſtags.

'Ne unglückliche Liebe zu 'nem Lieutenant gehört doch zu dem Kläglichſten und Jammervollſten unter den Jammerſchickſalen in der Paſſivität der Erdentöchter.

* * *

Den 9. Juli 1834, Mittwochs.

Charlotte will durchaus lieber natürlichen Mineralbrunnen trinken als künſtlichen. Sie meint, ſie halte es mehr mit Gott als mit Struve.

* * *

Den 9. Juli 1834, Mittwochs.

Gewährenlaſſen iſt das Große. Gott läßt den einen ſpielen, den an-

andern jubeln, mit ſeinem Schönſten und Herrlichſten. Soll das nicht auch der Künſtler? —

* * *

Den 9. Juli 1834, Mittwoch Nachmittags.

Goethe's Vornehmigkeit in ſeiner ſpätern Proſa iſt gewiß nicht die ächte Ruhe des Begabten, nicht die geniale, leuchtende, erwärmende; ſie ſieht immer aus, als hab' ein Bürgermeiſter friſche Wäſche angezogen und ſchreite mit Manſchetten und Stab einher. —

* * *

Den 9. Juli 1834, Mittwoch Abends ſpät.

Wie eine alte Jungfer leicht etwas gegen junge Mädchen hat, ſo ein Zurückbleibender, in ſich ſelbſt und ſeinem Streben ſich Aufgebender gegen vorwärtsringende Mitſtrebende.

* * *

Den 10. Juli 1834.

Einheit Deutſchlands von Th. Mundt, in politiſcher und ideeller Entwickelung. — (Leipzig, bei Brockhaus).

In der erſten Hälfte ſpricht ſich der Verfaſſer vorzüglich gegen ein gar nicht mehr in der Zeit liegendes Hervorrufen einer Nationaleinheit der Deutſchen, nehmlich einer politiſchen, aus und thut dar wie nach dem Freiheitskriege das Streben nach dem Nationalverbande aus einer wirklich deutſchen Geſinnung entſprang, die gleichſam an die Geſchichtsentwicklung des Mittelalters ſich anrankte, die, am Franzoſenhaß ſich entzündend, einen romantiſirenden Nationalſtolz erzeugte. — „Der deutſche Demagogismus war wenigſtens Deutſch, der deutſche Liberalismus hat angefangen franzöſiſch zu werden, und ſein Trachten nach einer politiſchen Einigung des Vaterlandes ent-

ſpringt eigentlich aus ganz undeutſchen Motiven." — Er weiſt nach, daß Trennung in Deutſchland ein ganz heimiſcher Zuſtand ſei, ein von jeher gepflegter, daß ihre provinzielle Geſinnung auf ihrer Hinneigung zum Familienleben beruhe, ein idylliſcher Zuſtand, der zu manchen Zeiten ſogar ſich krankhaft geäußert habe. In ihren geiſtigen Richtungen beſitzen ſie Univerſalitäten, in ihren politiſchen und geſellſchaftlichen Lebenseinrichtungen liebten ſie es ſtets ſich gemüthlich im Beſondern anzuſiedeln, in liebgewonnenen Einzelheiten und Particularitäten ſich auszubilden. Ihre Individualiſirung macht ſie zugleich ſo vielſeitig. Bei den Franzoſen ſtellt ſich dieß umgekehrt. Der Franzoſe zeigt ſich in ſeinen geiſtigen Hervorbringungen nationell bedingt und befangen, in ſeinem politiſchen und geſellſchaftlichen Sein hingegen univerſal. Der Verf. ſagt ferner: „eine conſtitutionelle Staatsentwicklung iſt es gerade, welche einer politiſchen Geſammteinigung unſres Vaterlandes am entſchiedenſten entgegenwirkt; denn ſobald eine Conſtitution vorhanden, die eben die individuellſte und durchaus locale Auseinanderlegung eines jeden Staatskörpers iſt, wird nur jeder umſomehr in ſeine Individualität verſenkt und wird immer ſelbſtändiger, und wir ſehen einen ſächſiſchen, einen baieriſchen, einen badenſchen, überhaupt einen Patriotismus der Stämme." Er ſagt: Während Deutſchland aber gerade durch die einſeitige Städtebildung das Deutſchland iſt, welches auf den verſchiedenſten Punkten mit den verſchiedenſten Bewegungen überall ein Höchſtes der Cultur in der mannigfachſten Beſonderheit erſtrebend, den unerſchöpflichen Reichthum an intellectueller Entwicklung darſtellt, ſo laſſe ſich bezweifeln, ob es durch ein Zuſammenfaſſen ſeines Lebens in einer deutſchen Centralhauptſtadt jene Mannigfaltigkeit der Culturentwicklung fortſetzen könnte. Großes Gewicht legt der Verfaſſer im Folgenden auf Preußen; es wird wirken durch die urſprüngliche Macht ſeiner Staatsidee. Zugleich iſt es der proteſtantiſchſte Staat, der Staat der religiöſen Union. S. 60. — Das Uebergreifen zur Republik — ſcheint mir jedoch eben ſo ein künſtliches Aufbauen als er es vom Hambacher Feſt rügt, das die politiſche Einheit Deutſchlands

erkünſteln wollte. Wir glauben an keine Republik. Es ſchimmert im Ganzen doch oft der ironiſche Geiſt der Zeit, der Herr Zodiacus, (ſ. Mundt's Lebenswirren) der Geiſt des Widerſpruchs, durch dieſe widerſpruchvolle Zeit, in der Alles im Werden iſt, durch. Das Paradies der Geſchichte als Republik ſteht faſt feindlich dem gegenüber, was der Verfaſſer gerade von der Entwickelung der Individualitäten der Einzelglieder Deutſchlands ſagt.

Hierüber, über Conſtitution und Republik der Deutſchen, bin ich noch nicht im Reinen!

* * *

Den 11. Juli 1834.

Mirabeau und Sophie von O. L. B. Wolff.

Intereſſant und eigenthümlich die Einleitung; jedoch die zweite Hälfte des erſten Bandes etwas zu gedehnt, ein zu behagliches, zu langes Verweilen bei dem Ausmalen und wieder und wieder Genießen ſinnlich vereinter Stunden, faſt auf franzöſiſche Weiſe. Wie tief poetiſch iſt es dagegen im zweiten Bande in der Erinnerung! — Der zweite Band hebt wieder lebendig und intereſſant an; das eheliche Leben der Beiden in Amſterdam, ſein literariſches Wirken höchſt charakteriſtiſch und liebenswürdig dargeſtellt. Die erſten Briefe von Mirabeau entzückend wahr; nachher ermüdend durch Wiederholungen, unerquicklich das Vermächtniß an alle einzelne Verwandten in der Vorausſetzung ſeines nahen Todes. Der Charakter des Mirabeau tritt jedoch aus allem Früheren lebendig genug hervor. Der immerwährend hervorbrechende Egoismus in ſeiner Liebe ſelbſt, dieß Gebieteriſche wo er wünſcht, dieß Stürmende wo er ſteht, dieß Zürnen ſchon wo er zweifelt, giebt uns ein hinlänglich Bild eines ſolchen, für die Liebe immer gefährlichen Menſchen.

Wenn übrigens Mirabeau wirklich Aehnliches vor ſeinem Tode abgeſchickt, ſo hätte der Dichter dieß wohl ignoriren dürfen. Der Schluß thut

einem überhaupt nicht wohl, und inwiefern der Stoff daran ſchuld, weiß ich nicht zu ermitteln.

* * *

Den 11. Juli 1834.

Erwin von Steinbach, Novelle von Braun.

Nicht ausgeleſen. Ein gut gemeintes, frommes, bleiches, mittelaltriges Machwerk eines Schulmannes. Oft ſchülerhaft ungeſchickt zuſammengeleimt, keine Motivirung. Ich habe für alle Mittelmäßigkeit eigentlich kein Urtheil mehr, ſondern nur Verachtung.

* * *

Den 11. Juli 1834, Freitags früh.

Barbiere Dich nur endlich einmal wieder, Heinrich! Nähre nur Deine Stimmung nicht noch durch ſolche Aeußerlichkeiten! Solche ſcheinbare Kleinigkeiten werden zu feindlichen Dämonen, ſetzt man ihnen nicht entſchiedne Willenskraft entgegen!

* * *

Den 11. Juli 1834, Freitag Mittags.

H. Et. Klagend —: O über das tauſendfach geſtaltete und nüancirte Atrium mortis aller Lebenden! — Nur die Todten ſind geſund; kein Lebender, ſobald er tiefer denkt und fühlt; und ſäh' er noch ſo kräftig aus und blühend, und hätt' er noch ſo fernhafte und überſchwellende Stunden, vom Geiſt getragen, dieſem göttlichen Gifte!

Charlotte: Ja, aber ſolche Stunden ſind auch nicht das wahre Leben, ſo herrlich ſie auch ſind; das wahre Leben iſt die ſich faſſende, ſich in ſich ſelbſt beruhigende Kraft. Du biſt noch immer, wenn Du nicht an den vollen Brüſten höchſten geiſtigen Wohlſeins liegſt, dem Leben gegenüber gar zu leicht ein unartig verzogen Kind.

* * *

Sonnabends, den 12. Juli 1834.

Sei ruhig! Jeder Strebende hat ſeine Zeiten, wo er in die Wüſte geht und ſammelt, und ſich ſelbſt in ſich vertieft. Aber er kann und darf nicht immer in der Wüſte bleiben. Auch Du wirſt wieder auftauchen und leicht und frei über den Lebenswogen ſpielen; und wenn Du's nur mit Ruhe erwarteſt, energiſcher als je.

* * *

Vom 13. zum 14. Juli 1834, in der Gewitternacht.

Das Andenken an liebe Todte iſt ordentlich ein Freimaurerorden, ein geheimer Geiſterbund.

H. St. —: Ich vergeſſe keinen meiner Todten. Eher wär' ich verſucht, manchen Lebenden zu vergeſſen.

* * *

Donnerſtags, den 18. Juli 1834.

Was im Oberparlamente des Menſchen der Geiſt, das muß bei ſchwer Verdauenden im Unterparlamente der Wein ſein, damit kein ſtörender Conflict der für das Geſammtwohl thätigen Kräfte entſtehe.

* * *

Mittwoch, den 24. Juli 1834. Ueber einen Bequemen.

Sein Geiſt iſt immer in Schlafrock und Pantoffeln.

* * *

Mittwoch, den 24. Juli 1834.

Wie der Baum durch Hin- und Herrütteln, durch Sturm vom zu haſtigen Emporſchießen abgehalten und zum feſtern Wurzeltreiben gezwungen wird, ſo der Menſch im Sturm des Schickſals geworfelt, gewinnt Wurzeln in ſeinem Charakter. Ein Stubengewächs ſchießt ſchwank in die Höh' ohne Verdichtung.

* * *

Den 25. Juli 1834, Donnerstags früh.

Wenn wir Gott als den größten Künstler verehren, (ſ. „Lebenswirren") ſo iſt er eben der heitre Gott, der ſeelenheitre, der durch alles ſcheinbare Dunkel leicht hindurchgehende. —

* * *

Den 26. Juli 1834. Im Garten, beim Anblick ſpielender Kinder.

Unter Kindern, vornehmlich unter kleinen Mädchen, welch ein Himmel oft im Innern voll Wahrheit und Schönheit! — Aber wie vernichten ordentlich gefliſſentlich daran die Eitelkeiten der gewöhnlichen Erziehung! —

* * *

Den 26. Juli 1834, Freitag Nachmittags.

Ein Menſch, der lügt und nicht frei und offen ſich herauslebt, iſt mir wie eine ungeſunde verkrüppelte Pflanze. Hat er dabei Geiſt, ſo iſt er noch unerquicklicher, gleichwie eine ſchöne Blume, die monſtros. Aber ein ſchlechter Hintergrund macht den Menſchen zum Lügner an ſich ſelbſt.

* * *

Sonntag, den 3. Auguſt 1834.

Fürſt Pücklers Briefe eines Verſtorbenen ſchmecken erquickend wie Wein, Waſſer und Zucker in der Hitze — ein Buch von glücklichſter Phyſiognomie.

* * *

Sonntag, den 3. Auguſt 1834.

Mit gewöhnlichen Menſchen nutzt ſich die Bekanntſchaft ab wie eine Schuhſohle, während oft mit ganz unſcheinbaren aber tieferen durch eine gewiſſe Keuſchheit des Umgangs der Reiz ſich erhält.

* * *

Den 6. August 1834, Mittwochs.

Berlin iſt eine große Penſionsanſtalt. Geheimeräthe, Hof- und Staatsräthe die Bankſitzen. Es wird gelernt, examinirt, räſonnirt, gekrittelt, wieder gelernt, — und das Reſultat iſt immer ein Examen und gemäßes Teſtimonium mit etwaiger Prämie oder Ausputzer. —

* * *

Den 6. August 1834, Mittwoch Abends.

Man muß mit jedem Freunde brechen, vor dem man nicht mehr das Intereſſe hat ſich zuſammenzunehmen. Solche verderben unſern Charakter.

* * *

Den 7. August 1834, Donnerstags.

Iſt das richtig, was mir da eben einfällt? — Lach' aber Deinen kleinen Philoſophen und Zeitgenoſſen nicht aus! — Es fiel ihm da eben nur bei Durchmuſterung der neueſten Geſchichte ein. Ich denke mir, gleichwie nach Bekämpfung der Mächte der franzöſiſchen Revolution das Bedürfniß nach dem religioſen, Erd' und Himmel verbindenden Glauben gleichſam doppelt nachholend dem rohen Materialismus gegenüber erwacht und ſich geltend macht, ſo müſſe nunmehr nach des gewaltigen, tiefſinnigen Hegels Tode, dem doch wohl keiner ſeiner Schüler ſich als ebenbürtigen Nachfolger ausgeben wird, über kurz oder lang nothwendig eine Periode des Gemüths, der Liebe, des Glaubens, und all der ſchönen unterdrückten, unter der ſchroffen Allmacht des abſoluten Gedankens niedergehaltenen Götter um ſo mächtiger und gehaltiger wieder eintreten. Ja, ſolches iſt gewißlich wahr! —

* * *

Den 9. August 1834, Sonnabends.

H. St. — : „Nichts Furchterlicheres als verrufte Kraft! Soll ich in Sand und Staub die beſten Kräfte verſiegen laſſen? — Wie kurz iſt das Leben, und wie viele Zeit ver-

genden ſich allein im Zehnen niedrigſtem Bedürfniß! Nun gar die Kläglichkeit und Schwer geſtörter Geiſtesentwicklung! — es ſchrumpft immer mehr zuſammen. —

Lottchen: Lebenslänge iſt nichts, Lebenskraft iſt Alles. Und die geht aus dem tiefſten Gefühle der Zerſchmettrung, aus dem Durchproben des Herbſten oft am ſiegendſten hervor. Jetzt krankſt Du an Dir ſelbſt; ein groſſer echter Schmerz würde Dich über Dich ſelbſt ſtellen.

* * *

Den 10. Auguſt 1834, Sonntags.

Mein ganzes Zuſammenſein mit Menſchen iſt jetzt ein vierzäumiges, immer waltend wie die ruſſiſchen Kutſcher von ihrem Thronſitz. Drum auch das Gernalleinſein, wo ich mich kann gehn laſſen. Denn wem und wann darf ich mich zeigen wie ich wirklich bin, auſſer Dir, der Du jede Ritze und Luke meines Seelenlebens verſtehſt! Werde Du nur erſt wieder geſund!

* * *

Den 10. Auguſt 1834, Sonntags.

Es giebt eine ſpecifiſche Verſchiedenheit unter den Menſchen, nicht blos graduell.

* * *

Den 10. Auguſt 1834, Sonntags.

Ein mittelmäſſig Gedicht iſt gleich einem fausse couche, daſſelbe Aufgebot an Schmerz und Kraft, nur ohne lohnenden Erſatz. —

* * *

Den 10. Auguſt 1834, Sonntags.

Ja, wahrhaftig, Berlin iſt eine groſſe Penſionsanſtalt. Man lernt, man

man kommt vorwärts; aber Alles ſpulend, ohne Freudigkeit, ſtaubig, verklommen.

* * *

Den 11. Auguſt 1834, Montags früh.

Eigen iſt's mit der Liebe und Vereinigung zu angenommenen Kindern. Gewaltiger Schmerz bei der Trennung oder wirklichem oder ideellem Verluſt. Gerade durch die Spannung im Gegenſatz zu dem natürlichen Verhältniß (der Gewißheit) wird das Gefühl geſteigert. Geſpanntere Anziehung der Herzensfäden.

* *

Den 12. Auguſt 1834.

So lange die Welt beſteht, wird es Naturen geben (und vorzüglich dichteriſche), die ich bei aller Kraft, die ſie auch haben können, um des Uebermaaßes von Gefühl willen weibliche nennen möchte, an die man ewig umſonſt den gewöhnlichen Maaßſtab von den Pflichten eines Mannes und was dieſem obliegt, anlegen wird. Man vernichtet ſie mit ſolchen Anforderungen, man zerreißt ihre ungetheilte Natur; und nur zum Schein oder mit der ungeheuerſten Selbſtüberwindung, wobei dann auch ein gutes Theil von Kräften zugeſetzt werden muß, erfüllen ſie eine Zeitlang dergleichen Anforderungen, wenn ſolche unvermeidlich ſind; und rettet ſie kein guter Genius aus ſolcher Lage, ſo möcht' ich es für ſie bei allem Segen des innern Ueberreichthums dennoch als eine Strafe des Himmels anſehn, der ſie eben ſo und nicht anders geſchaffen hat.

* *

Den 12. Auguſt 1834.

Ich ſage mir manchmal, ich traue mir weit eher zu, eine ſolche Stelle auf der Bibliothek ruhig und ohne innere Störung verſehn zu können, als Hein-

rich in gewiſſen Zeiten; das macht, ich bin eine geiſtesgenießende — alſo eine mehr allgemeine — er aber eine producirende — alſo durchaus beſondere, individuelle Natur. Wie gern hätt' ich ihn oft in ſeiner eignen Welt an ſeinem Pultchen den Morgen ungeſtört verleben laſſen, in Studien und Anlagen, von denen ich ihn ſchmerzvoll und gewaltſam abbrechen ſah, und hätte dafür manche Uebellaunigkeit und die gedankenloſe Bröckelarbeit übernommen, die mir gewiß dann leichter zu überwinden geweſen wäre als ihm, der ſich dann immer in ein Fremdes geriſſen fühlt. Und nun gar für ihn!! — Wenn es nur anginge, ich möchte Männerkleider anziehn, es an ſolchen Tagen wenigſtens ihm abzunehmen! —

* * *

Den 12. Auguſt 1834, Dienſtags.

Wenn ich ſo in Romanen oder Novellen geleſen von ſpröder Behandlung einer Frau gegen liebende Menſchen, da dacht' ich immer: das kann die Beſtimmung des Menſchen gegen den Menſchen nicht ſein; es muß noch eine andre Art geben, wo Würde ſich mit Milde vereint und dem Raſenden zugleich Troſt, Beruhigung und Zurechtweiſung giebt, ihm wirklich nützt und ihn beſſert, veredelnd umwandelt.

* * *

Den 12. Auguſt 1834, Dienſtag Nachmittags.

Der Dichter iſt ein närriſcher Kerl, der ſcheinbar theilnahmlos hindurchgeht durch die Ereigniſſe. Aber mit Einem Male faßt dieß oder das ſein Herz, und wie im Ei dieß Eine Tippelchen das neue Leben macht, ſo ſpringt aus dieſem Antippen das hervor, was nur, wo Gegenſtand zur Liebesbraut geworden, ſich ergeben kann.

Briefe.

An Natalie Harder in Petersburg.

Berlin, den 27. April 1829.

Gern hätt' ich, meine liebe gute Couſine, ſchon früher den in Ihrem mir ſo erfreulichen Briefe ausgeſprochnen Wunſch erfüllt, in den „letzten Flitterwochen" wieder einmal Nachricht von mir zu geben, und hätte hiermit zugleich der Aufforderung des eignen Herzens genügt, wenn ich bis jetzt nicht vergebens auf die „letzten Flitterwochen" gebarrt, um Ihren Wunſch im buchſtäblichen Sinne auszuführen. Und ich könnte wohl noch lange harren; denn aufrichtig geſtanden, gute Natalie, mir iſt es eigentlich noch ganz ſo wie in den erſten Tagen der Verbindung mit meinem Heinrich, nur daß ich täglich mir von Neuem einbilde, die Liebe nehme immer zu; da ich nun auf dieſe Weiſe wohl niemals zum Schreiben an meine liebe Couſine kommen würde, ſo muß ich ſchon mir erlauben, vor der gewünſchten Zeit mit einem Briefchen mich bei ihr einzufinden. Was mich hierzu noch ganz beſonders auffordert, haben Sie wohl ſchon errathen. Ich möchte nicht gern die letzte ſein, die zu der Freude Glück wünſcht, welche der Himmel in dem kleinen Mädchen Ihnen beſcheert hat. Ja, ſo recht von Herzen haben wir über dieſe Nachricht uns gefreut und die

innigſten Wünſche für das Gedeihn der Neugeborenen in Gedanken Ihnen zugeſandt. Was Sie zu hören wünſchen von der Art unſrer Verbindung und von der erſten Zeit unſres Zuſammenlebens, das, theure Couſine, erzählt ſich wohl ſchöner, wenn wir Sie einmal am eignen traulichen Heerde begrüßen; und gern ſchmeichle ich mir, daß jetzt doch noch ein Grund mehr für Sie iſt, das in jeder Beziehung ſich immer mehr verſchönernde Berlin wieder einmal zu beſuchen. Wie mir es hier gefalle? fragen Sie — ich glaube, ohne idylliſcher Schwärmerei beſchuldigt zu werden, gegen Sie behaupten zu dürfen, daß es mit dem geliebten Gatten auch im kleinſten Orte mir gefallen würde; wie viel mehr hier, wo ich ſehe, daß er ſich auch geiſtig ſo durchaus befriedigt fühlt, und wo ich ihn im Verkehr ſehe mit Allem, was ſein Streben fördern und erleichtern kann. Sie kennen ja ſelbſt das vielfach Anregende einer großen Stadt; beglückt im nächſten Kreiſe, und bei allen Auſſorderungen nach außen am befriedigtſten in dieſem, wiſſen Sie dennoch ſehr wohl was es heißt, umgeben zu ſein von ſo vielen großen Eindrücken, die denn doch niemals ohne Einfluß auf das Innere bleiben; dieß beglückt mich nun, zunächſt zwar und vorzüglich in Beziehung auf den Geliebten, und dennoch fühle ich auch ſelbſt in unſerm friedlichen Stillleben den wohlthätigen Einfluß dieſer ſchönen, an Beträchtlichem ſo reichen Stadt.

Allein zuviel habe ich vielleicht ſchon über mich ſelbſt geſprochen im Vertrauen auf Ihre liebevolle Theilnahme, theure Couſine. Möchte ich recht bald von Ihnen hören, daß Sie mit Ihrem lieben Mann und Ihren geehrten Eltern, denen ich recht herzlich empfohlen ſein möchte, ſich des Gedeihens Ihres kleinen Lieblings täglich mehr erfreuen. Das wünſcht von ganzem Herzen Ihre treue Freundin und Couſine

Charlotte Stieglitz.

An dieſelbe.

Winter 1830.

Recht recht innigen Dank, meine liebe Natalie, daß Sie nicht Böſes mit Böſem vergolten und mich noch eher, als ich zu hoffen wagte, mit erwünſchten Nachrichten erfreut. Ihr Glück über den Beſitz eines lieben Kindes hat uns wahrhaft gerührt; ich kann es mir recht lebhaft denken, wie in dieſem kleinen Weſen für die ganze Familie wieder ein neues Intereſſe aufgegangen, das bei der zunehmenden Entwicklung fort und fort wächſt. Möchte es ſich immer mehr entfalten und gedeihen und unter Ihrer mütterlichen Pflege ſo recht von Liebe genährt zu Ihrer Freude groß werden. Der treffliche Vater Klein, mit dem wir einige ſchöne Wochen zuſammen gelebt, hat uns ſchon damals bei ſeinem kurzen Hierſein viel von Ihnen und Ihrem Kindchen erzählt und uns ein recht lebendiges Bild von Ihrem Glück entworfen. Von uns wird Ihnen der liebe Mann auch manches ſagen können; weiß ich doch, Sie nehmen Theil, meine liebe Couſine, an unſrem fortwährenden ſtillen Glück. Und ſo ſage ich Ihnen denn jetzt ein inniges Lebewohl, bitte Sie Ihrem lieben Mann, Ihrer guten Mutter, und auch denjenigen von Ihrer Familie, die ich durch Beſchreibungen lieb gewonnen, mich und meinen Heinrich recht herzlich zu empfehlen.

Mit der innigſten Liebe Ihre

Charlotte Sieglitz.

* * *

An dieſelbe.

Den 26. Januar 1831.

Gott zum Gruß, meine Herzens-Natalie!

Wie gern beſuchte ich Dich ſelbſt und überzeugte mich, daß Du wohl und ſeelenſtark ſeieſt, eine Heldin unter Deinen Kindern — nicht wahr, das

biſt Du? — Und es iſt wahrhaftig darauf angelegt, daß wir Alle noch zu recht durchprobten Helden hier werden.

Ja, ja, meine liebe Natasche, man hat was durchzufühlen; bei gänzlich flügellahmer Stimmung kommt mir der Menſch zuweilen wie ein recht rieſenmäßiger Reiſekoffer vor. Was für Erfahrungen von Schmerz, Freude, Liebe, Gleichgültigkeit, packt er in ſich, bis er gefüllt, und nunmehr auch mit dem ewigen Schlüſſel verſchloſſen wird, für die endliche Reiſe ins Himmelreich, ſo Gott will! — Ein groß Paquet Räthſel kommt auch hinein; ſie ſind mit Thränen gedruckt und eingebrannt, ſie werden ſicher bis zur Löſung ſich leſerlich halten. In Nicole's Charakter war kein Räthſel. Er war von Natur, was zu erringen ich für die höchſte Aufgabe im Menſchen halte, durchſichtig, rein von trübendem Egoismus, und auf dem Grunde lagen Perlen. Wie wohlthuend iſt die Erinnerung an ihn! —

Einliegendes kleine Buchzeichen, meine Liebe, möge, indem es Dich bei Deiner Lectüre begleitet, auch manchmal auf mich freundlich Dich hinweiſen. Hat Miluſchka wohl einmal wieder uns erwähnt? Was macht das kleine Pathennönnchen? (nicht Männchen, wie die Frau mich corrigirte). Den kleinen Alexander würde ich in dieſem Augenblick, wenn es die dicke Muhme erlaubte, faſt erdrücken; ich ſehe den Jungen mit ſeinen runden, ſchwimmenden, blauen Aeugelchen ganz lebhaft vor mir, daß ich ihn greifen möchte — und was macht das kleine, wild intereſſante, von Sorgen nichts wiſſende, fröhliche Bettelmädchen mit ſeinem weißen Tüchelchen um die Ohren? —

Deinen Harder grüße und danke mir nochmals in Erinnerung an jene erſten Nachrichten, die er uns ſo bald über Dein Befinden ſandte. — Wir wünſchen Euch ein inniges Lebewohl, und ich bleibe Deine treue

Charlotte Stieglitz.

An dieſelbe.

Berlin, den 13. Juli 18[illegible].

Meine liebe gute Natasche!

Je weniger ich Ahnung hatte von der Verſpätung meines Briefes, deſto rührender war mir der Empfang Deiner raſch entgegnenden lieben Zeilen. Wie freut es mich, daß es Dir wieder gut geht, und ich denke, dieß wäre recht ein Sommer für's Erholen auf dem Lande! — Uns ſchien trotz aller Veränderlichkeit des Wetters vorigen Sommer doch die Sonne meiſt; es war die Sonne der Freude und Geſundheit! Heute iſt Sonntag, kein Comptoir, und wunderſchönes Wetter! Und auch bei uns iſt Sonntag, ſchönes Wetter, und Heinrich liegt zu Bette! Und dennoch, meine Liebe, iſt mir heute ein wenig leichter zu Muthe als dieſe ganze Zeit her, wo ich wohl nicht umſonſt eine tiefe Beſorgniß um Heinrich haben mußte. Die guten Folgen des vorigen ſchönen Sommers hatten ſich mit Einem Male im Frühling, wie es ſchien, erſchöpft; ſchon die letzten Tage von Alexanders Hierſein merkte ich die Anſtrengung, mit der er ſich aufrecht erhielt, um kein Vergnügen zu ſtören; die Begleitung nach Potsdam friſchte ihn wieder ein wenig auf; dann aber trat ein fürchterlicher Zuſtand, bald von den größten Aufregungen, bald von den ſchwerſten Ermattungen und geiſtiger Unklarheit ein. Das was der Arzt ihm vorſchrieb, dämpfte die Aufregungen und erleichterte einigermaßen das Blut; aber eine ängſtigende Spannung ſeines ganzen Weſens ließ doch immer noch nicht nach, verbunden mit einer tiefen Melancholie. Vor einigen Tagen überfiel ihn nun in dieſem reizbaren Zuſtand eine Art gaſtriſche Ruhr, wie es der Arzt nennt, die ihn zwar ſehr mitnimmt, jedoch für den Augenblick ſeinen geſpannten Zuſtand ſo erleichtert, daß ich wenigſtens ſeit Wochen einmal wieder frei aufathme, und mich doch eben geſtimmt fühle, ein paar Zeilen für Dich zur Antwort, Du Liebe, niederzuſchreiben. Du haſt Recht,

dieß Frühjahr brachte uns viel Liebes; und allerdings, Dein Lieschen habe ich erſt recht in ſeiner Aechtheit kennen und lieben lernen. Von Spandau kündigte ſie uns noch ſchriftlich die freudige Nachricht von Alexanders Ankunft an, mit dem wir unvergeßliche Stunden gelebt. Darauf kam Dein treuer Doctor Rauch, dem ich — werde nicht roth! — Deine Liebe verrathen; dann Madame Klein, und während ihres Hierſeins Anningka. Letztere habe ich eigentlich nicht ſo genießen können wie ich wollte, und zwar wegen Heinrichs Unwohlſein; jedoch ſie hat eine ſo prononcirte Natur wie manches Buch, von dem man ſchon nach einigen aufgeſchlagnen Seiten mit Sicherheit den Charakter des Ganzen beurtheilen kann. Es iſt ein wahrhaft antiker Styl, ſcharf aus kernigem Marmor gehauen! Ihr mußtet als Kinder ein gutes Pärchen abgeben, wahrhaftig! Warum habt Ihr Euch nicht geheirathet? — Uebrigens ſehe ich ihr gerne in ihr kluges Auge. — An Madame K., dem wandelnden ſchönen Planeten, habe ich mich dießmal wieder mehr erwärmt. Ihr Söhnchen war erkrankt, und ſie litt einige Tage um ihn, und das ſtand ihr herrlich; ſie wurde hingebend, mitempfindend; die poetiſch ſchöne Frau ſtand im Vordrunde, und die Dame hatte ſich in die Perſpective einer tieferen Innerlichkeit zurückgezogen. Möchte ſie letzterer lebenslängliche Penſion geben! — Ich verſtand nun mit Einem Male den Wechſel des Eindrucks, den ſie (zwar immer nur bei flüchtigem Zuſammenſein) von jeher auf mich gemacht; dießmal hatte ſie wieder etwas Hinreißendes; Minerva jedoch faßte mich leiſe beim Schopf, daß ich eiligſt meine Herzflügelchen wieder zuſammenſchlug wie ein Taſchenmeſſer.

Alles was Du mir von Deinen Kindern geſchrieben, hat ſie mir lebhaft vorgeſtellt; ich ſehe die lieben Bälge kriechen, ſpringen, laufen; daß Miluſchka auch aber um meiner Locken willen nicht liebt, iſt eben ſo pikant als tragiſch. Was ſoll ich Arme thun? Heinrich liebt dieſe Locken, Miluſchka haßt ſie; auch hier wird die Zeit als endliche Ausgleicherin eintreten; die

Lok-

Locken werden bleichen, und Heinrich wird ſie ſehr gern unter den Schnee einer Haube verſteckt ſehn.

Nun, meine Liebe, grüße Deinen Harder, grüße den unvergeßlichen Ludwig Stieglitz, dem ich nur in freudigen Stimmungen ſchreiben mag, und die übrigen Lieben von Deiner von Herzen getreuen

Charlotte Stieglitz.

Haſt Du vielleicht erfahren, ob ein Päckchen, das ich im December an Vater und Emilie geſchickt, angekommen? Die Verſpätung meines Briefes an Dich läßt mich glauben, daß vielleicht einige Briefe an Beide, mit Gelegenheit geſandt, dort nicht angekommen. Rundt hat auch einmal ein Buch an Vater geſchickt; iſt das vielleicht auch unterwegs geblieben? —

* * *

An Herrn P. Klein in St. Petersburg.

Den 17. December 1830.

Mein lieber Herr Klein!

Wie oft haben wir der ſchönen Zeit gedacht, die wir in frohem Beiſammenſein mit Ihnen hier verlebt! Der December aber läßt nun gar Tag und Stunden wiederkehren, und vergegenwärtigt uns ganz verjüngt Ihr Hierſein. Bald iſt es drüben bei Baudoins ein ſchöner Abend unter Vaterlands- und Freiheits-Geſängen, bald hier in Stieglitzens Vogelperſpective eine freundliche Punſchbrauerei, bald drüben im Hôtel ein päbſtlich-ſultaniſches Feſt in ruſſiſchen Gemächern („Der Pabſt lebt herrlich in der Welt!" ꝛc.), bald ein melancholiſcher Mitternachtſpaziergang beim Wächterhorn ohne Hausſchlüſſel, wo Ihre Fürſprache den jungen Vagabunden noch ein Obdach im unfreundlichen Engel vermöge eines ſolide imponirenden Pelzmantel-Ukas erwirkte, bald

der wehmüthig heitere Abſchiedsmorgen, der zugleich die Bewährung freundlichen Wiederſehens in ſich trug. Und dieſe ſchöne Ahndung ſcheint nicht täuſchen zu wollen; ja, die Erfüllung iſt uns jetzt ſogar näher gerückt als wir damals noch zu hoffen wagten. Die gütige Einladung unſers trefflichen Oheims erlaubt uns ſchon nächſten Sommer die erſehnte Reiſe nach Petersburg zu unternehmen; hoffentlich ſchließen dann auch die guten Baudoins ſich unſerer Karavane an. Es iſt doch noch etwas ganz anderes, der Ausführung eines ſo innig gehegten Wunſches nun mit Beſtimmtheit entgegen zu ſehen! —

Große Freude hat mir das Andenken Ihrer lieben Schwiegertochter gemacht. Ich denke, auch ihr werde ich näher kommen als es in den Tagen ihres leider nur zu kurzen Hierſeins möglich war. Einſtweilen ſende ich ihr recht herzlichen Dank, auch in Stieglitz's Namen, der ſich aber der tragiſchen Frage nicht enthalten kann, was die übrigens ſo freundlichen Pantoffeln ſo eigentlich zu bedeuten haben? —

Nun, mein guter lieber Herr Klein, laſſen Sie ſich ganz ſo jung wiederfinden als wir Sie hier unter uns beſaßen. Die lieben Ihrigen grüßen Sie wohl recht herzlich von uns beiden, und die reizenden Enkelchen küſſen Sie von Ihrer innigſt ergebenen

Charlotte Stieglitz.

* * *

An ihren Bruder (H. Willhoſſt) in Leipzig.

Februar 1830.

Mein theurer Bruder!

Sollte man es denken, daß bei ſo inniger Liebe ſechs Monate verfließen konnten, ohne daß man irgend etwas Ausführliches von einander hört!

Dießmal, möchte ich behaupten, iſt der fürchterliche Winter Schuld, der Dinte und Gedanken gefrieren machte; wahrhaftig, wir haben in Stieglitzens kleinem einfenſtrigen Studierſtübchen zuſammenkriechen müſſen wie die Grönländer; drei Monate lang waren in unſerm ſchloßfreiheitlichen Sommer-Palais in unſerer drei Treppen hohen Vogelperſpective von allen Seiten die Fenſter trotz alles Heitzens fingerdick gefroren, und bei dieſem ſpärlichen Dämmerlichte gehörte eben nicht viel Phantaſie von meiner Seite dazu, den Tag über, wo Stieglitz im amtlichen Dienſt war, zu glauben, ich wär' eine gefangene Prinzeſſin in einem Burgverließ, bis mein Ritter mich zu erlöſen von ſeinem Kreuzzug auf den Bücherleitern heimkehrte. Dann gab es nach ziemlich langem Händefrottiren eine warme Suppe, und man fühlte ſich wieder etwas aufgelöſt und einigermaßen menſchlich. Henriette ſeufzt und denkt: „ach, iſt es mir denn beſſer gegangen?" — H. W.: „Ich bitte mir aus, ſich nicht in unſre häuslichen Angelegenheiten zu miſchen." — Dagegen behauptet Charlotte: „Wo vier und zwanzig preußiſche Poſtmeilen dazwiſchen liegen, iſt's ſchon erlaubt einmal in den Kochtopf zu ſehen; hui, wie da die rothen Krebspaſteten ſteigen!" —

Doch nun ehrbar! Wie geht's Euch, meine Lieben? wie habt Ihr die Winterabende im traulichen Stübchen zugebracht? Iſt es nicht herrlich, auf das innigſte vereint Alles hinzunehmen, was das Leben bringt? Und ſo freut Ihr Euch gewiß wie wir jetzt zum nahenden Frühling, und findet in dem ſchönen Sonnenſchein ſchon wirklichen Erſatz für all den Winterfroſt.

Von Mütterchen und Hannchen hab' ich kürzlich die erfreulichſten Nachrichten. Was ſie mir über Deinen Bericht wegen Conrad geſchrieben, hat mich eigen tief betrübt; ich habe Alles, ſeinen Aufenthalt, ſeine Krankheit, aus ihrem Bericht nicht recht verſtanden, und ſo würdeſt Du mich erfreuen, wenn Du mir ſelbſt darüber das Nähere mittheilen wollteſt. — Bei Staatsrath Kunths, wo, wie Du wohl weißt, er, der Staatsrath, und der Schwiegerſohn, Beide in kurzer Zeit geſtorben ſind, hörte ich neulich mit großer Freude

erzählen, wie Coquerils doch Marien ſo ſehr lieb hätten; es mußte doch wohl ein Verwandter von dort, der gerade hier war, ſich darüber ausgeſprochen haben; die Kunth meinte, beinahe ſei ſie zu beneiden — täglich in der ſchönſten Equipage fahre ſie mit den Kindern aus, gehe des Abends viel ins Theater, da eine ganze Loge abonnirt ſei, u. ſ. w. — ſie übe aber auch eine ganz beſondre Thätigkeit aus; überall ſei Mamſell Willhöfft unentbehrlich, überall ſei ſie zu Hauſe, mit einer Behendigkeit und Schnelligkeit, die zu bewundern wäre bei einem ſolchen Hausſtand; und dabei die Kinder; Alles ginge wie am Schnürchen.

Wenn Du an Fritz und Marie ſchreibſt, grüße doch recht herzlich von uns Beiden, lieber Bruder; hörſt Du? — Die Nachricht über Fritz war mir auch ſo erfreulich.

Wie geht es den Bekannten? Seht Ihr Euch zuweilen mit dieſem und jenem? Wie geht es den guten Cnoblochs? Wir haben, nachdem die Kälte nachgelaſſen, immer geglaubt, er würde uns beſuchen, weil er vor einiger Zeit ſchrieb, nur die Kälte habe ihn abgehalten nach Berlin zu kommen. Sag' doch an Cnobloch, Stieglitz wäre endlich dahin gekommen, nicht eher ſeinen Brief zu beantworten, als bis das ganze Manuſcript des erſten Theils beiläge, was nun wohl in vierzehn Tagen erfolgen wird. — Alle Freunde ſind ihm böſe, daß er ſo lange zögert und ſich immer noch nicht genügen kann, während ſie es ſchon längſt für vollendet erklärt und ſchon im Januar hoch erfreut bei Vorleſung deſſelben waren. In jedem Falle bitte ich im Namen Aller, die es wohl mit Stieglitz meinen, daß doch ja das Buch im Oſtermeßkatalog angezeigt werde, damit er dann auf keinen Fall mehr zögern kann, weil ich ſelbſt jetzt fühle, es thut ihm einmal Noth aufzutauchen, und doch wohl am Ende nur, weil ich weiß, daß alle die feinen Fäden, die er noch bei letzter Bearbeitung hineinzuſpinnen geſonnen war, auch wirklich hineingekommen ſind.

Haſt Du etwas von Pohlenzens häuslichem Glücke gehört? Wie geht

es Hering, dem treuen Stubkameraden? Grüße herzlich, wenn Du sie siehst, auch Sonnenkalbs, u. s. w. — Was mögen wohl meine lieben Verrients machen, Clara und Thereſe? — Denke Dir, noch habe ich nicht an sie geschrieben. Deshalb schäme ich mich auch zu grüßen. Solltest Du ihnen aber zufällig auf der Straße begegnen, so sage ihnen, seit zwei Jahren wollte ich ihnen täglich schreiben und käme nicht dazu; und nun weiß ich auch beinah nicht wo ich anfangen soll. Wie geht es der jüngsten Schwester Deiner Henriette, die ich kennen gelernt? — Doch ich quäle Dich immer mehr mit allen Fragen, und Du freust Dich, wenn ich aufhöre.

So lebt Ihr Lieben denn Beide wohl; wir denken oft an Euch und sehnen uns Beide, von Dir, lieber Bruder, etwas Ausführliches zu hören, wie es Euch noch außer dem Wohlsein geht. Voll von den besten Wünschen Eure

Charlotte Stieglitz.

* * *

An denſelben.

Im Winter 1831 — 1832.

Mein theurer Bruder!

Unverzeihlich erscheint in diesem Augenblicke mir selbst mein langes Schweigen, indem ich keinen anderen Grund anzugeben weiß als den, daß ich in all dieser Zeit nicht dazu aufgelegt war. Und ist dieß am Ende nicht genug? Ich freute mich so sehr über Deinen lieben ausführlichen Brief vor zwei Monaten, über Hannchens und Bärbalks liebevolle Zeilen, — ich wollte gleich alle beantworten, aber, Gott weiß, eine innere und äußere gleich böse Zeit hieb mir mit scharfem Schwert die Flügel ab; ich schwieg, weil ich nicht fröhlich schreiben konnte. Auch die Nachrichten von Fritzens Häuslichkeit und

manches aus Teriſſens Brief betrübten mich. Du warſt ja auch nicht recht geſund; o ein ganzes Lenmer Heilpflaſter ſchien mir nicht genug, um uns allen aus der Noth zu helfen.

Jetzt, wo nun ein lange drohendes, ſchwüles Gewitter ſich über uns entladet, erwacht man recht eigentlich aus ſeiner Trägheit, und nun gilts Gottvertrauen und guten Muth haben; und damit ſind wir Beide, mein Stieglitz ſo wie ich, gut verſorgt. Dazu genießen wir ſchöne, freie Luft in unſrer Wohnung, tägliches Schrankbad, leben ſehr diät, ärgern uns einander nicht, haben auf ein Vierteljahr Lebensmittel angeſchafft, außer Fleiſch und Brod, um das Mädchen nicht ſo viel herumzuſchicken in die Läden, haben uns außerdem auch verſehen mit einfachen aber nothwendigen Mitteln für einen etwaigen eintretenden Fall, als da ſind: Kamillen-, Pfeffermünz-, Fliederthee, Senf, Eſſig, Spiritus, Wärmeflaſchen, wollene Decken — dieß alles, um ſogleich Schweiß hervorzubringen, denn dann iſt der Kranke gerettet. Außerdem räuchern wir mit guten Hoffnungen, ſprengen die Stuben mit der Ausſicht auf beſſere Zeiten ein, und geben uns gegenſeitig Pillen guten Troſtes zu verſchlucken. Da haſt Du die Antwort auf Deinen lieben, eben ſowohl erfreulichen als beruhigenden geſtrigen Brief; denn als ich neulich von dem letzten Spektakel in Leipzig zufällig bei andern Leuten hörte, wurde ich beinahe ganz unwohl; das Blut, in Erinnerung jenes Abends, wo Du Wache ſtandeſt, machte mir tüchtig zu thun; jedoch man wußte mich ſüß zu tröſten, daß ein Mann, der Frau und Kinder habe, gewiß nicht voreilig handle. Aber ſiehe da, mein Bruder war dennoch ein ſiegreicher Held! Aber warte, was hätte daraus werden können? Die armen Füße wird die Frau pflegen, was mag ſie und die andern doch für Sorgen gehabt haben!

An ihre Schweſter Doris in Leipzig.

Berlin, den 20. Juni 1832.

Vor Allem innigen Gruß und Dank, meine liebe gute Doris, für Deinen wahrhaft reichen Brief, der erfreut, aufgeregt, beruhigt, beunruhigt, Alles zu gleicher Zeit, wie es eben zu geſchehen pflegt bei eben nicht all zu ruhigen Leuten wie die beiden Stieglitze ſind, wenn ihnen irgend Ausſichten eroffnet werden, die ſchön, nützlich, vortrefflich, aber nicht mit der bloßen Kraft des Willens erreichbar ſind; dann mag die See bei Doberan ſtille heißen gegen ſolche Wogen in zwei Seelen, die zuſammenſchlagen in Wunſch und Willen — d. h. immer hinauszufliegen in die weite Welt, wenn Wunſches Flügel hinreichten. In Stieglitz iſt übrigens wirklich etwas von einer Vogelnatur; ſo wie der erſte Weſtwind bläſt, regt ſich die alte Leidenſchaft des Reiſens; dann heißt's in tauſend Weiſen: „Wenn die Bibliothek nicht wäre," u. ſ. w.

Doch nun zur Antwort. Daß wir auf jeden Fall Dich, oder vielmehr Euch ſchon dieſen Sommer ſehn, iſt köſtlich; denn Hannchen wird doch wahrſcheinlich mitkommen, wie es mir ſcheint. Daß für Euch beide Rath und Platz geſchafft wird, ſelbſt wenn Ihr ein oder ein paar Tage hier zugebt, iſt wieder natürlich, und dieß Alles mit dem großten Spaß. Die beiden Gäſte ſchlafen in unſerm lieblichen, gelben, theatraliſchen Schlafgemach, Stieglitz ſchläft in ſeiner Stube auf dem Sopha, und meine werthe Perſon ſchlägt die Thür vom Badeſchrank nieder und bereitet ſich ein Badebett; denke Dir die Wonne, wo ſonſt mich kalte Eiſestropfen empfingen, erwarten mich — Dunen — ! — Federn; genug, ein höchſt abenteuerliches Bett. Dein Wagen findet entweder in unſerm Hof eine ſichre Stelle oder in der Nachbarſchaft; da es bei uns ziemlich wie auf dem Lande iſt, macht das keine große Schwierigkeit. Ueberhaupt wollen wir die Tage des Zuſammenſeins recht vergnügt ſein; denn dieß iſt eben ſicher, das Andere ſehr abhängig. Mit ** ſehen wir uns dann auch, wie Du es wünſcheſt; Nichts ſoll ſtörend ein-

treten. Ueber den Reiſeplan wäre nun aufrichtig alſo zu ſagen: Bei meinem Stieglitz zündete zuerſt der Gedanke, daß es gewiß für mich und meinen ſo oft wiederkehrenden Huſten ſehr heilbringend ſein würde mitzubaden, daß aber bei genauer Eintheilung für diesmal doch nicht mehr wie funfzehn Friedrichsd'or zu erſchwingen ſein würden, daß aber Baderei, Wohnung und Eſſen, wenn Hannchen nun auch mitgeht, in drei Theile getheilt, für den einen Theil wohl nicht mehr machen kann als funfzehn Friedrichsd'or. Außerdem würde dann Stieglitz uns gerne hinbringen und dann natürlich für ſein eigen Geld zurückreiſen, alſo dieſen Zeitverluſt Deinem guten Bärbalk abnehmen. Ob ſich die Verhältniſſe ſo geſtalten, daß Stieglitz vielleicht auch, und wenn es nur auf vierzehn Tage wäre, das Seebad mitbraucht, müſſen wir noch erwarten. Gewiß wär' es ihm ſehr gut, da er von Zeit zu Zeit doch ſehr an Nervenreizbarkeit, an heftigen Blutwallungen faſt immer leidet. Doch dieß iſt nun eben Alles noch ungewiß. Das, worauf wir als Gewißheit eingehn können, iſt jenes erſtere. Es gibt bei uns ſchon Liebeszänke, wem es nöthiger wär uns Beiden iſt; aber Stieglitz kann eben nicht lange von der Bibliothek abkommen, ſonſt müßte er wahrhaftig einmal eine ernſtliche Kur brauchen. Er ſagt mir aber dagegen: „ich kann alle Tage im Fluſſe baden, und das iſt doch auch ſchon etwas; Dir aber will ein gewöhnlich Flußbad doch nicht recht bekommen, Du biſt immer nachher ſehr erkältet und mußt es aufgeben; das Meer dagegen wird mit ſeinem mächtigen Umfangen wärmend und ſtärkend zugleich auf Dich wirken; werd' alſo ein Seefiſch eine Zeitlang, und kehr' ein freudig geneſenes Kind zu Deinem Freudigen zurück, der ſchon aus Deinem vollkommenen Wohlſein ſattſame Stärkung trinkt!" — und ſo ähnliche Streitigkeiten. —

Die Geſchichte mit den beiden ** hat uns intereſſirt wie ein Roman, der aber doch ſehr tragiſch endet. Das Leben ſpielt doch wunderbar, und der Menſch mit dem Leben; es thut mir doch recht wehe, weil ſie wirklich, wie Du auch ſagſt, ſo viel in ſich hat, um deswillen es ſo jammerſchade iſt. —

Soll-

Solltest Du unsern Freund, von dem es uns recht freut, daß er Dir gefällt, wiedersehen, so laß es doch mit unterfließen ganz leise, daß dieser Wechsel vorgegangen; ich habe ihm die Frau gar so sehr aus Herzensgrunde gerühmt; er muß mich nicht begreifen können, wenn er sie nun so sieht; oder es macht sich vielleicht besser, wenn Stieglitz einmal an ihn schreibt, denn ich fange an mich dessen zu schämen, was ich gesagt habe; obgleich die Sache bei ihr so ganz natürlich gekommen und sehr zu entschuldigen ist. —

Daß aber Dein guter B. noch immer mit so vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, thut uns innig leid; sich am Gedeihen seiner Kinder freuen und Deiner Stärkung nach dem Seebade, und übrigens sich einen recht recht dicken Pelz anschaffen, scheint mir für ihn das beste. Uebrigens, meine gute Doris, nach sieben mageren Jahren kommen sieben fette, wie Du weißt; und somit sei Du nur recht heiter und getrost; wird schon Alles gut werden. Daß Ihr Beide Euch hier in Berlin trefft, ist wunderhübsch.

Nun, meine Liebe, ich erhalte wohl bald Nachricht von Dir. Bis Mitte nächster Woche seid Ihr wohl auf jeden Fall hier. Den 11. Juli sind wir auch sicher wieder zurück. — Hannchen grüße und danke innig für ihre liebevollen Zeilen; ich hoffe, Ihr werdet zusammen kommen. Wo wird Mütterchen unterdessen sein? Grüße Alle; Bruder Heinrich könnte auch einmal wieder von sich hören lassen. Grüßt auch unsern Freund Rundt herzlich, und die Wagner, und Alle die sich meiner freundlich erinnern. Die Kinder drücke nach Noten von Deiner treuen

Charlotte.

(Fragment.)

Sommer 1834.

Vor einer Stunde hab' ich Deinen Brief erhalten, meine Liebe, und ſchon ſitze ich und gebe Dir meinen innigen Gegengruß. Was lange dauert, wird gut! Du haſt mich wirklich einmal in die Fenſterſcheiben Eurer häuslichen Freuden und Leiden blicken laſſen. Dieſe Zwillinge ſtreiten ſich alſo auch bei Euch immer noch um die Erſtgeburt? — Dieſer Dualismus, das iſt Leben! — Laß ſich dieſe Weltkinder erſt einmal recht vertragen, recht einig und verſchmolzen ſein, dann haben wir ein Juſtemilieu, bei dem wir gedeihen werden. Dahin kommt's aber nicht, das ſehn wir voraus; darum laß uns ja bei dieſem Unvermeidlichen nicht zu ſehr auf den ſogenannten Leichtſinn ſchelten! — Bei den Meiſten, das iſt wahr, iſt es die Inhaltloſigkeit, die ſie eben leicht macht; ſie tanzen ins Leben hinein, umſchlingen ſich, machen alle möglichen Touren durch, tanzen mit Jedem, und gehn ermüdet, vielleicht auch nur weil das Licht eben auslöſchte, vom Ballſaal, ihrem Lebensweg, zu Hauſe. Wem aber vom Dünger vergrabener Hoffnungen, eingeſargter Leidenſchaften Flügel wachſen, den möge man beneidend anſehn, wenn er nun ſeine Pſychefittichlein hebt über den Nachthau der Erde. — —

* * *

An Moritz Veit.

Den 3. Februar 1830.

Mein werther Freund!

Wenn ich ſchon geſtern das ſtille Verlangen hegte, Ihnen in Erinnerung des vorigen Abends einige Worte zu, zurück, oder hinüber zu rufen,

ſo wird es heute am friſchen Morgen auch ein friſcher Drang; und ſo will ich ihn denn nicht zurückhalten.

Ich hatte vor einiger Zeit einen ſchweren, ſehr ſchweren Traum; er betraf Sie und uns. „Träume ſind Schäume," wollt' ich ſo gerne denken; ich wollte herzlich lachen, und mußte herzlich ernſt werden. Vielleicht war es unvorſichtig, meine Viſion unmittelbar nach dem erſten Eindruck Stieglitz mitzutheilen, der, wie Sie wiſſen, bei aller Heiterkeit und Freiheit des Geiſtes nur allzu offen iſt für eine ahnungsvolle Auffaſſung des Lebens und nur zu leicht den kleinſten Anlaß zu einem tragiſchen Gewebe ausſpinnt. Mir ſelber kam das öftere Unwohlſein eben nicht zu Hülfe, die Sache ſo zu nehmen wie ſie es verdient; mit der Freude Sie zu ſehen, trat auch zugleich jene unerquickliche Erinnerung ein und bewegte mich wider Willen ſo, daß ich zuweilen kaum im Stande war zu ſprechen. Da haben ſie denn mein ganz aufrichtiges Geſtändniß. Den vorgeſtrigen Abend aber ſehe ich als die Kriſe an; es trieb ſich Alles ſo merkwürdig auf die Spitze, und wenn ich mich frage wie und warum es ſo kam, ſo hatte wieder der böſe Traum ſein Spiel; vergeben Sie ihm wenn er zu weit ging; die Spitze aber hat er ohnedieß hoffentlich für alle Ewigkeit verloren. Die Wunden müſſen ja auch ausgeblutet haben, wenn ſie heilen ſollen, und Sie wollen nicht „mit verroſteten Schienen ſie wieder aufreiben," oder vielmehr, ich verſpreche künftig hübſch Charpie zu zupfen, wie es ohnedieß der Frau zukommt. —

Wenn ich mich nicht gänzlich irre, war unter Andern auch von einer nicht ganz gewöhnlichen Entree zu Ihrer dermaleinſtigen Schwelle die Rede; wahrſcheinlich wollte man ſich ganz verſtohlen hinten herum ſchleichen und Sie ſomit in Ihrem Glück überraſchen. — Nicht wahr, ſo war es gemeint? — Aber gewöhnen Sie ſich künftig ja nicht in eine halbe Einſiedelei, wie Stieglitzens; man wird, wie Sie ſehen, dadurch zum Traumdeuter, Viſionair, und was noch Alles! — —

Es ſoll aber auch bald ein neues Leben beginnen. Wir laden Sie

und das geſchwiſterliche Brautpaar ſchon in Gedanken zu einer brillanten Soirée für nächſte Woche ein, ſobald ich mich nur etwas ſtärker fühle; und ſo Gott will, ſehen wir uns oft noch im Leben vereint, und finden uns immer ganz ſo wieder als wir uns verlaſſen. Mit herzlichem Gruße Ihre

Charlotte Stieglitz.

* * *

An Heinrich Stieglitz.

Leipzig, den 14. September 1830, Dienſtags.

Nicht auf Flügeln der Morgenröthe komm' ich heute zu Dir, mein Heinrich; die ſind gelähmt — warum? ich weiß es kaum. Das Wort „conſequent" muß in mancher Beziehung ein ſchauervolles Wort ſein, denn es tönt mir wahrhaft erſtarrend heute immer an das Ohr. Ich ſehe zum Fenſter hinaus, es regnet ſchon mehrere Tage fürchterlich, und ich denke: Wenn das Wetter ſich conſequent durchführen wollte auf dieſe Weiſe, man hüllte ſich zuletzt am liebſten mit den Raupen und Käfern ein, und ſchliefe einen langen guten Schlaf. Su, ſu, ſu, ſu, ſu, ſu. — Seit wann kann mein glühender Stieglitz die wechſelnden Empfindungen einer liebenden Seele in der Ferne nicht begreifen? — Ich hatte mich getrennt von Dir, ich hatte Sehnſucht die Meinen einmal wiederzuſehen; und nachdem ich ſie Alle geſehen und mich mit ihnen gefreut, da kam mir mit Einem Male das Bewußtſein der Trennung von Dir, und ich hätte gleich wieder zu Dir eilen und hätte Dir danken mögen, daß Du mir einmal dieſe ſchönen Stunden gegönnt, aber auch zugleich Dich bitten mögen, mich nun auf lange lange Zeit nicht wieder von Dir fortzulaſſen. So ſah es in meinem Herzen aus, als ich Dir den letzten Brief ſchrieb; kein Muß legte mir einen Dämpfer an,

der Wunsch Dich hier zu sehen war auch von mir ausgegangen; noch konnte ich nicht wissen ob es Dir genehm war, und mit der erwachten Sehnsucht nach Dir fing ich auch an plötzlich die Sache etwas getrübter anzusehen, zweifelte, ob es wirklich Dir und Deinem Freunde auch Freuden einbrächte, ob ich nicht in der glücklichen Stimmung zu aufgeregt geschrieben, und — o Gott, was kann man denn dafür, wenn es im Innern so fluthet! — Dazu hatte die Reise und die vielfach neuen Eindrücke mich ein wenig angegriffen, und so — verzeihe es mir! — war ich vielleicht nicht ganz Herr meiner Gefühle. So wie ich den Brief abgesendet, beschloß ich in mir, nichts eher zu thun, als bis Du geantwortet. Gestern Nachmittag bekam ich nun Deinen lieben langen inhaltvollen Brief, nebst dem unsres Parsen, und sah nun daraus, wie es schon zum festen freudigen Vorsatz geworden, hierher zu kommen, machte mir in dem Augenblick einen stillen Vorwurf abermals über meinen letzten Brief, nahm mir fest vor nun zu bleiben bis Anfang October, meinem Herzen strenge zu gebieten, und wollte gleich antworten; aber ich las an Deinem Briefe bis Abends sieben Uhr, wo die Post längst fort war, und freute mich sehr über Dein merkwürdiges Gedächtniß und die lebendige schöne Darstellung, daß mir unsre schöne Reise mit all ihren Lichtblicken und den schrecklichen Momenten gleichsam wie noch einmal gelebt durch die Seele zog. Dann las ich Deine Verwunderung über den so schnellen Wechsel meines Wunsches, und fühlte mich ein klein wenig verletzt, denn es war ja gar zu sehr aus liebendem Herzen gekommen. — — — — — — — — — — — —

O Heinrich, laß uns zuweilen unconsequent sein! hellauflodernd, himmelhochjauchzend zum Tode betrübt! Nur um Gottes Willen nicht stumpf! Hörst Du, Dichter!? Ach, in diesem Worte liegt ja eben die Bewährung für ewiges frisches Leben der Seele. Glaube aber deshalb nicht, daß wenn Du heute seines Rathes, seines thätigen Beistandes bedarfst, ** nicht gerne bereit wäre; aber — doch Du verstehst mich ja ganz — es thut mir leid noch mehr darüber zu sagen.

Das blaue Häuschen iſt auch gebleicht, viel viel Unkraut gewachſen auf den ſchönen Blumenbeeten, das Pförtchen verwittert, kaum eine Aehnlichkeit mehr mit dem ſorgfältig gepflegten kleinen Elyſium. Nur der edle Wein macht ſich ungepflegt Bahn, und rankt ſchön empor; ich machte dabei meine eigenen Betrachtungen. — Jetzt bin ich ſeit einigen Tagen zu Mütterchen und Hannchen gezogen; hier werd' ich wie ein Schooßkindchen gepflegt. Heinrichs Wohnung iſt allerliebſt; aber denke Dr, es fehlt Sonne — „Hu, Tom friert!" denkſt Du wohl, und freuſt Dich unſres heitern Vogelbauers in Erinnrung unſres alten Kellers? — Heut Morgen hatt' ich einen wahrhaft rührenden Anblick. Ich wachte früher als gewöhnlich auf — ſie laſſen mich ganz gehörig hier ausſchlafen — und ſah durch die Thüre das fromme Hannchen, wie ſie eben der Mutter andächtig ein Kapitel aus der Bibel vorlas; das pflegt ſie nehmlich jedesmal nach dem Aufſtehn zu thun; ich hörte manches gute Wort, und fand dieſe alte gute Sitte, mit Beginn des Tages ſich zu erbauen, doch gar ſchön. Die letzte Zeit werde ich bei Doris zubringen; dann habe ich keinen gekränkt; dort, denke ich, werden wir auch die acht Tage zuſammen ſein, indem bei Bruder Heinrich dann Sickmann logirt und er für zwei Menſchen wohl, nicht aber für drei Platz hat. Doris kommt mir noch bei weitem liebenswürdiger vor als früher; ihre liebſte Freundin iſt die Brockhaus-Wagner; mit der iſt ſie viel zuſammen, und dieſe iſt ein ſehr geſchentes angenehmes Weſen.

Nun, mein Theuerſter, leb wohl! Greif Dich nicht zu ſehr an, vergiß nicht Dich recht zu pflegen, hübſch früh zu Bette zu gehen und recht froh zu ſein. Bald höre ich wohl wieder von Dir!

Deine Charlotte.

Hier ſind die Unruhen alle beſeitigt; zur Vorſicht ſtehen nur noch immer die Bürger und Studenten, auch Militair in allen Theren Wache. In

Dresden hat aber das Polizei-Gebäude wirklich gebrannt; alle Papiere sind verbrannt; aber auch da ist die Ruhe wieder hergestellt.

* * *

An denselben.

Aus Doberan.

Den 2. September 1832, Sonntag Abends.
Im Försterhause unweit dem Meere.

So habe ich Dir denn wieder einmal für die alten Freuden aus der Ferne zu danken, mit denen Du mich immer, mein Heinrich Stieglitz, so reichlich erquickt nach allen Gegenden hin, so daß die Trennung jetzt, wo sie nur auf Tage sich ausstreckt, einen wunderbar schönen Reiz erhält durch diese Jahrelang gewohnten, nunmehr ganz verjüngten Mittheilungen. Hoffentlich trifft Dich dieser Gruß in unsrer freundlichen Behausung, Du armer, aber doch höchst lustiger Abenteurer! — Auf dem Meere sich geschaukelt haben, ein Ulysses und Telemach, und darauf solche Mecklenburger-Kleinstädter-Burgemeister- und Rathsdiener-Abenteuer zu erleben, durfte in der That nur einem Dichter passiren; er scheitert nicht daran, sondern sitzt, ein ächter Dichtervogel, jetzt im Walde und träumt einen ernsten, lustigen, lustigen Traum über Alles hinweg, weil er entweder zur Stunde nur lebt oder nur dichtet. Leben nenne ich hier einsaugen im Alles umfassendsten Sinne beim Dichter, mehr oder weniger mit Bewußtsein, Dichten ausströmen mit Bewußtsein, Begeisterung höchstes Bewußtsein, und nimmermehr die Kraft die blindlings schafft. Ergänze dieß Alles, mein Heinrich; Du weißt, sobald ich mir etwas klar machen will, spreche ich zu Dir. —

Wir sind hier, seitdem wir den ganzen Tag am Meere streifen, ganz andere Personen; kaum wissen wir, ob das Försterhaus, dessen Besitzer ma-

giſche Künſte übt, Schmerzen beſpricht, Blut ſtillt, Krankheiten vergräbt wo kein Mond und keine Sonne hinkommt, ſchon an und für ſich zauberiſch wirkt; genug, Doris hat ſeit der erſten Stunde Aufenthalt im Hauſe jede Spur von Zahnſchmerzen verloren, und ich bin ganz wie neu geboren; ſo weich das Waſſer, ſo wohlthätig wirkend auf Körper und Geiſt, der Appetit ſo groß am großen Meere, ach und die Portionen ſo groß, daß ſelbſt der hungrige Poet niemals gezwungen wäre, da wo es ihm doch ſo ſchwer wurde, Beſcheidenheit ſo ainsi zu üben. Wahrlich, mein Lieber, jetzt würdeſt Du mit Frau und Schwägerinnen vollkommen zufrieden ſein; wir gehen meiſt ſo lange am Strande, daß wir oft ſchon unterwegs wie Schaafe ſchleifen; weite Wege machen wir des Nachmittags bis Sonnenuntergang. Da wo Du zuletzt Dich in die Fluthen ſtürzteſt, führt ein wunderſchöner Strandweg weit weithin dem Abendhimmel zu. Tauſende von kleinen Muſchelchen mit Regentropfen gefüllt blinken bei Sonnenſchein im glatten Sande wie Sternchen; endlich gelangt man zu einer Schwefelquelle, über die ſich die ſchönſten Blüthen und Sträuche überbiegen, eine Fruchtbarkeit gedrängt an Eine Stelle wie ſie mir kaum vorgekommen. Ich ging vorgeſtern bei ſehr heiterm Sonnenuntergange an der Quelle vorbei auf die Höhe in Deinem Geiſte, und grüßte Dich mit tauſend frohen Grüßen beim ewig neuen Anblick der Unendlichkeit oben und unten. Endlich konnte Hannchen und ich nicht mehr dem Drange widerſtehen, auch einmal frei, wie Du gelehrt, hinein zu ſtürzen. Ach, das nur heißt baden! Es iſt ein himmliſches, ein Götterſpiel! Das Waſſer ſchien uns ſo warm, wir konnten nicht wieder hinausfinden; lachend, jubelnd tanzten wir, bis ich endlich rief: es muß geſchieden ſein! und Hannchen bei der Hand nahm und mit ihr hinaus eilte. Die Sonne half trocknen; es ging Alles und bekam vortrefflich, und ich hätte es Dir immer ſo gern zugerufen, denn ich war kindiſch ausgelaſſen; während Du wie Saul mit den Philiſtern vor dem Mecklenburger Thimnath mit der Dummheit kämpfteſt, trieben wir mit den Wellen unſer Spiel. Nun, wir wollen es erneuen einſt mit

unſern Strohhütchen? Nicht wahr, dabei bleibt es doch? — Jetzt iſt nun die Luft zu ſtürmiſch, und ohne Sonne zu kalt für ein freies Bad; deſto ſtärkender aber auch wieder im Karren; ich glaube jetzt daran, daß dieſe Septemberbäder die ſtärkendſten ſind, und wie ich mich jetzt befinde, wird es von dem unendlichſten Nutzen für mich ſein; ich ſinge immer nachher und bin für die Schweſtern ein wahrer Luſtigmacher geworden. Verzeihe mir ja alle Trübheit! Ich ſehe nunmehr ein, es iſt rein körperlich bei mir, wenn es eintritt; alle künſtlichen Mittel ſind ärmliche Nachhülfe; Heiterkeit kann nur ſein, wenn der Körper ſelbſtthätig; Trägheit des Körpers ſchafft Geiſtesträgheit nothwendig. Warum mußte es nun aber gerade bei Deinem Hierſein ſo kommen? Nun, dafür verſpreche ich Dir zur Zeit ohne Meer, wo Du es mehr bedarfſt, deſto heitrere Stunden voll kräftiger Geſundheit. Dich wird es für das Schaffen merkwürdig erſtarkt haben; ich verſpreche mir viel Freudiges davon. Das Polenbuch, mit welchem ich immer nur langſam vorrücke, da wir bei jetziger Witterung meiſt gehen müſſen, intereſſirt mich ſehr, und ich danke Dir dafür. Bald fange ich das dritte Buch „bis Sobiesky" an, auf das ich unendlich begierig bin. Charakterloſigkeit habe ich viel gefunden; bis ins Unglaubliche geht es oft; ich hätte Dich oft fragen mögen, ob nur hauptſächlich die Polniſche Geſchichte dieſe und jene Momente aufzuweiſen habe, weil ich hier nicht ſo vergleichen kann. Der Trieb wird durch dieſe Geſchichte ſo erhitzt bei mir, in das volle Meer der Geſchichte einzutauchen, daß Du Deine Freude haben wirſt. Es iſt ein ungeheurer Roman, ſehe ich jetzt, Thatſache auf Thatſache! Wie kommt's eigentlich nur, daß im Allgemeinen mehr Romane geleſen werden als Geſchichte? Ich begreife jetzt wohl Dein Zurückhalten gegen noch ſo intereſſante hiſtoriſche Romane; die Sache und die Charaktere werden meiſt in ſolchen Romanen behandelt, wie es eben zum Krame paßt.

Arbeite nur nicht gleich zu arg! Sei recht weiſe, und denke, was zu einer vollendeten Kur gehört; viel Luft — und Baden? — brauche ich Dir nicht ans Herz zu legen, mein allzeit luſtdürſtender Wellenfreund! — Bei

jetziger Kälte bleibe ja nicht lange im Waſſer. Laß Dir zum Abtrocknen ein Leintuch geben; es iſt damit eine ſchöne Sache; man kann ſich nicht ſo leicht erkälten. Das blaue Tüchelchen hab' ich vergeſſen, Deinen Sachen beizupaken; glaube alſo nicht, es ſei verloren gegangen. Gewöhne Hanne, hübſch immer in den Grenzen zu bleiben, damit ſie mir nicht unangenehm vorkommt; Du verſtehſt ſchon prächtig die Art; es iſt nicht gut wenn die Frau nachher ſo viel zu hemmen hat; die Mädchen werden leicht nach der Freiheit übermüthig, ſo gut wie wir Menſchen alle, jeder in ſeiner Art. Du wirſt auf der Bibliothek ziemlich keck, frei, und eigentlich doch liebenswürdig ſein, und heiter bei allen Mucken und nachſichtig-milde — denn ſie haben ja nicht alle ſich Heuerken und Friſche im Meere geholt.

Die Schweſtern laſſen Dich herzlich grüßen. Deine Briefe theil' ich ehrlich mit; es war geſtern Nachmittag bei Vorleſung Deiner Abenteuer groſſer Spaß. Du warſt mitten unter uns. Die neueſte Begebenheit voller Humor und Witz, wie ſie juſt zur Kur zu empfehlen. Die Bücher übrigens, die Du Deinen Schwägerinnen beſorgt, ſitzen voller Kothgeſchichten; Du kennſt ſchon die Manier. „Groſſe Männer haben eben ſo gut ihre Schwächen" — das iſt der mattherzige Refrain der ganzen Darſtellung. — Genug, die Gemeinheit macht ſich breit; es iſt aber doch eine Unterhaltung und — das groſſe Meer ſpült Alles wieder ab. Ich mußte Dich aber doch mit den empfohlenen Büchern ein wenig bekannt machen; ſie haben mir oft das Aergſte daraus mitgetheilt; da hab' ich Dich denn vertheidigt, daß Du ſie wirklich gar nicht gekannt und Dich wohl nur durch den intereſſanten Titel haben beſtechen laſſen. Ein intereſſanter Titel — o, der beſticht gar Manchen, im Leben wie im Leſen! — Es iſt eine Luſt, ſich davon frei zu fühlen! —

Nun für heute ein inniges Lebewohl von Deiner treuen

Charlotte.

Es iſt keine Zeit mehr zum Durchleſen; ach, ſei nicht böſe mit der Interpunction!

* * *

An denſelben.

Aus Doberan.

Forſthaus am Meere, den 7. September 1832.

Guten Tag, mein Theuerſter!

Wenn jetzt ein Brief von Dir auf dem Wege iſt, ſo freue Dich nur recht in meine Seele; denn nach all den Abenteuern möcht' ich Dich gern nun zu Hauſe wiſſen und bekomme auch ſicher die erwünſchte Kunde Morgen, wo die Poſt von Berlin hier eintrifft. Ich ſende Dir dieſen Gruß, damit Du weißt, daß wir Mittwochs von hier über Ludwigsluſt abreiſen, alſo Freitag Morgen oder Mittag, wenn keine Hemmungen unterwegs kommen, in Berlin eintreffen, Du alſo mit dem Brief-Abſenden Dich darnach richten kannſt.

Ich habe heut das einunddreißigſte Bad genommen, eine artige Zahl! und da wir all dieſe Tage furchtbare Wellen gehabt, ſo wie Du ſie leider hier nie geſehn, ſo denke ich wird es eine vollendete Kur ſein. Uebrigens habe ich nun meinen Körper kennen gelernt, gerade an der Wirkung des Bades, und das iſt mir unendlich viel werth. Die Bruſt wird mir ganz geſtärkt, die Nerven ebenfalls; der Magen aber, oder vielmehr was darunter iſt, wird vielleicht erſt ſpäter geſund, als Folge, oder ich habe einſehen gelernt, daß ich künftiges Frühjahr, eh wir nach Petersburg gehn, eine kleine Kur brauchen muß, auf welche alsdann zur Stärkung die Neva-Bäder erfolgen. Das meint der alte Vogel auch. Geſtern freue ich mich, daß meine Stimme wieder ſo klar iſt nach dem Meerbade; ich ſinge ungefähr fünf Minuten, und kurz darauf bekomme ich jene alte wehe Empfindung; ich zeige den Andern

die Stelle, und Alle kommen darin überein, daß das der Magen iſt und gar nicht die Bruſt; und auch ich ſehe nunmehr ein, daß der kurze Athem beim Bergſteigen, beim Baden, nimmermehr aus der Bruſt kommt. Der Huſten früher kam vielleicht von Angegriffenſein durch zu vieles und anhaltendes Singen (vornehmlich bei den Aufführungen in der Kirche und den dazu nöthigen Vorbereitungen) aus der Bruſt; die letzte Zeit aber hing er wohl ſchon ſehr mit dem Magen zuſammen. Dieß ſcheint durchaus meine ſchwache Partie zu ſein. Nun, mein Theuerſter, Du weißt warum ich nachſpüre; weil ich von Dir gelernt habe dagegen zu thun, damit ich wieder freie und gleichmäßige Stimmung erlange, und dieß ja hauptſächlich für Dich. — Wir haben köſtlichen Sonnenuntergang einigemal gehabt; haſt Du nicht recht dabei an uns gedacht? — Grüße Alle, d. h. die Freunde.

Bald wieder bei Dir Deine geſtärkte freudige

Charlotte.

* * *

An Heinrich Stieglitz in Moskau.

Kamenoioſtrow bei St. Petersburg.

Abends den 10. Juli Ruſſiſchen } 1833.
den 22. (unſres) Deutſchen Stils }

In meiner jetzt einſamen Stube fühle ich mich ſo innig aufgefordert, meinem geflohenen Heinrich einen guten Abend zuzurufen, daß ich, ohne alles Erwarten von Deiner Seite, friſch zur Feder greife und Dich in Moskau, ſage in Moskau! willkommen heiße. Alter Junge, wieviel magſt Du auf dieſen ſiebenhundert Werſt geſchlafen haben, gewiegt von gutem Winde, d. h. von Freund Stokes gefälligen Windkiſſen, oder Kiſſen-Winden, um, wie die Siebenſchläfer, in einer neuen Welt erſtaunt zu erwachen! Wie magſt Du

um Dich ſchauen, Orientale, nach all den Kuppeln grün und gelb! Ich ſehe Dich lebhaft ſchwelgen, und zwar mit einer ſolchen Freude im Herzen, daß dieß Gefühl mich ganz über unſre Trennung hinwegträgt; und, wahrhaftig in Wirklichkeit! reiſe ich nicht mit Dir in Gedanken? ja, komme ich nicht ſelbſt ſchon im Geiſte wieder mit Dir erfüllt und erfüllend zurück?! — — Wenn Deine Kaninchen-Freunde nicht mit Dir herumlaufen, ſo bin ich überzeugt ſie lernen Dich nur als Wolf kennen, und Ihr feiert künftig Wolfserinnerungen — verſtehſt Du wohl, Du Heißhungriger, Unzähmbarer? — Laß Dich auch in der Ferne immerhin ein wenig beglucken, und nimm meinen Rath, des Morgens für Taſchenrinden zu ſorgen, mit in den Orient hinüber, ſo lange wenigſtens als man auf den Wegen keine Dattelbäume findet. —

Hier im Hauſe iſt ſeit Deiner Abreiſe eine doppelte Veränderung vorgegangen, indem unſre geliebte Emilie (der Mittelpunkt des Hauſes, wenn Ludwig nicht zu Hauſe iſt) das Bettlein hüten muß. Ein tüchtiges Erkältungsfieber ſcheint es zu ſein; und da nun an Aerzten kein Mangel, ſorgfältige Pflege aber ſtets bereit, ſo denke ich, es ſoll ſich bald wieder machen. Ludwig am Sonntag beſorgt um ſie zu ſehen, war mir höchſt rührend; ſobald er geſtern Abend zu Hauſe kam, wich er nicht von ihrem Bette. Eine gewaltige Tiefe der Liebe beſitzt dieſer Menſch! Bei ſeinen Worten: „Wenn die Emilie krank iſt, bin ich ein andrer Menſch" — (d. h. natürlich in dem Gedanken der Gefahr), dachte ich lebhaft an Deine Worte, und ich fühlte recht, daß Liebe doch eigentlich die Wurzel iſt, die uns hier feſſelt; man ſchlägt mit jeder neuen Liebe, wie wir ſie nun hier empfinden, gleichſam neue Wurzeln; und bei Dir, weiß ich, werden ſie ja ſogar fruchtbar. — Ich leſe viel in Deinen mir zurückgelaſſenen Tagebuch-Skizzen, und freue mich ſehr daran; höchſt intereſſant war mir die Bemerkung, daß zuerſt Dich Alles übernimmt, Du nach und nach mehr ſichteſt. Zuerſt herrſcht das Gefühl, nachher mehr Reflexionen; was bei letzteren bleibt, iſt das Aechte. Ich werde Ludwig eine Auswahl davon geben; ich habe unendliches Vertrauen zu ihm, und es

macht mir zu großes Vergnügen, wenn er Dich ſo recht kennen lernt. — Aber was haſt Du nur gelauſcht, wo ich keine Ahnung davon hatte? Mitunter ſind' ich Stellen, vor denen ſteht: „Charlotte ſagte eben," — und dann Worte von mir, von denen ich kein Wort mehr weiß; unter andere haſt Du geſetzt: „Bemerkung Charlottens" — Warte nur, Du Aufpaſſer, Du Aushorcher, Du Fliegenſchnapper! Dir ſteckt der alte Philologe noch im Nacken, deſſen graue Schlangenhaut ich längſt ſchon von Dir abgeſtreift glaubte; ich werde mich wohl hüten, künftig unbefangen etwas hinzuſagen, wenn ich ſolche Aufpaſſerei mir in der Nähe weiß. Iſt mein Dichter Polizeiſpion? Doch nein! mein Dichter nehme immerhin im Einzelnen ſo wie im Ganzen, wie es ihm eben paßt und genehm iſt, mich hin, und verbrauche mich wie er nur will; wenn's ihm nur nützt und frommt, ihn heiter macht und fördert; dann iſt niemand glücklicher als die beglückte Dichtergattin. Ich freue mich ſchon zum voraus auf Deine Marie d'Arquien, auf Deine Kunigunde; ich höre Beide manchmal ſchon in Deinem Geiſte aus ihrem Sinne und Verhältniſſen heraus ſprechen. Glück auf, mein friſcher, muthiger Poet! Leben und Schaffen in ſteter Wechſelwirkung und im Einklang! So lange Du das feſthältſt, wird Dir's nie an Stoff, nie an der Kraft und Freudigkeit zur Ausführung fehlen. Ich freu' mich ordentlich daß Du jetzt eine Zeitlang ruhſt (— denn Aufnehmen, auch noch ſo eifrig, nennſt Du doch nur ruhen —) und nur Eindrücke, neue Gegenſtände, neue Menſchen lebſt und faſſeſt, daß Du — was ſelten bei Dir — freudig ruhſt, Du all zu Eifriger, Du junges, in in dieſer Hinſicht noch blutjunges, ungezähmtes, all zu hitziges Roß! — ein bischen mehr Zügel, ein leiſer, unfühlbarer Kappzaum, wahrhaftig, mein Heinrich! glaub' es Deinem treuen Kriegskameraden, könnte Dir nicht ſchaden, hätte Dir bei früheſter Erziehung etwas angezogener nicht ſchaden können, wäre ſpäter Dir für's ganze Leben trefflich zu Gute gekommen, zu größer Ruh und Frieden, Takt und Maaß. So muß das Leben nun Deine etwas zu früh dem elterlichen Hauſe ausgeriſſene Erziehung nachholen; das

Leben und die Liebe hat ſchon Vieles nachgeholt in Dir, ergänzt, gezähmt, wird es noch mehr und mehr, Du guter treuer Kamerad! — O, Dich glücklich wiſſen, glücklich und befriedigt im Streben und im Leben, das iſt mein Glück, mein Frieden, das die Seelennahrung, an der ich zehre, in der ich gedeihe! — —

Am Sonnabend Abend war Emilie noch unten auf dem Sopha; Ludwig der Einzige aber, nicht ganz recht, zog ein grünſeidnes Schlafröckchen an und ſpielte nun den Kranken, daß wir uns faſt todtlachen wollten. Ich fütterte ihn mit Zwieback und Thee; dazwiſchen rief er immer wie in Moliere der malade imaginaire nach dem Bedienten; genug, es war eine Komödie, daß ich nur immer bedauerte daß Du es nicht mit anſehn konnteſt. — Am Sonntag war, wie natürlich, wieder große Geſellſchaft; H. Romberg war auch zugegen; da hab' ich denn aus Tims und außerdem einige Lieder geſungen. Du weißt, wie trefflich er begleitet. Der treue Menſch! er liebt Dich wirklich wie ein Bruder; die alten Zeiten, die Ihr als Jungen in Gotha zuſammen verlebt, ſind ihm alle noch wie heute gegenwärtig. Aber warte nur, Du böſer Menſch, was muß ich Alles von Dir hören? Du Ball-Flatterherz! Du Cotillon-Anführer! Du Hengſtchen- abgeſatteter Rittmeiſter! Du wilder Rapierjunge! Du Thüringer-Wald-Durchſtreifer! Du Muſikbanden-Anhängſel! Du Dorfſchenken-Flötiſt! Du früh-vorconcertirender Demagoge! Du Kloſterjungfraun-Standchenbringer! Du Maskeraden- beſuchender Champagner-Pharao-Tiſch-Ausgebeuteter! Warte nur, wenn ich Dein Schulmonarch geweſen wäre! Waſſerſuppe und Schwarzbrod hätteſt Du mir vierzehn Tage lang auf Latten knubbern müſſen — Doch nein! ich kenne Jemanden — kennſt Du Deinen Lottus? — hätte der's gewußt, ein Reisſüppchen hätteſt Du jeden Mittag wenigſtens bekommen, und einen Waldknochen zum Zähmen Deiner Wuth. Aber das hatte mein Stieglitzchen nicht nöthig! Junge Dämchen ſchicken ihm auf's Karzer Apfelſinen, Blumenſträuschen, wohl gar Lokken? — oder war das in Göttingen? — O ich Aermſte, Betrogenſte! Wart',

böſer Junge! darum miedeſt Du auf unſrer Reiſe 1828 dieß verführeriſche Göttingen mit mir! fürchteteſt Verrath Deiner alten loſen Streiche? — Du Exilier! — Aber ich ſage Dir, aus Rache, aus toller Liebeswuth und Rachliebe reiſ' ich einmal nach Göttingen auf eigne Hand, beſteche dort, wie weiland mein (damals freilich noch mir unbekannter — doch aber traumgeahneter, das laſſ' ich mir nicht nehmen! —) Bräutigam, den Karzerwärter, und laſſe mir von ihm erzählen; beichten ſoll er! und dann — nun, dann? — — dann lach' ich mich halbtodt über all die tollen Streiche, die Du närriſcher Kerl, warum nur? mir noch gar niemals erzählt. Hältſt Du mich denn für ſo einen eingefleiſchten Philiſter? — Ja, ja, ich armes Kindlein! keinen Ball vor Deiner Aera mitgemacht, kein Stammbuchblättlein geſchrieben, keine Locke abgeſchnitten, keinen Kuß gegeben — wart, warte nur, den böſen Mund, den früh ſo küſſedurſtigen, will ich ſtrafen, wenn er mir wieder unter die Augen kommt, ſtrafen mit ſo heißen Küſſen, daß er gar nicht zur Vertheidigung kommen ſoll und ihm das Blut bis hoch an die dunkeln Rabenſchwingen ſteigt. O wir armen Betrogenen! Mädchen, Mädchen, meine Schweſtern, hört mich! eine Betrogene, gräßlich Betrogene, ruft's Euch warnend zu: ſie iſt die Glücklichſte unter den Liebenden! —

Einladungen zum Theater hab' ich übrigens nicht angenommen, wegen unſerer Emilie. Das Winterpalais (— wir ſahen nicht, wie wir gehofft, die Zimmer des jetzigen Kaiſers und der Kaiſerin —) hat mich wegen des ungeheuren Brillants (ein ungeheures Ochſenauge — es kam mir vor wie ein Brillant-Ocean; ich dachte unwillkürlich an das Meer, als Eindruck nach den Flüſſen die ich bis dahin geſehn —) beſonders intereſſirt.

Einen höchſt erfreulichen Brief habe ich, oder vielmehr Du (iſt das nicht eins?) erhalten, von Deiner Mutter und Emilie; ſie ſind glücklich, uns hier ſo froh zu wiſſen, und machen deshalb gar keine Anſprüche für dieß Jahr mit Hinkommen; ich habe den Brief an Onkel gegeben zu leſen.

Für heute ſage ich Dir nun Lebewohl, mein Heinrich! Reiſe, wenn

Du

Du Dich in Moskau satt geschaut, mit Gott weiter nach Nischny zu dem großen Völkermarkt des Orients, und nach Kasan in die Tatarenstadt. Vergleiche nicht zuviel Handschriften auf den Bibliotheken! das macht blaß (Heinrich der Ex-Philologe, der dem Pacuv Entlaufene, der von den Schulmeistern und Altmeistern des Wortkramhandwerks längst mit wehmüthigem Achselzucken aufgegebene Exilirte, lacht ironisch), und kehre frisch aus der Tatarenstadt zu Deiner occidentalen, aber drum nicht minder glühenden Freundin zurück. Brief bekomme ich, das weiß ich, bald. Grüße Freund Stokes herzlich, so wie die andern Freunde in Moskau von Deiner treuen

Charlotte Feodorowna
(die Bedienten nennen mich nie anders).

Pfui, welch' ein garstiger Kleks! nimm's nicht übel. Was hast Du mir aber auch für Tinte hinterlassen! Dießmal bin ich höchst unschuldig an diesem wohlbeleibten dunkeln Reisegefährten. —

Abends den 11. Versäume doch ja nicht, die Zigeunerbande singen zu hören in Moskau; Ihr könnt Euch ja vereinen mit Andern, da es 200 Rubel kostet. Oder spare es bis zur Zurückkunft, wenn Du dießmal keine Zeit hast; es soll etwas Merkwürdiges sein von Wildheit. Eine alte Frau und ein junges Mädchen, Tanjüscha, sollen sich besonders auszeichnen. Tanjüscha ist schön, und ich rühme sie Dir — ist das nicht genug? — —

An Heinrich Stieglitz in Moskau.

Auf dem Lande bei Petersburg.
Mittwoch den 24ten Juli 1833.

Hoffentlich, mein Theuerster, hast Du mein Briefchen erhalten, und damit wenigstens (da es ja gegen meine Gewohnheit ist) einen kleinen Ersatz

für das reiche Füllhorn von Nachrichten, das Du in Deinen zwei Briefen mir ergoſſen. Es mag Wenige geben, die, wie Du, das zu Schauende ſo bis auf den Grund ausſaugen, ſich ſo auf den Grund und Boden mit Vergangenheit und Gegenwart verſetzen, daß es ein völliges darin Aufgehn wird. Du haſt nun noch beſtändige Erinnerung an ein fern und nahe liegendes — ich meine Deinen Orient, — ſo daß mir wieder der Freund von Stokes einfällt, der gewiß mit jedem Ruſſen in ſeinem Rußland den Orient nicht erkennen will und gegen Deinen letzten Brief ſich in mancher Beziehung ungeheuer auflehnen würde. Thut aber Alles nichts! Das iſt eben wieder die individuelle Anſchauung, die Parteilichkeit. Was iſt natürlicher, als daß Du den Orient ſuchſt, nach ihm Dich ſehnſt?! — Dich intereſſirt das Ruſſiſch-Nationale noch nicht in dem Maaße wie jenes; nur in der Annäherung an Dein erobertes Land hat es für Dich dieſen Reiz. Iſt es nicht ſo? Die geſchichtlichen Erinnerungen, die Dein Schauen übrigens ſo reich machen, ſo vergeiſtigen, ließen mich an den Vorwurf denken, den man Goethen macht, und ich verſtand ihn in dem Augenblick beſſer als ſonſt. — Dein erſter Brief hat großes Vergnügen verurſacht; ich habe ihn mehreremale vorgeleſen; der zweite iſt ebenfalls ſehr reich, und ich ſehe mit Freuden, daß wirklich im Schreiben an Deinen alten Freund und Zeitgenoſſen es Dir beinahe am beſten gelingt, die Sache darzuſtellen im erſten Erguß, wie es eben zum Druck mit einigem Gemiſch, einigen Verkürzungen gerade fertig wäre. Du wirſt von dieſen Briefen alſo, wozu Du gewiß die Zeit recht ſtehlen mußt, etwas haben künftig und mit Vergnügen ſelbſt wieder leſen. Um doch aber kein Urtheil zurückzuhalten, ſo ſage ich Dir, der lange Vetter bemerkte heute ganz naiv: „Der zweite Brief iſt wieder wunderſchön; man könnte ihn drucken laſſen; aber Eins gefiel mir am erſten beſſer; er ſprach doch auch von ſich ſelber und ſeinen Kameraden; in dieſem Brief erwähnt er beinahe gar keinen außer Stokes; uns hat er, glaube ich, auch vergeſſen; und er iſt doch ein ſo gemüthvoller Menſch.“ Ich habe aber darauf Dich ſehr vertheidigt, und Emilie

ebenfalls, indem ſie richtig bemerkte, daß Du ja eben den ganzen Tag Gegenſtändliches ſchauteſt und es dann eben feſthieltſt. Aber von den Leuten, wie ſie Dich anſprechen, wie Du ſie gefunden, hätte doch auch ſie, glaube ich, gern etwas gehört. Alſo von Deiner Seele, von Deinem Gemüth, von Deinen Bekannten ſtreue zuweilen ein wenig unter; Du wunderſt Dich wohl, daß ich jetzt umgekehrt Dich ermahne, als in den erſten Wochen Deines Hierſeins, wo Du über Deine eigene Verwunderung noch gar nicht zu der Sache ſelbſt durchfinden konnteſt, noch nicht zum Object durchdringen; das hat freilich ſich mächtig geändert, mein kühner Eroberer, der, wo er einmal das Richtige erkannt, nun auch mit Rieſenſchritten darauf eingeht. Aber hier gilt es zugleich, ein richtig empfundenes Herzensbedürfniß zu befriedigen; Du ſiehſt übrigens daraus wie lieb man Dich hat; man will nebenbei etwas von Dir hören — und am Ende geht es Deinem Zeitgenoſſen nicht beſſer. Und dennoch laß Dich ganz geben. Armer Junge, lieber Junge, Herzensjunge, wie quält man Dich! — Wo Du übrigens ein Blättchen abſchicken kannſt — Du brauchſt nicht einmal ſo lange zu ſammeln wie bei den letzten Sendungen — ſo weißt Du, es iſt eine große Erquickung für mich. Ludwig intereſſirt ſich auch auf das freudigſte dafür; er foderte mich am vorigen Sonntag auf, Deinen erſten Brief dem Papa Klein vorzuleſen, er würde ihn dann zugleich auch noch einmal hören; den zweiten kennt er erſt ſtückweiſe, heute werde ich wahrſcheinlich damit fortfahren. Mit Emilie komme ich mir in dieſer Zeit unendlich nahe; Alles, was uns Merkwürdiges im Leben vor und nach unſrer Verheirathung begegnet, hab' ich ihr auf das offenſte, wie vielleicht nie einem Anderen, erzählt. Sie iſt doch eine herrliche Natur! Selbſt was Dich gedrückt in Beziehung auf Krementſchuk, habe ich mitgetheilt; genug, ſie kennt uns wie irgend einer, und es thut mir nur wohl. Das iſt die echte Theilnahme, die man dann wohlthätig fühlt.

Der Brunnen bekommt mir vortrefflich; er wirkt begeiſternd, löſend auf mein Inneres wie Champagner, und ſo wurde ich wohl auch vertrauens-

voll. Diät in einem solchen Maaße scheint auch auf den Geist merkwürdig zu wirken; oder ist es nur der Brunnen? Noch weiß ich es nicht; genug, die ganze Sache scheint wunderbaren Einfluß auf mich zu haben. Dieß regelmäßige Leben schon allein, vielleicht des Morgens gerade, mag so günstig sein. Vielleicht sind es auch Deine Briefe, denn seit dem ersten bin ich in einer stets erhöhten Stimmung; Du verstehst dieß gewiß.

Häuslich haben wir bis jetzt sehr gelebt; und Du weißt, damit bin ich immer zufrieden, schon weil Emilie selten etwas anderer Art jetzt mitmacht, obgleich ihre Natur einen heftigen Anfall unglaublich schnell verarbeitet, so daß sie jetzt schon im Garten völlig den ganzen Tag lustgenießend zubringt. Es trifft oft die Tage, wo Ludwig zu Hause kommt, daß man etwas Gutes im Theater giebt; und dann bin ich lieber, wie Du denken kannst, zu Hause; ich freue mich dann immer kindlich auf sein Kommen. Uebrigens sind hier im Hause selbst Ein- und Ausgebende genug.

Von Enoblock und von Bruder Heinrich sind herzliche Briefe gekommen; ersterer ist sehr dankbar und schreibt, er sende Dir den vierten Band nach drei Wochen; wenn das nun auch nicht möglich, so wird er doch eilen. Heinrich bemerkt, E. hätte sehr Deine Energie in seiner Angelegenheit gerühmt; die Sache aber wird nun wohl ruhn bis Du zurückkommst, Du eifriger Processausfechter! Ich glaube, für Dich selbst könntest Du's nicht so nervig durchsetzen; oder Du würdest es wenigstens nicht wollen; mir aber ist die Sache auch für Dich lieb, sie zwingt Dich ein wenig zu den untern Lebensregionen herab; und das ist Dir zu Zeiten gut, und bleibt nicht ohne Nutzen selbst für's höhere Streben; Du mußt eben Alles kennen lernen, das ganze Leben in seinen verschiedensten Richtungen; auch die Schmutzwinkel darfst Du nicht aus angeborenem Ekel allzusorglich meiden; Du bleibst dennoch rein dabei; aber Du gewinnst das volle Bild, den richtigen Blick bis ins Einzelnste. Nicht wahr, mein Dichter! Laß Dir immer solcherlei dann und wann aufbürden — Du selbst aus eignem Antrieb suchst dergleichen doch nicht auf —

nach wackrer Durchführung ſchüttelſt Du den Schmutz und Staub von Dir, biſt kräftiger geworden wie der Magnet, und haſt zugleich an Lebensklarheit ſicherlich gewonnen. Sehn wir das nicht ſchlagend bei der Irländergeſchichte, die ich darum tauſendfältig ſegne für Dein Leben und Streben, wie fürchterliche Qualen und unzählige ſchlafloſe Nächte ſie uns auch bereitet, Du armer, Studentenleichtſinn ſchrecklich nachbüßender Lebensſchüler! Aber wie unſtreitig die Furchen des Schmerzes von höchſter Fruchtbarkeit, — und Dir vor vielen Andern nothwendig zum Reifen und Erkennen Deiner ſelbſt — ſo heiße nur auch jede kleinſte Erfahrung, die das kleine Treiben Dir abgewinnen will, hoch willkommen! Jede fördert Dich mit Siebenmeilenſtiefeln; das wirſt Du erſt ſpäter noch einmal recht einſehn. Verzeih dem kleinen Schulmeiſter ſein Altklugthun! Er meint es aber gar ſo gut mit Dir, möchte Dich ſo gern zum klaren vollen Silberblick herausgeſchält ſehn, und glaubt in ſolchen Dingen, früher als Du auf Beobachtung und Inſichgehen angewieſen, nicht zu irren. —

Ich leſe manchmal etwas von Dir vor, und freue mich des lebendigen Antheils. Die glückliche Dichtersgattin! — Aber die rechte wahre Freude, wo die ganze Seele dabei iſt, geht doch immer auf das Werdende. Glück zu, mein unermüdet Werdender! —

Mit dem Ball — dem großen nehmlich, kein kleines Tänzchen ereignet ſich faſt jeden Sonntag; ich ziehe währenddeß die Unterhaltung, meiſt mit Onkel Ludwig, vor, und freue mich zugleich an der Tourenfröhlichkeit der Andern) — wird man warten bis Du kommſt. Natalſche, das liebe reine Herz, läßt Dich grüßen und engagirt Dich zum erſten Walzer. Alle laſſen Dich herzlich grüßen! Der Bediente (der Eſthländer; keiner von den für mich Stummen, deren Sprache zu erlernen ich mich nie würde gedrungen fühlen, ich Antilinguiſtiſche, Unphilologiſche, und doch eines Exphilologen (Gattin) hat neulich gemeint, warum Du nur nach Moskau gegangen? — es wäre doch gut leben hier. Siehſt Du, mein Vagabund, der fühlt ſich mit ſeinem

Schnabel das ihm Adäquate heraus; so machen's Alle, mit und ohne Stern und Schleife. — — Daß ich übrigens an keinem Ort auf der Welt die Trennung von Dir leichter tragen würde als hier, iſt gewiß; und wenn ich auch manchmal recht innig gerne bei Dir ſein möchte, ſo iſt die Freude über Dein Reiſen, Dein Schaun, Dein Anſaugen dennoch bei Weitem überwiegend. Nicht wahr, das glaubſt Du mir? —

Nun, ſo leb denn wohl, Geliebter, Freund meiner Seele! (ja, meiner Seele!) Gott ſei ferner mit Dir und ſchütze Dich auf allen Wegen! In Gedanken aber iſt Dir ewig nahe Deine treue

Charlotte Frederowna.

An Freund Stokes herzliche Grüße. Entſchuldige ja meine Eile, und glaube nur, die Morgen nimmt der Brunnen ganz in Anſpruch, da ich nicht allzufrüh aufſtehn darf, dann aber von den Andern nicht gar zu lange mich fernhalten mag, des Abends aber, oder vielmehr Nachts — nach hieſiger Einrichtung — auch nicht all zu lange aufbleiben darf, indem trotz der Champagner-Erregung die Kur doch nebenbei auch immer ein wenig angreift. —

* * *

An Heinrich Stieglitz in Niſchny-Nowgorod.

Petersburg. Auf Kamenoostrow
Den 20. Juli 1833.

Vor allem innigſten Dank, mein Theurer, für Deine vier letzten Briefe, von denen ich drei an Einem Tage, zwei des Morgens und einen am Abend erhielt, ſo daß Onkel Ludwig ſcherzend bemerkte, er wundere ſich jetzt mit dem geſammten Comptoir-Perſonal über jeden Brief, der nicht an mich gerichtet ſei. Ich habe eine doppelte Freude in der Mittheilung,

die von ganzem Herzen hier ja alle Mitglieder interessirt. Entweder ich lese vor, oder vertheile an die abwesend gewesenen Vetter, den ersten an diesen, den zweiten an den Andern, und so lebst Du denn lebendig in unserm Kreise fort.

In Deinem letzten Schreiben sah ich übrigens schon viel Stimmung durchblicken, ein Beweis daß du nun Moskau genug gesehen, d. h. für's Leben hinreichend als Erinnerung; Du kannst es nie wieder vergessen, Du bist zur Ruhe der Stimmung gekommen; dazu das Elias-Fest, das Gedicht, Alles gelebt und höchst ansprechend. Nun aber ists genug, und Gott sei Dank, Ihr seid nun ja fort. Wenn es übrigens so fortgeht, zwölf Tage statt acht, wann wirst Du dann wiederkommen? — Doch stille! mir scheint's beinahe, Lottchen hat auch heute ein wenig Stimmung, und zwar Brunnenstimmung, und die ist manchmal ein wenig faible jetzt, aber verzeihlich — („das Blümchen heißt Geduld!")

Ein sehr erfreuliches Briefchen von Gustav Schwab ist an Dich gekommen. Außerdem eine Einladung von Professor Marx zu einer geistlichen Musik, die er am Johannistage in der Dreifaltigkeitskirche dirigirt. Plait-il? — Eine Einladungskarte auf soviel hundert Meilen ist in der That drollig! Aber schade doch daß wir's nicht hören können; es mag originell seyn, — und dazu von einem Werdenden, ernstlich Wollenden — welcher Reiz! — hilft aber doch nichts, dießmal geht's nicht, selbst wenn Du gewaltiger Durchsetzer („Gewaltsamer!" pflegte Große zu sagen) es coute qu'il coute durchsetzen und mich auf den Armen hinschleppen wolltest.

* * *

Den 3. August. Abends früh.

Guten Abend (oder Morgen) mein lieber Heinrich!

Die lange Pause vom 31. bis auf heute wird Dir ein Beweis sein, daß meine altbekannte Schreibunfähigkeit eine unheilbare Krankheit ist, die

immer zu Zeiten wiederkehrt. Heut will ich Dir nur in aller Eile sagen, daß Onkel Ludwig auf keinen Fall an die Reise nach Moskau denken kann, dagegen aber gleich ein Plänchen mit dem guten Papa Klein gesponnen, der große Lust und zur Bestimmung nichts mehr nöthig hat als einen Urlaub, den er in diesen Tagen vom Handelsgericht erwartet. Ich schreibe Dir heute nun, damit Dich der Brief sicher noch in Nischny trifft; in zwei Tagen schreibe ich bestimmt ja oder nein; mit dem Ja werden wir nächsten Mittwoch den 9. August von hier abreisen und uns wahrscheinlich ein paar Tage eher in Moskau umsehn als Du kommst; und das ist auch Dir gewiß lieb; mit dem Nein erwarte ich Dich fröhlich in unserm Kamenoiostrow, und Du mit Deinen Erzählungen zauberst mir ein Moskau mit seinem Kreml so lebhaft, daß ich es auf diese Weise auch sehe. Hier stehen übrigens die Astern schon im vollen Flor!!!!!!!!!

Die Frau *** hat ihrem Manne einen so sehnsüchtigen Brief geschrieben, daß er hier davon den Verstand auf Augenblicke ganz verloren; ich vermeide ängstlich jedes Wort, schreibe deshalb lieber gar nicht — aber die Astern, die Astern, bald welken sie ab! — Dein letzter Brief war ein wenig unruhig; Deinen Kampf vor der Abreise habe ich vollkommen nachgefühlt. Wie oft werden wir uns zu diesem Kamenoiostrow zusammen hersehnen! —

Der Brunnen bekommt mir noch immer ziemlich gut. Habe ich gar keine Gesellschaft beim Gehen, so nehme ich das Buch eines Menschen, den wir in Deutschland einst am Johannisberge in der Abenddämmerung fanden. Das Herz hat er sich verblutet, er hat keine Sprache mehr, und darum ist er gesund beim Brunnen. Kecker als ein Hofnarr, ist er der Narr der ganzen Zeit, nehmlich der gegenwärtigen; er sagt ihr geistreich, blitzend, schonungslos, Alles ins Gesicht. Ich schäme mich nicht auszusprechen, daß Börne sehr wohlthätig auf mich gewirkt hat, wenn auch Mancher darüber erschrecken würde. Es muß solche Käuze geben; sie zausen, und beißen und krahen, und kacheln, und das Alles mit Geist, daß es wieder nur

nur kitzelt; genug, es darf nie etwas von ihm erſcheinen, ohne daß man es lieſt; es hat unberechenbaren Nutzen. Die kleinen hemmenden Leidenſchaften einer edlen Natur finden ſich dort ausgeſprochen, alſo beruhigt; auf der andern Seite aber weiſen ſie gerade den Edlen auf ſeinen echten Wirkungskreis hin. Großartige Reflexionen an der rechten Stelle in einem Kunſtwerke, das mögen die Thaten des Dichters ſein; die mögen zeigen, daß er warm geworden an der Zeit; das Kunſtwerk muß das Orakel ſeyn, hinter dem der Dichter ſpricht; der Stoff, der rechte, zur Zeit kann auch laut ſprechen; ich denke, es wird ein guter Winter, Heinrich! was meinſt Du davon? — Von Veit haben wir einen Brief erhalten nebſt einem Liebesgruß an Dich herumſtreifenden Tataren, der Dich an Deine periodiſche Wildheit bei Dichtung des Völkerlebens lebhaft mahnt, Du Unbändiger, jedesmal vom Stoff Beherrſchter und ganz und gar ſo Hingenommener, daß ſelbſt Dein Geiſt, als beherrſchendes Princip in den Strudel verſchlungen, faſt bewußtlos mitſchaffend wirkt und trotz ſeiner Selbſtherrſchaft ein zum Dienſt gezwungener Revolutionair zu ſein ſcheint! — Auch Deine Mutter und die kleine Frau Pfarrin auf Berndorf und Schweſter Hannchen haben geſchrieben; Alle ſind wohl und vergnügt und freuen ſich herzlich unſrer Heiterkeit. — Unſrer Emilie hier bleibſt Du wirklich zu lange aus; ſie behauptet, Du ſeieſt acht Tage zu früh abgereiſt, wegen der Meſſe zu Niſchny, und drum der längere Aufenthalt in Moskau, und — ich freue mich darüber, denn ſie hat Dich doch wohl ſehr lieb; Onkel Ludwig behauptet dann aber, Kaſan nehme doch mehr Zeit, und — es ſind herrliche Menſchen! ich freue mich ſchon, wenn wir Beide von Moskau wieder zurückkommen. Lebewohl! Gott ſchütze Dich! Alle grüßen.

Deine treue Charlotte.

Grüße Freund Stolce.

Sollt' ich etwa nicht noch einmal ſchreiben, ſo biſt Du es doch zufrieden, daß ich Dir die nächſten Nachrichten ſelbſt in Moskau überliefere? — Auf

Wiedersehn denn auf der Zinne des Kreml! Wir wollen uns auf unserm Eroberungszuge schon vom Winter nicht überraschen lassen und jedenfalls bei unserm Rückzuge den sichern Weg nach Norden der Straße nach Kaluga oder der über Smolensk vorziehn, es sei denn daß Du unersättlicher Abenteurer noch über Kiew und Taurien nach Konstantinopel ziehen wolltest. Dahin aber zuge ich doch nicht mit! Ich mag lieber Sultana in Deinem unumschränkten Reiche bleiben als mich in die Gefahr begeben, durch Kaperei zu einer Dame des großherrlichen Harem herabgesetzt zu werden! das gäbe doch nur eine blutige Tragödie zuletzt. Doch fort mit allem Tragischen! Die Freude des Wiedersehns pulst mir in allen Adern! —

An Baron L. Stieglitz in St. Petersburg.

Berlin, den 15. December 1832.

Wenn ich Ihr innerstes Wesen richtig aufgefaßt und verstanden habe, so achten Sie den Menschen nur in sofern, als er in seiner eigensten Richtung sich bewährt und bethätigt, und gönnen gern jeglichem eine freie Entwicklung in seinem Berufe. Sie haben dieß mit dem großsinnigen Monarchen gemein, welcher den Menschen nicht nach äußeren Vortheilen und engen Zwecken beurtheilt, sondern, so weit sein Arm reicht, jeden in seiner wahren und wirklichen Stellung fördert, zunächst ganz unbekümmert um den etwaigen Vortheil, welcher ihm, dem Monarchen, aus dieser Stellung des Einzelnen erwächst. Kommt doch die Entwicklung jeder Einzelkraft dem großen Ganzen zu Gute, in dessen Mittelpunkt der wahrhaft große Herrscher, wie jeder Mensch in seinem größern oder kleinern Wirkungskreise, als ein Statthalter Gottes auf Erden sich befindet.

Wie selten diese schöne Vereinigung von Kraft und Willen sich in ei-

nem Individuum vereint, davon zeugen nur all zu sehr die mannigfachen Beispiele verkümmerter Talente und der betrübende Untergang früh gehegter edler Hoffnungen.

Allerdings kann an den Einzelnen die Forderung gestellt werden, daß, sobald er mündig, er auch den unerläßlichen Bedingungen des Lebens sich unterwerfe, in und für seinen Kreis das herbei zu schaffen, was das Leben als nächsten und nothwendigsten Bedarf erheischt. Glücklich, wenn in dem so leicht entstehenden Conflict des Innern und Aeußern, Beruf und Stellung sich zu einer wohlthuenden Harmonie einander ausgleichend einigen. Vielleicht ist kein Beruf dem Eintreten jenes Conflicts auf eine gefahrvollere und zerstörendere Weise ausgesetzt, als der des Dichters. Jeder anderen Kunst bieten die Verhältnisse der bürgerlichen Ordnung reichliche Gelegenheit, durch die Ausübung ihrer selbst auch den kleinen Anforderungen des Bedürfnisses zu genügen. Nur der Dichter sieht sich gezwungen, nach einer anderen Beschäftigung noch, als die sein Innerstes ihm zur Bedingung macht, sich umzusehn. Daher die mannigfachen Klagen aus allen Zeiten und unter allen Völkern über diese Disharmonieen, daher der freudige Jubel der wenigen begünstigten Einzelnen, denen entweder durch eigne Glücksgüter oder durch Vermittlung eines edlen Gönners das geworden, was zur freien unverkümmerten Hervorbildung des innern Schatzes unerläßlich ist. Denn der Dichter bedarf vor allen Anderen der Muße, einer freien heitern Muße in den Stunden des Schaffens und Bildens; es giebt genug Stürme und Schmerzen, die er seiner ganzen Organisation nach zu bestehen hat; ja, ich möchte den nicht glücklich preisen, der diese Schmerzen und diese Stürme entbehrt; ein solcher mag manches Hübsche und Erfreuende zu Tage fördern, der wahre Gehalt des Lebens wird seinen Gebilden ewig mangeln. Daß ich hier nur den wahrhaft Berufenen im Auge habe, nicht den, welchem eine rasche Feder den Tages-Interessen zu huldigen erlaubt und der daher mit dem flüchtigen Dank des Ta-

ges auch die äußerlichen Vortheile ärndtet und hierin sich befriedigt fühlt, verliert sich von selbst.

Was Ihnen Heinrich, was ich mit ihm Ihnen, mein verehrter Freund, bisher zu danken gehabt, ist zu tief und innig für das Wort. Unsere Liebe und, ich hoffe, Werke sollen das mehr und mehr bethätigen. Was aus H. geworden wäre ohne Sie, mag ich mir kaum vorstellen. Es heißt zwar im Allgemeinen: Noth bricht Eisen; aber dieses ließe für besondre Fälle sich auch furchtbar deuten, und ich halte gerade Heinrich für eine Natur, die ungeachtet ihres Reichthums — Ihnen darf ich das wohl aussprechen — und ihrer seltenen Entwicklungsfähigkeit, in engenden Verhältnissen unaufhaltsam müßte zu Grunde gegangen sein. Es ist in ihm die Leidenschaftlichkeit der Spannung aller Kräfte auf Einen Mittelpunkt mit einer Macht vorhanden, die zu gewissen Zeiten alles Andere abschneidet und ausschließt; und eben in dem Unvermögen, den nach Einem Ziele sich hindrängenden einseitigen Strom der Kräfte vor der Vollendung des Einen zu hemmen und zu bändigen, kommt es oft zu einem unsäglichen Leiden, wenn Aeußerliches, sich täglich wiederholend, zwischen ihn und seine Aufgabe tritt. Auf diese Weise wird die Stellung nach außen mit all ihren daran klebenden Bedingnissen zu gewissen Zeiten der böse Dämon, nicht allein für die vorliegende Aufgabe, sondern wirklich und sichtbar für die Gesundheit; es kann hiermit bisweilen ein Zurückwerfen eintreten, wie es bei einer sonst so kräftigen Constitution kaum glaublich ist, ein Vernichtetsein geistig und körperlich, das zu meinem Schreck in der letzten Zeit sich häufiger wiederholt und immer länger anhält, und das, wenn es so fortgeht, am Ende Geistiges und Physisches zugleich untergraben muß.

Wie oft ist in solchen Perioden der heiße Wunsch in mir entstanden, daß es ihm vergönnt sein möchte, unbeschränkt durch eine äußere Stellung, einzig und allein seiner Aufgabe zu leben und mehr Erholung zu gewinnen, an-

ſtatt daß er jetzt die Hervorbildung alles deſſen, was in ihm vorgeht, und die Studien, deren ſein Geiſt zur Nahrung bedarf, faſt einzig in die Früh- und Abendſtunden zuſammendrängen muß, oft ſogar mit von der Tagesarbeit ermüdetem Körper. Daß ich bisweilen mir ſogar Scrupel gemacht habe, ſelbſt gegen meine Ueberzeugung, ob es in dieſer Hinſicht nicht beſſer für ihn wäre allein zu ſtehen, um ſich von allen Lebensverhältniſſen losmachen zu können, werden Sie mir glauben. Da ich mich aber unterfange, wenn es gilt, mit dem möglichſt Wenigen anſtändig hauszuhalten, ſo kann ich auch wieder mich ſelbſt hierüber beruhigen. Und ſo geht denn an Sie, mein Verehrter, vertrauensvoll die Frage, ob Sie mit mir einſtimmen in den Plan, H. frei zu machen von den äußren Hemmungen und ſomit ſeiner geiſtigen Entwicklung eine freiere und zugleich weniger aufreibende Thätigkeit zu gönnen? — Daß ich nicht etwa kindiſch ſchwärme — was Sie wohl ohnedieß von mir nicht glauben — möge Ihnen der beigefügte Ueberſchlag unſrer häuslichen Bedürfniſſe darthun. — —

Was die meiſten Menſchen von nothwendigem Ballaſt und dergleichen ſprechen, damit das Lebensſchiff einen ſicheren Halt habe, mag im Allgemeinen gelten und recht anwendbar ſein, beſonders auf ſolche Naturen, die ſich leicht zerſplittern und verflüchtigen; bei H. findet es keine Anwendung, wenn ich auch nur ſeinen Drang zu immer wachſender Fülle geiſtiger Erkenntniß und ſeine damit zuſammenhangende Luſt an ernſten Studien erwäge; ganz abgeſehen davon, daß ein tiefer Ernſt des Geſtaltens ſchon an ſich einen feſten Haltpunkt gewährt. Auch hat er ja die vielleicht für einen jeden einmal nothwendig durchzumachende Schule des Lebens in einer ſechsjährigen Lehrzeit, früher ſogar in dem doppelten Verhältniß zu Schule und Bibliothek, mit all den damit zuſammenhängenden Erfahrungen beſtanden.

So hätte ich denn, mein innigſt verehrter Freund, den geheimſten Wunſch meines Lebens Ihnen auf eine Weiſe erſchloſſen, wie es nur bei dem

Vertrauen möglich iſt, wozu mich Ihr ganzes Weſen berechtigt, zugleich aber auch die Ueberzeugung der Würdigkeit deſſen, für den ich ſpreche.

In unwandelbarer Freundſchaft Ihre

Charlotte Stieglitz.

Wenn Sie vielleicht dennoch einer andern Anſicht wären, als der meinigen, ſo dürfte ich Sie in jedem Falle doch um eine Zeile Antwort bitten. Das an mich adreſſirte Blatt könnte ja nur mit einem Umſchlage verſehen ſein an Mad. E., der ich in dieſer Beziehung mich vertrauen werde.

Und Sie werden mich nicht verkennen!

Den 18. December 1832.

Es iſt eine eigene Sache um ein in die Ferne geſendetes Blatt. Seit zwei Tagen fühle ich eine Unruhe wie ſie mir ſonſt nicht eigen iſt und ich kann nicht aufhören mich mit Ihnen, mein Theuerſter, zu beſchäftigen. Nicht etwa Reue, oder Zweifel über den Erfolg — ach nein, es iſt ein ganz anderes Gefühl, welches geſtern Abend mir mit einem Male klar ward, ſo daß ich die letzte Nacht davor kein Auge zuthun konnte. Ich möchte es Ihnen nur ſo recht lebhaft darſtellen können, wie es tief mein Innerſtes ergriff, als in einem Geſellſchaftsgewühl beim erſten Wiederſehen eine mir befreundete junge Dame, die kurz vor Ihrer Ankunft Zeuge meiner geſpannten Erwartung geweſen war, lebhaft die Frage an mich richtete: Nun, Sie haben Ihren Onkel geſehen?! — Gott weiß, ich mag in dem Augenblick wohl freudig geantwortet haben, aber ich mußte gleich darauf mich abwenden, um eine heiße Thräne zu unterdrücken. Aufs Lebendigſte ſtand mir den ganzen Abend Ihr Hierſein vor der Seele; ich erinnerte mich unaufhörlich der Worte, die ich ſo oft mit meinem Stieglitz in Beziehung auf Sie wiederholte und die mir für unſer Verhältniß zu Ihnen ſo bezeichnend ſchienen, daß ich ſie auch

an meinen Bruder ſchrieb: „Seitdem ich ihn geſehen und näher erkannt habe, könnte ich ordentlich wünſchen, nicht in Beziehung des Danks zu ihm zu ſtehen, weil meine Liebe zu ihm freiwillig, der Dank aber pflichtmäßig iſt.“ Ja, ich hätte wünſchen mögen, Sie wären ebenfalls arm an äußeren Glücksgütern — Sie verzeihen mir dieſen Wunſch — und es hätte nie eine andere Beziehung zwiſchen uns als die der reinen Freundſchaft beſtanden. Doch man verrucke nur etwas in der Welt, und es bleibt nicht mehr daſſelbe. Denn iſt nicht unſere Verehrung für Sie gerade daraus erwachſen und ſo mächtig worden, ja gehört es nicht unzertrennlich zu Ihrem ganzen Weſen, daß Sie eben auf Ihrem Standpunkte, bei Ihrem Wirken ſich die warme Empfänglichkeit, den ächten friſchen vollgültigen Menſchen erhalten? — Und zu Ihnen mußte auch ich kommen mit einer Bitte, die mich unter die Zahl der Vielen ſtellt, die Sie gewohnt ſein werden — und das iſt es, was mir nicht Ruhe läßt. Ach möchte doch die Intention Sie mit dem Schritte verſöhnen und mich eben nicht als eine von jenen Vielen erſcheinen laſſen! Ja, wenn meine wahrheitgetreue Darſtellung, die ich meinem Vertrauen zu Ihnen ſchuldig zu ſein glaubte, Sie nicht ſelbſt aus eigner Anſicht zur Erfüllung meines Wunſches veranlaßt, ſo mögen Sie ihn als nicht gethan betrachten; nur ſo glaube ich meinen Schritt vor Ihnen, theurer Freund, nur ſo das Geheimniß vor meinem Stiefvater verantworten zu können, in deſſen Nähe es ohne dieſe Erklärung mich allzuſehr drücken würde. Nicht, Sie zu überzeugen, wohl aber noch zu meiner eignen Rechtfertigung füg' ich hinzu, daß, da geſtern Abend (als ſollte Alles zuſammenkommen, um meine Unruhe zu ſteigern) von einem Gelehrten gerühmt wurde, der ohne Vermögen und ohne alle Unterſtützung es in kurzer Zeit ſo weit gebracht, Frau und ich weiß nicht wie viel Kinder anſtändig zu ernähren, ich mir vorſtellte, wie Sie wohl bei Empfang meines Briefes an viele ähnliche Beiſpiele denken möchten, wo talentvolle Menſchen durch das ganze Leben ſich durchgearbeitet, und ſomit Ihnen mein Wunſch nothwendig als ſehr unbeſcheiden erſcheinen müſſe. Aber ich weiß, wie gern auch

Heinrich diese Doppelaufgabe des Lebens redlich durchführen mochte, weiß daß, wie er jetzt denkt, von ihm aus nie eine ähnliche Bitte für sich selbst auch in der schwersten Zeit würde ausgegangen sein, und hielt es um so mehr für meine Pflicht, bei den gefahrvollen Zuständen, welche der an sich, ungeachtet des frischens Aussehens, so unglaublich reizbare Körper bei dem Mißverhältniß der geistigen Lebendigkeit und den Anforderungen eines mächtigen Vorwärts mit der täglich wiederkehrenden Abspannung durch amtliche Beschäftigung so häufig hervorbringen, in dieser Beziehung für ihn zu sprechen.

Weiß ich es doch dem Himmel Dank, daß er uns keine Kinder giebt; ja ich sehe das Entbehren dieses von vielen so heiß ersehnten Glücks als einen Fingerzeig der einzigen Möglichkeit seiner geistigen Freistellung an.

Nun, so habe ich mich denn vor Ihnen, mein verehrter Freund, wieder ruhig gesprochen, und gewissermaaßen vor mir selber gerechtigt. Ich denke wieder freudiger an die schöne Zeit unseres Beisammenseins und scheide auch dießmal mit der festen Ueberzeugung, daß Sie mich in liebendem Andenken erhalten als Ihre treu ergebene Freundin

Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Berlin, den 9. Februar 1833.

Ihr Brief, mein innigst verehrter Freund, selbst wenn er nicht an mich gerichtet wäre, — und mußte nicht Manches darin mich beschämen und mich höchstens ermuthigen, es einstmals zu verdienen? — hätte, wäre dieß möglich, meine Liebe und Verehrung für Sie noch erhöhen müssen.

Wenn

Wenn ich nun gleich den Punkt berühre, der ſich als Antwort auf meine Briefe ſtellt, ſo möcht' ich auch das hierüber von Ihnen als Lebensanſicht Ausgeſprochene mit Ihren eigenſten Worten in das Wanderbuch eines jeden ins Leben tretenden jungen Mannes ſchreiben. Nur einer oder der andere würde vielleicht zu viele Kräfte zuſetzen müſſen, um dieſen ſchweren Stein, ein fremdes Element, zu wälzen, und es möchte bei dem Kampfe Manches zerrieben werden, und nicht etwa Schlacke, ſondern edles Schrot und Korn.

Ich habe nach Empfang Ihres herrlichen Briefes, alle Ihre Gründe beherzigend, mir die Sache nochmals vielfach und wiederholt überlegt; und ich geſtehe, daß ein ſehr heftiger Zwieſpalt des Für und Wider in mir entſtanden iſt. Denn über jeden Ihrer, an ſich ſo triftigen Gründe, ließe ſich aus dem beſondern Falle hervor ſo vieles hin und her erwägen; manche daraus hervorgehende Wahrheit hat ſich allerdings auch an H. unverkennbar bewährt, gehört aber meines Dafürhaltens in ihren Wirkungen bereits der Vergangenheit an: Anderem ſtellt der ſtets von neuem angegriffene Geſundheitszuſtand ſo entſcheidend ſich gegenüber, — wie denn in dieſer letzten Zeit der Arzt mir verſicherte, es könne auf dieſe Weiſe nicht lange gut gehn — daß ich Ihnen, mein verehrter Freund, doch unendlich danken muß für das Vertrauen, daß Sie die Möglichkeit einſtmaliger Erfüllung mir nicht abſchneiden. Nicht als ob ich nun gleich die Ausführung deſſen betreiben wollte, wovon ich noch nicht einmal weiß, wie Heinrich es von Seiten der Lebensverhältniſſe anſehen wird, wenn ich ihm nun als wirklich darſtelle, was allerdings ſeit einiger Zeit in ihm als innerſtes Bedürfniß lebt, und zwar lediglich von der Anſicht ausgehend, daß, um Beides durchzuführen, die Körperkraft nicht hinreiche.

Was Sie von jener Zukunft ſagen, die ich in Bezug auf Sie mir nicht denken kann und mag, ſo laſſen Sie uns einmal zurückgehend betrachten, was H. ohne Sie wohl überhaupt geworden wäre, — ein wohlbeſtallter

Professor, der ohne inneren Beruf zusammengetragene Hefte abliest (wie er denn deren gar manche unter seinen früher Mitstrebenden beklagt); ein Schulmann, der gegen alle Neigung lehrt, nicht wozu es ihn drängt, sondern was der Plan der Anstalt eben gut heißt; oder sonst etwas dergleichen. Worin H. fühlt, daß er sich nicht auszeichnen kann, das hält er lieber von sich ab und zieht die mechanische Beschäftigung auf der Bibliothek solch einer Halbheit der Lebensstellung vor. Daß aber, wenn in dieser Hinsicht das Aeußerste erfordert würde, ein Mensch, der etwas Tüchtiges gelernt hat, äußerlich nie zu Grunde gehen kann, das werden Sie, mein Theurer, mir gewiß zugeben. Kommt denn aber nicht alles redlich Erlernte am Ende mehr dem inneren Berufe als der äußern Stellung zu Gute? Die Studien, die H. mit der größten Energie treibt und niemals ernstlich zu verfolgen aufhören wird, werden immer für das jedesmalige Werk befruchtend, und das ist es, denke ich, wodurch er sich die Achtung der Welt erwerben und erhalten wird.

Was meine ökonomische Eintheilung betrifft, so wird sich H. alsdann schon mehr literarisch etwas hinzu verdienen können; und dann, glauben Sie nur, es ist nicht möglich, sich in Ihren Verhältnißen einen Begriff davon zu machen, mit wie Wenigem man anständig haushalten kann. Ach, nur Gesundheit und froher Sinn muß im Hause walten! Dann ist Rindfleisch mit Kartoffeln (Schwärmen ist verpönt; wir leben nicht allein von Lieb' und Sonnenschein) trotz Jagors wunderschönen Reisbirnen eine Götterspeise! Vielleicht aber erstarkt H. physisch schon an der Aussicht der Möglichkeit; denn daß die geistige Frische trotz manches Körperleidens dieser letzten Monate in ihm noch die alte ist, wird Ihnen wohl der vierte Band des Orients beweisen, den er in einigen Tagen zum Drucke abzuschicken gedenkt. Was mittlerweile unter uns besprochen, werde ich ihm erst dann mittheilen, wenn das Manuscript aus seinen Händen ist, um ihn bei der letzten Durcharbeitung mit nichts Anderem aufzuregen. Seltsam wird Ihnen Einiges in dem neuen Drama erscheinen, welches in China spielt, wegen des unwillkürlichen auf die

Spitze Treibens jenes Wunſches. Ja ich glaube, wenn auch die Sache nie zur Ausführung käme (und zwar aus eigner Ueberlegung in ihm), ſo würde dennoch die Freiſtellung niemals aufhören als ein letztes höchſtes Glück ihm vorzuſchweben.

Auf die Reiſe zu Ihnen blicke ich mit doppelter Freude. Einestheils — doch darüber bedarf es wohl nicht erſt der Verſicherung — anderntheils hoffe ich für H., außer dem innern Gewinn einer Fülle neuer Anſchauung, auch wohlthätige Erfriſchung, ohne welche ich kaum wünſchen darf, daß er zur Durchführung eines neuen Plans, der ſich in ihm gebildet, ſchreiten möge.

An denſelben.

Moskau, den 19. Auguſt 1833, Sonnabends.

Nach zwei ſchönen und reichen Tagen, an welchen uns trotz der Veränderlichkeit des Wetters unſre allgemeine Freundin doch immer in nothwendigen Augenblicken, wenn auch manchmal ſehr ſpärlich, ihr Licht lieh, ſcheint heute die Sonne in Moskau durchaus die jour zu haben; es iſt in der Außenwelt bedeutend hell; auch Sie, meine Theuren, fahren gewiß heiter heute über die ſchönen Brücken der ſtolzen Newa; aber über uns zwei Beide iſt eine bedeutende Dämmerung plötzlich — wie ein Dieb in der Nacht, ſagt man in Sachſen — und in der That mit dem Diebe der Nacht über uns gekommen.

Wir waren geſtern Mittag mit den Herren Pariſh, Chauſepié, Meyer, Anke und Andern, beim Herrn Dr. Markus. Es war recht belebt; auch Ihrer wurde viel gedacht; Herr Dr. M. erinnert ſich mit Vergnügen der Sonntage, die er bei Ihnen zugebracht, und ſo waren wir bei Bekannten; und das thut in der Ferne immer wohl. Nach Tiſche gingen wir alle zu-

ſammen zu dem gegenüberliegenden kaiſerlichen Garten, der durch ſeine Höhen und Tiefen ganz überraſchend ſchöne Ausſichten bietet, theils großartig auf die Stadt, theils idylliſch auf die Sperlingsberge mit Kloſter und Kirchlein, ſo daß ich erinnert wurde an die ſchönſten Gegenden, die ich überhaupt geſehn. Die jungen Leute ſangen im kaiſerlichen Garten Freiheitslieder, machten bei der Rückkehr Feuerwerke, und ſpielten auf den verſchiedenſten Kinderinſtrumenten eine tolle Muſik. Kaum war dieß zu Ende, ſo ſah man ein nahe liegendes Kloſter mit zwei Thürmen ſich erhellen; zum heutigen Feſt war die Vorweihe dort; gleich wurde beſchloſſen auch dorthin zu gehen (Herr Pariſh und Chauſepié gingen aber ſchon in den Engliſchen Clubb), da man es durch den Garten ohnedieß ſo bequem wie möglich hatte. Es war ein wunderbarer Abend; Sie wiſſen davon, denn Sie kamen ja ſpät geſtern (groſſer Poſttag!) zu Hauſe. Als wir angelangt waren auf dem Hügel, gab der ſtrahlenloſe ſtille Mond einen wunderbaren Contraſt zu dem ſchreienden, flimmernden Glanz, der, aus den offenſtehenden Flügelthüren ſtrömend, gleichſam dem Monde trotzen wollte; und zu dieſer künſtlichen Sonne und ſtrotzendem Golde ſtrömten die Menſchen in Maſſe, und der Mond ſtand gleichſam wie verlaſſen da und ließ dennoch neidlos der ignorirenden Natur ſeinen ganzen Zauber angedeihen. Auch wir blieben ihm nicht treu und ſtrömten dem Glanze zu — ſollte er ſich dafür vielleicht gerächt haben? — Der Geſang der Mönche war einzig; wir drangen immer kühner in die Kirche, wir ſtanden zuletzt dicht neben dem Abt, der da jedem Einzelnen mit Weihwaſſer die Stirn ſtrich, und jeder Einzelne kuſste ihm die Hand, und ich flüſterte Heinrich zu: „dieſes Drängen zu dieſer Weihe iſt doch wohl ein tieferes Bedürfniß als ſie ſelber wiſſen; Gott weiß, es hat mir etwas Ergreifendes.“ — — In dieſem Moment wurde der Gedrang ſehr ſtark, es ſchien als würden ſie mit ihrer Weihe ſich einer Kraft bewußt; genug, ſie ſtießen mich gewaltſam; die Luft verdickte ſich auch, ich konnte es nicht mehr ertragen, bat Heinrich mir durchzuhelfen; der Mantel wurde ihm zwar von der einen Schulter gedrängt,

aber wir kamen glücklich durch; doch — ich ſehe ihn leichenblaß werden, ich frage ihn: „Heinrich, was iſt Dir? um Gottes Willen, wie ſiehſt Du aus?!“ — und er ruft mir zu: „Hilf mir ſuchen, hilf ſuchen! ſie haben mir mein Taſchenbuch geſtohlen.“ Um unſern Schreck zu begreifen, müſſen Sie Folgendes wiſſen: Er hatte nehmlich vor der Abreiſe nach Niſchny und Kaſan 1500 Rubel aufgenommen, weil man auf dem Comptoir in Moskau ihm durchaus nicht weniger geben wollte, indem bei einer ſolchen Reiſe ſich irgend etwas Außerordentliches zutragen könne. Er hatte auf der Reiſe nichts Unnöthiges ausgegeben, hatte daher 700 Rubel zurückgelegt, wollte damit meine und ſeine Rückreiſe beſtreiten, ſplendide Geſchenke nach Kamenoioſtrow machen, hatte ſogar ſchon für eine ausgeſuchte aber noch nicht gekaufte Doſe ein paar Verslein niedergeſchrieben, und wollte nun von dem Uebrigen als guter Wirth Rechenſchaft ablegen, wobei er ſich noch ſcherzend Friedrichs des zweiten erinnerte, der nach dem ſiebenjährigen Kriege noch im Stande war, ohne Schulden das neue Palais bei Sansſouci zu bauen. Außerdem trug er theure Reliquien; auch Reiſeſkizzen von wenigſtens vierzig eng geſchriebnen Seiten aus der letzten Zeit; alſo vielſeitiger Verluſt für Geiſt und Gemüth. Es war ein ſehr häßlicher Schluß dieſes ſchönen Tages, und ich habe viel an Heinrich zu bearbeiten gehabt, um ihn zu beruhigen. Ich hatte zum Glück in meinem Strickbeutel-Etui ſoviel, um ſeine noch reſtirende Schuld an den Artelſchik zu decken, ſo daß dem armen Jungen wenigſtens die Eine Beruhigung wird, nichts Baares mehr aufnehmen zu müſſen, was ihm gewiß ſchrecklich geweſen wäre. Wir ſtecken uns nun einſtweilen unter die deckenden Flügel des Herrn Klein und fühlen uns wie der Strauß, der ſich nicht geſehen glaubt, weil er nichts ſieht.

In dieſem Augenblick iſt Heinrich, um wenigſtens ſeinerſeits nichts zu verſäumen, mit Dr. Broſſe, einem Freunde von Markus, zum Polizeimeiſter gefahren — H. trägt jetzt eine ſtattliche Halsbinde, die ihm ſo ſo-

lide ſteht, daß man ihm gewiß nichts Demagogiſches anſieht — und ſo iſt denn doch noch nicht alle Hoffnung aufzugeben.

Machen wir Ihnen nicht viel zu ſchaffen? Heut über acht Tage werden wir nun ſehn, ob Sie uns böſe ſind.

Grüßen Sie Ihre und unſre Lieben auf das herzlichſte. Ihre — nun bald ſich ſtark ſehnende

Charlotte Stieglitz.

* * *

An denſelben.

Den 17. September 1833, Abends.
Auf dem Meere, unweit der Inſel Gothland.

Wir haben am Morgen vor Anker gelegen wegen ſtarken Nebels, und jetzt am Abend iſt ebenfalls ſo dicke Luft, daß man kaum zehn Schritt weit ſehen kann. Wir ſaßen eben theils leſend, ein anderer Theil Karte ſpielend, ruhig in unſrer allgemeinen Zelle; plötzlich wird geläutet, geſchrieen; wir laufen hinauf auf das Verdeck, und ein Schiff, hart an uns heran genaht, ſcheinbar wie beſchneit, geht eben noch glücklich und ohne zu ſtreifen an uns vorüber. Allgemeine Stille der Paſſagiere; nur die Capitaine von beiden Schiffen ſprechen mit einander. Schneller Wechſel von Gefahr und Gefahrloſigkeit; mein Herz ſchlägt in dieſem Augenblick laut auf; Sie meinen wohl, mein Theurer, wegen der jetzt eben gedrohten Gefahr? — Ach nein, der Capitain ſagte, das Schiff habe ſich gedreht und ſtehe auf Petersburg zu; „auf Petersburg zu!“ rief ich laut; und — jetzt ſchon Sehnſucht? o weh, o weh! Das iſt bei Weitem zu früh.

Guten Abend, Ihr Theuren, guten Abend! Bis nahe vor Kronſtadt blickten wir unverwandt zurück; es gab für uns noch kein Vorwärts; wir ſahn

Sie immer noch am Strande ſtehn, Sie lieben, herzlichen, mehr als gaſtlichen Begleiter, und uns nachwinken. Mit einem Male hör' ich einen gutgemeinten kernigen Schlag auf Heinrichs Schulter; es war ſein langer Moskau-Arolſer Kaninchenfreund, der tröſtend bemerkte, man müſſe ſich das hübſch aus dem Kopfe ſchlagen. — Es giebt nehmlich ſo glückliche Menſchen, die kennen nur Kopfweh, und das läßt ſich ja bekanntlich wegraiſonniren; — ich ſagte in dem Augenblick, vielleicht etwas auffahrend: „Ach um Gottes Willen, laſſen Sie uns!" — Von dem Augenblick an ſtehe ich mich gut mit ihm, d. h. ich habe etwas wieder gut zu machen. Madame J. iſt ein niedliches Frauchen; das Kindchen macht ihr viel Noth, iſt ſehr unartig; ſie aber allemal: „es hat Leibweh zuweilen;" da das Kind aber weint: „ich will zu Hauſe," ſo habe ich gewaltige Nachſicht mit ihm, denn es hat ja Heimweh. —

Lübeck, den 3. October Deutſchen Stils.

Gott ſei gedankt, daß bei ſo vielem Schwanken auf dieſer Welt wir die Schwingung der lieben Mutter Erde nicht direct gewahr werden! Ich muß einen tiefen Widerwillen gegen dieſe Dampfmaſchinenerſchütterung haben; ich würde auf dem Schiffe ſtumpf und gleichgültig gegen alle äußern Eindrücke. Dauerte die Sache ſehr lange, ich könnte zuletzt wie ein Kobold nur darauf brüten, wie ich einmal die Feuersgluthen löſche, um nur Eine Stunde Stillſtand zu erhaſchen. Die lebhafteſte Erinnerung, die ich von dieſen letzten Tagen Schiffgeſellſchaftlebens habe, iſt, daß mir oben auf dem Verdeck einmal einfiel, warum Herr B. nicht Madame C. geheirathet habe; gleiche Verſtändigkeit, gleiche Gutheit, gleiche Beleſenheit, gleiche pauſenhaft eingetheilte Lebendigkeit, und gleiches, langes pauſenhaftes Phlegma. Die Fräulein ** ſind ſehr beſcheidne wohlerzogne Mädelchen, aber ich kann noch heute mich nicht überreden, daß es nicht Kinderchen von dreizehn und vierzehn Jahren ſind. Dazu waren noch kleinere Geſchwiſter da und das niedliche Madame *chen mit ihrem etwas kleineren Kindchen; das puſelte und wisperte auf der

großen Alexandra herum! Nur Fräulein S., eine Gouvernante, ferner N's Gouvernante, und ich, Heinrich's Gouvernante, waren, wenn auch ziemlich mittlerer Statur, doch die ausgewachsensten. Mit Fräulein S. habe ich mich einigemal recht gut unterhalten; es ist dieselbe, die Professor L. so rühmte bei der Choleraperiode; sie selbst rühmt wieder L's. Uneigennützigkeit während jener Zeit; überhaupt stellt sie ihn sehr hoch als Menschen und glaubt ihn zu kennen. — Den interessantesten unter den Fremden mußte jener vielbesprochne unausstehliche Zeigefinger leider auf den zweiten Platz verweisen. —

Hier in Lübeck angekommen, bewillkommt vor dem Hôtel du Nord: „Kinder, seid Ihr da!" thut es einem wohl von — von der Heimath zu sprechen. Wir waren zusammen bei Schlözers, Kuhlenkamps, Platzmanns, Heinrich auch bei einigen Literaten. Da ich *** (à la Mode de Bretagne) den heutigen Mittag nicht abschlagen konnte, — Nicole hat Recht: die lieben Leutchen sind sehr langweilig; man möchte Fliegen fangen — haben wir auf Morgen erst bei Platzmanns, wo die ganze Familie versammelt sein wird, die Einladung annehmen können. Diese Menschen sind sehr herzlich, sind zum Theil in Petersburg bei Ihnen gewesen, und da geht einem gleich das Herz auf; mit Katabomben ists über Sie hergegangen. Ich möchte, Sie würden einmal angegriffen, und ich könnte mit Katabomben für Sie zu Felde ziehn; lieber verehrter Freund, Sie mögen wohl lächeln, aber Sie lachen doch nicht.

Mit Madame Schlözer hab' ich übrigens schon ein Duett gesungen: „O Du mein Einziger," mir von Alters her noch sehr lieb, und immer frisch und lebendigen Stroms der Liebe voll. —

Was sagen Sie dazu? Wir haben von Herrn v. H. einen Brief vorgefunden, in welchem er uns sehr freundlich für den Sonntag Mittag in Hamburg einladet (— Gilt das Stieglitzens aus Berlin oder aus Petersburg? —). Von hier geht keine directe Gelegenheit nach Berlin; wir reisen übermorgen nach Hamburg, werden Sonntags den Mittag wirklich in Petersburg — ich wollte sagen bei Hallers sein, dann aber unverzüglich nach Berlin den Montag

tag reiſen. — Ich muß leider abbrechen, da es ſehr ſpät iſt — d. h. das leider gilt mir.

Ich ſehe eben, daß ich kein einziges Wort des Dankes geſagt, wie es ſonſt doch Mode iſt, wenn man eine ſchöne Zeit in einem Hauſe verlebt; aber wo ſollte ich hier auch anfangen? und — die Liebe verſchlingt den Dank, und die Liebe ſchweigt. Leben Sie wohl, und grüßen Sie Alle von Ihrer Sie innigſt hochſchätzenden

Charlotte.

An denſelben.

Den 14. November 1833.

Geſtern Abend war unſre liebe Profeſſorin Hegel bei uns und bat, wir möchten ihr einmal unſere Reiſe auf der Karte zeigen. Ich ſteuerte mit dem Finger raſch durch den Finniſchen Meerbuſen auf Petersburg los, hielt ihn lange, lange darauf, daß die Hegel ſchelmiſch bemerkte: „nun, Lottchen liegt hier ſinnend vor Anker.“ Ich dachte auch in dem Augenblick an das wunderbare Hinweiſen des Magnets nach Norden, und daß mein Lehrer mir als Kind einmal erzählte von der Schifferſage eines Magnetgebirg's im Norden, in deſſen Nähe die Nägel und Eiſenbänder — des Herzens — des Schiffes losſprängen, das (wenn keine Schmiede oder kein troſtſprechender * in der Nähe) ſonnt unrettbar auseinanderberſten müſſe. Hätt' ich aber damals als Kind wohl geglaubt, daß ich jemals in dieſe Ferne, dieſe gefährliche Nähe kommen würde? —

Bald darauf klingelte es fürchterlich. „Das müßte gerade ein Brief aus Petersburg ſein!“ rief Heinrich; „oder Feuer“ ſagte ich — und hätt' es nicht gebrannt in jedem Falle? — Und denken Sie ſich, der Menſch hatte die

Klingel abgeriſſen, und ich mußt' heut Morgen drei preußiſche Silbergroſchen für die Reparatur bezahlen, und es war kein Brief aus Petersburg, ſondern der Poſtbote der Literatur des Auslandes.

Heute iſt großer Courstag. Mit manchem Zettelchen in der Taſche gehn Sie heut über den breiten Strom, das nun erſt verkocht und verbraut werden muß. Wie mögen die Herren Chamaut, Fehleiſen, Ahmelang, Sie wieder umarmt und Ihnen ſüße Liebesdienſte in die Ohren geflüſtert haben! — —

Ich ſende Ihnen das mir geſchenkte Exemplar — bin ich nicht ſehr großmüthig gegen Sie? — des neueſten Hof- und Staatskalenders, in deſſen officiellem Gehäge auch unſer Sangvogel einmal ſein Neſt gebaut; es iſt dießmal meiſt aus ſchwarzen Federn zuſammengetragen, doch die äußerſten Spitzen haben für den Sinnigen dennoch ihre ſchmerzverklärende Helle.

Leben Sie wohl, Lieber, Theurer! Es grüßt Sie und Ihre Lieben

Ihre treu ergebene Charlotte.

* * *

An denſelben.

Berlin, den 20. December 1833.

Sie werden, mein Theurer, nach meinem letzten Briefe ſich ohngefähr die Freude haben denken können, die wir bei Empfang des Ihrigen haben mußten. Ich rief: Land! Land! als Heinrich beim Eintreten Ihren Brief mir hoch entgegenhielt; und dem Weltſeegler mag ſo zu Muthe ſein, wenn ihm nach langer Fahrt auf ungewiſſem Ocean (und die Trennung iſt ein ſolcher Ocean) das erſte grüne Blatt vom heimathlichen Ufer entgegenweht.

Freilich wurde es bei Leſung eine durch Thränen lächelnde Freude:

und Sie wiſſen, warum. Aber in der That, ſo recht der vollſte Abdruck Ihrer eigentlichen Seele iſt dieſer Brief!

Weshalb wir ſo lange geſchwiegen hatten? warum Sie nichts von Anderen gehört? Wir mußten erſt wieder warm werden in unſerm eigenen Hauſe. — Manche haben gefroren im Süden, warum ſollte man nicht glühwarm im Norden geworden ſein? — Erſt alſo mußten wir uns verſöhnen mit unſern vier Wänden, dann mit unſern Freunden, die wir auch im erſten Augenblick mit zu vielem Sprechen vom Verlorenen im Stillen gekränkt, dann mit Berlin, den übrigen Menſchen, und vielen Dingen noch. Sagen Sie ſelbſt, ſoll man ſolche Stimmungen, die man kaum ſich ſelbſt recht laut machen will, die man bearbeitet und unterdrückt, auf dem Papiere feſthalten? Gottlob, wir haben uns durchgerungen und der Schmerz des Verlorenen iſt, wie es am Ende immer ſein muß, in die Freude der Erinnerung über- und untergegangen. Die Harmonie unſres Stilllebens iſt vielleicht herrlicher als je wieder zurückgekehrt. Heinrich iſt ein andrer Menſch ſeit dieſer Reiſe, er thut die Bibliotheksgeſchäfte fröhlich ab, die böſe Bücherluft übt keinen verderblichen Einfluß mehr auf ſeinen durch und durch geſtärkten Körper, er iſt voller Pläne, arbeitet kräftigen Geiſtes Einzelnes aus, und ſo denk' ich ſoll es gut und tüchtig fortgehn. So würd' ich Ihnen denn ſchon allein für den Rath des Feſthaltens der Bibliothek, trotz meiner damaligen heißen Wünſche, innigſt im Stillen oft danken, wenn die ganze Umwandlung durch dieſen herrlichen Sommer nicht eben von Ihnen, Trefflichſter, käme. Ich danke Ihnen im Herzen ſo gern, weil ich Sie ſo lieb habe, weiß auch nicht welches Gefühl von beiden das ſtärkere iſt; in dieſem gerne liegt aber ein ganzer Himmel! — Steffens ſprach ſich neulich ſo tief wahr über das Verhältniß des Nehmens und der Seeligkeit des Dankens aus, daß ich wünſchte es für Sie feſtgehalten zu haben. ſo ganz war es aus unſerm Innern geſprochen.

Könnte man nur zuweilen ein paar Stündchen ſich ſehen, des Sonnabend Abends einen kleinen Abſtecher nach Petersburg machen! Des Sonn-

tag Mittags läßt es uns gar keine Ruhe im Hauſe, wir nehmen da gewöhnlich alle Arten von Einladungen an. Bei gewiſſen Leuten werden wir unwillkührlich aufgefordert Vergleiche zu machen, und das fällt gewöhnlich recht bitterſchlecht für die nächſte Nähe aus. Nicht, als ob ſie etwa geiſtreich ſprechen ſollten (das können ſie ſich nicht geben, und wahrhaftig man verlangt es nicht); aber ſie könnten harmlos ſein, ſie brauchten nicht immer etwas vorſtellen, ſcheinen, repräſentiren zu wollen, was ihnen unausſprechlich viel Mühe und wenig Freude macht. Eine ſolche farbloſe kalte Glacéehandſchuh-Unterhaltung, die vornehm ſein ſoll, eine ſolche aufgeſteifte Puppenhaftigkeit ohne Saft und Blut, deren Atmoſphäre, in Dunſt aufgelöſte Langeweile, alle ächte Lebensregung ſchon im Voraus erſtickt, ſieht man doch wohl weit lieber als daß man ſie ſucht! — Des Freitags aber (in Berlin weiß man nichts von ſo ſpäten Poſttagen) würden Sie gewiß zuweilen zu uns kommen, nicht wahr? Wir haben dieſen Abend beſtimmt, für unſre Freunde zu Hauſe zu ſein, weil man durch dieſe Einheit Zeit gewinnt; auch Fremde die uns empfohlen werden, ſehen wir gewöhnlich dieſen Abend; es wird dann geleſen, geſprochen, muſicirt. Kürzlich war Profeſſor Lerminier aus Paris hier, ein intereſſanter Mann, der erſt im Sinne hatte von hier nach Petersburg zu reiſen, nun es aber auf ſpäter aufgeſchoben; er wird Ihnen gefallen, und Sie werden ihn ſich gern empfohlen ſein laſſen.

Ich glaube, wir leſen dieſen Winter um die Wette. Daß Sie uns etwas angerathen, macht uns großes Vergnügen um des Austauſches Willen. Sobald es auf der Bibliothek ſich blicken läßt, wird es von meinem Privatoberbibliothekar zu Hauſe gebracht. Den Pelham haben wir beendet, den Devereux angefangen. Zuerſt wollte Pelham gar nicht munden, verwöhnt durch die tiefen Schöpfungen Tiecks aus ſeiner jüngſten Periode, Hexenſabbath, Tod des Dichters, worin, vorzüglich im erſteren, auf wahrhaft Shakeſpearſche Weiſe, Geſtaltung und Reflexion aufs innigſte verſchmolzen ſind, in beiden aber die geheimſten Tiefen und manches Räthſel des Menſchengeiſtes, des Le-

bens, und der jedesmaligen Zeit erſchloſſen; dagegen der Autor des Pelham ſeinen Helden bequem, gleichſam als Sprachorgan und Repräſentanten der verſchiedenſten Meinungen und Situationen gebraucht, daher denn auch die durch nichts motivirten Veränderungen in Charakter und Handlungsweiſe des Pelham. Der Menſch, der wohlgefällig durch einen ganzen breiten Salonband hindurch (ſpielt denn wirklich dieſes Salonleben nicht etwas individuellere Farben?) ſich die Locke bald links, bald rechts, kühn oder ſchmachtend zurecht dreht, der nur die Auszeichnung vor den Anderen hat, daß er eben Gehäuſe und Organ des Dichters iſt, wird mit einem Male ein Held, der Opfer bringt — Unwahrheit und Spiel mit dem Höchſten! — nur um dem Roman zu einer intereſſanten Kataſtrophe zu verhelfen. Geiſtreich iſt Bulwer, hat ſcharfe Auffaſſung des Lebens und der baarſten Wirklichkeit, poetiſch iſt er im Grunde der Seele gewiß nicht; wo er Anſtalt zum poetiſchen Conflict macht, geht er ſo ins Grauſige, daß alle Grenzen überſchritten werden, wenigſtens in dieſem genannten Roman. Den Cliffort, den Sie vorziehn, denk' ich, werden wir auch nächſtens kennen lernen. Tiecks Hexenſabbath aber leſen Sie ja; es iſt ein wunderbares Gebilde; nächſtdem „des Dichters (Camoens) Tod."

Was Sie über Rahel ſagen, iſt ſehr treffend und hat uns um ſo mehr erfreut, als ſich jetzt eine entſchiedene Gegenpartei gebildet, wahrſcheinlich erzeugt durch das Lob der Enthuſiaſten, wie das gewöhnlich geht. Es möchte noch hingehn, wenn man hier nicht mehr als je den Neid ſich ereifern ſähe. Frauen, die ſich freuen ſollten, daß eben eine Frau ein ſo bedeutendes inneres Leben gelebt und ſo mächtig es zur Erſcheinung bringt, können nicht begreifen, daß man ſo viel Lärm, wie ſie ſich ausdrücken, davon machen könne; Männer, die mit ihr im innigſten Freundſchaftsverhältniß ſtanden, die Herrn von Varnhagen die ſchönſten Sachen darüber geſagt, läſtern ſie gefliſſentlich in Geſellſchaften, daß es zum Empören iſt; Andere, zu denen ſie in ihrer Weiſe einmal „liebes Kind" ſagt, fühlen ſich in ihrer Eitelkeit verletzt und

werfen ihr nun vor, ſie habe immer den Mann ſpielen wollen. Enge Seelen hängen ſich an den einen Brief, in welchem ſie den Selbſtmord rechtfertigt, und ſind fromm außer ſich darüber. Nur der Brief, wo ſie über Gebet ſpricht, hat allgemeinen Beifall; ſie freuen ſich unendlich, daß Rahel ſie über die etwaige Vernachläſſigung des Gebets beruhigt und es ihnen auch für die Zukunft ſo ſüß bequem macht. Daß aber Einige (ich glaube ſogar unſer Freund Runde in ſeiner ſonſt ſo vortrefflichen Recenſion) ein Welt-Werk daraus machen wollen, ſcheint mir die Sache zu verſtellen; Weltwahrheiten müſſen ſich nothwendig von der Perſon ablöſen, ſo intereſſant und eigenthümlich dieſe auch ſein mag; und Ihr Urtheil ſcheint mir dieß auch zu beſtätigen.

Das Neueſte, was jetzt beſprochen wird, iſt der Göthe-Zelterſche Briefwechſel. Was beſpricht man aber hauptſächlich? Die Familiengeſchichten. Es kommt durch dieſen, ohne alle Rückſicht gedruckten Briefwechſel ein wahrer Klatſchgeiſt in die Literatur. Der Buchhändler wird nächſtens das Honorar nach den mehr oder minder darin florirenden Perſönlichkeiten zu beſtimmen haben, weil dergleichen bald nur deshalb noch gekauft und geleſen wird. Auf eine unwürdige Weiſe ſcheint ſich Zelter wirklich zuweilen geäußert zu haben, was einem um des Mannes ſelbſt willen leid thun muß. Wir kennen nicht mehr als einige Briefe des erſten Bandes, die am letzten Freitag ausgewählt wurden, bei denen man ſich allerdings wundern mußte, daß ein Zelter ſo ſchreiben konnte; ich meine eben, ſo unzelteriſch, ſo abgeſchliffen, durchbildet; ich ſuchte immer den originellen derben Zelter und fand ihn nicht; wahrſcheinlich hat er ſich in den Briefen an Goethe — ich will nicht ſagen Mühe gegeben, ſondern ſich begeiſtert gefühlt, ſein Inneres in geſchliffenen Kryſtallen dem hohen Freunde darzulegen. — Am Sonntag wurde die Raupach'ſche Fortſetzung des Goethe'ſchen Taſſo gegeben. Dieſes Wageſtück mußte durchaus geſehen werden, coute qu'il coute. Wir hatten Angſt, als wenn ein Seiltänzer auf geſpanntem Strick von Thurm zu Thurm gehen will; aber ein ſolcher Menſch hat einen wahren Hokuspokus in ſeiner Geſchicklichkeit. Jeden Augenblick

glaubt man, er verliere das Gleichgewicht, er müſſe ſtürzen; aber Gott bewahre! ehe er, ſtürzt der Adler im Fluge — er geht am Goethe'ſchen Seile ſo geſchickt herunter, daß die Menge glaubt, ein Genius habe ihn geführt; man klatſcht, man ruft lauten Beifall — unſer Seiltänzer aber lacht ins Fäuſtchen, denn er wußte genau bis zur kleinen Zehe, was er zu beobachten und zu berechnen hatte, um ſein Publicum in dieſes Staunen zu verſetzen. Ich denke, Goethe hätte auch lieber ſeine in der Bruſt warm getragenen Geſtalten in Stein hauen laſſen, als ſie in unheimlich ähnlichen Wachsfiguren abgeformt zu ſehn.

Veit, denke ich, wird Ihnen nächſtens ſchreiben und Sie anregen, den höchſt intereſſanten Plan bald auszuführen. Da es jetzt Mode iſt, daß die Unkundigſten alles beurtheilen was ihnen vorkommt, ſo ſchreibe ich in Gedanken ſchon eine anonyme Recenſion und ſende ſie an Menzel, der ſich mit dem Namen Stieglitz, wie es ſcheint, ganz und gar jetzt ausgeſöhnt hat.

Frau ** ſehen wir jetzt öfter; ſie iſt immer leidend und bedarf ein wenig der Aufmunterung. Räthſelhaft genug, wir ſitzen lieber an ihrem Bett und leſen ihr etwas vor, als an manchem langen Theetiſch; muß doch alſo eine ſonderbare Frau ſein; einen geharniſchten Witz hat ſie, der oft merkwürdig treffend iſt. Auf jeden Fall habe ich ſie früher nicht ganz ihrem Weſen nach aufgefaßt.

Nun aber thut mir die Hand weh vom Schreiben und Sie ſind am Ende auch müde. Leben Sie heiter und wohl, mein theurer Freund, und was Ihnen lieb iſt mit Ihnen!

Ihre getreue Charlotte.

Heinrich beklagt ſich, daß ich ihm Alles weggeſchrieben habe; ich vertröſte ihn auf ein ander Mal.

* * *

An denſelben.

Berlin, den 25. December 1833, Abends.

Ich wende mich an Sie, Beſter, gewiß am ſicherſten mit der Bitte, durch irgend Einen uns mit umgehender Poſt Nachricht zu ſenden. Wir haben verſchiedene Nachrichten, die uns ſehr beunruhigen. Gott gebe, daß Sie wieder ruhig ſein können und ein düſteres Gewitter vorüber gegangen iſt. Sie mögen mit Ihrem guten Genius, der trefflichen Emilie, wieder was durchgemacht haben! Ihre Gegenſeitigkeit iſt aber ordentlich eine Beruhigung in der Ferne; zwei Ruder halten ja das Gleichgewicht des Fahrzeuges, und Sie haben ja ſchon manches zuſammen verſucht.

Geſtern Abend habe ich Heinrich Ihr Bild beſcheert; es hat uns merkwürdig zuſammen ergriffen. Der Maler hat Ihren ruhig freundlichen Sonnabend-Abend-Ausdruck ſprechend erfaßt. Es iſt eine Aehnlichkeit, wie man ſie gern in der Ferne hat, ſo durchaus wohlthuend.

Leben Sie wohl und ſein Sie Alle auf das wärmſte gegrüßt von

Ihrer Charlotte und Heinrich Stieglitz.

* * *

An denſelben.

Den 25. Januar 1834.

Sie mögen ſich wohl gewundert haben, mein theurer Freund! daß ich vielleicht die letzte zu Ihnen nachgehinkt komme — und ich hinke in der That, wenn ich zu Ihnen Allen und zu jedem Einzelnen hindenke —; aber es ging nicht anders; Gott weiß, ich konnt' es nicht. Wäre das Undenkliche früher eingetreten, noch bei unſerem Dortſein, vielleicht hätten wir Ihnen etwas ſein können, und wer weiß, vielleicht doch nur mit gelitten. Ich

habe

habe ihn gekannt! und was hatte ich in den letzten Tagen nicht für innige Geſpräche mit ihm, noch auf dem letzten Wege! — Aufrichtigkeit that ſeinem wahrheitliebenden Herzen ſo wohl, und da erſchloß er ſich klar wie der Tag; wir hatten oft einen kleinen Krieg miteinander, denn er gehörte zu den ſeltenen Charakteren, an denen man um ihrer Kryſtallreinheit willen auch den leiſeſten Hauch nicht dulden mag; andere nimmt man mit Schrot und Korn, und liebt ſie auch. So ſpielt das Leben, und ſo ſehn wir es ja auch als Weltgerechtigkeit walten. Wiſſen Sie, außerdem daß wir in Ihnen Allen fühlen, iſt uns auch ſelbſt noch nie in der vollſten Blüthe der Lebensjugendkraft und des Glückes ein ſo Naheſtehender entriſſen; das iſt ein ganz neuer Eindruck und einer fürs Leben. Da haben wir nun eine von den ewig räthſelhaften Conſequenzen, — wer hat nicht Aehnliches erleben müſſen? Nur das einſam ſtehende Schickſal ſcheint über menſchliche Kräfte zu gehen; wo einer nur den Wahn gefaßt hat, geht er ſchon unter; und dennoch, lebt nicht jeder wieder im Weltſchmerz den beſonderen? und wie er ſich da herauswinde, das iſt dann auch ſeine Aufgabe und ſein Werk. Wie wehe thut es überhaupt uns beiden, Sie voll Schmerz zu wiſſen — ich denke aber, es richtet Sie ungeheuer auf, daß Sie wiſſen, Alle ſchauen auf Sie, und Sie wirken elektriſch. Die ganze Welt nimmt eigentlich Theil, wo ein junger Menſch von fünf und zwanzig Jahren plötzlich ſtirbt; der kälteſte Zeitungsleſer, denke ich, ſtutzt einen Augenblick; aber ich will doch einen der näheren Theilnehmer nennen, der ſich uns auf das wärmſte ausgeſprochen und Grüße für Sie, Emilie, und die Ihrigen Alle uns aufgetragen; und dieß iſt Stokes; der hat ſich auch wahrhaft erſchreckt, denn wie hat auch er ihn lieb gewonnen und immer Freude verbreitend nur geſehn. Dann will die Hofräthin Herz und Frau H. Mendelſohn Ihnen auf das theilnehmendſte empfohlen ſein. Heinrich grüßt Sie Alle vielmals; er hat heute nach vierzehn Tagen zum erſtenmale wieder auf die Bibliothek gehen können; es kam merkwürdig plötzlich durch eine Erkältung, wahrſcheinlich ein Schnupfen der auf die Bruſt gefallen und ihm nun

mit einem Male alle Luft benahm; doch Gott ſei Dank, ein ſchnelles Wirken brach die Sache bald. Leben Sie wohl, Theuerſter, Gott ſei mit Ihnen Allen! Ich denke wir hören bald etwas — wie es Ihnen Allen geht.

Ihre treue Charlotte Stieglitz.

An denſelben.

Den 9. März 1834.

Mein theurer Freund! Ihr und der Ihrigen unbegreifliches Schweigen fängt wahrhaft an Epoche in meinem inneren Reflexionsleben zu machen, wenn überhaupt man etwas mit Recht Epoche nennen kann, was doch nur unterdrückend, lähmend, kubiend und erſchlaffend auf den ganzen Menſchen wirkt. Indeß, ohne alles Reſultat bleibt ſo leicht nichts innerlich Eingreifendes; und wenn ſie in Leipzig und Arolſen ſich verwundern, jetzt viel öfter Briefe von mir zu bekommen, ſo iſt es wirklich der Druck auf der einen Seite, der die Feder auf der anderen losſpringen läßt. Ich weiß jetzt was es heißt, bei den innigſten Beziehungen vergebens auf Nachrichten warten; ich weiß nun was Briefe in der Ferne bedeuten, was ſie geben, was ihr Ausbleiben nehmen kann; und ſo iſt mir das Schreiben an die Harrenden eine der heiligſten Pflichten fürs Leben geworden. Sehen Sie, auch das ſollte ich Ihnen verdanken. Aber es iſt hier gleichſam nichts mehr und nichts weniger als der löſende Schweiß eines Erkältungsſchmerzes; nicht als hätten Sie mir einen milden Thee eingegeben — der Schmerz ſelbſt hat ihn hervorgebracht. Und wiſſen Sie was ich am meiſten fürchte? Daß wir uns nach und nach daran gewöhnen, von Ihnen Allen nichts zu erfahren, daß unſre glühende Liebe mit Einem Wort verkühlt. Und eine wahrhafte Angſt kann ich da vor mir ſelber haben; ſo manch Theil heiliger Gluthmaſſe

mußte ſchon in den Kühlofen kommen und wurde zur Form geſteift, um ein zerbrechliches Geſchirr zu werden. Wahrhaftig, in dieſer im Allgemeinen doch ſo gleichgültigen Welt ſollte man das Feuer im menſchlichen Herzen, wo es einmal brennt, nicht ſo muthwillig ausgehen laſſen, — nur ein wenig angeblaſen, einige Spänchen nachgelegt, einige Zeilen nur, ein Gruß zuweilen!

Heinrich hat ſich dieſe letzte Zeit, Gott ſei gedankt, friſch durchgeführt; vielleicht ſendet er Ihnen eine Abſchrift ſeines eben vollendeten lyriſchen Drama; darin ſieht man, denke ich, wie der Sommer ihn erfriſcht; Kraft und Gluth im Ebenmaaß; es iſt vortrefflich geworden, und ein ganz eigenthümlicher Stoff. Profeſſor Marx iſt muſikaliſch ganz davon hingenommen, iſt voll von Tönen dafür; und das iſt der Grund, warum mit dem Druck noch gewartet wird. Nun wird ſich Heinrich gleich an die Reiſe machen, und wie wird er Sie Ungetreuen Alle mitnehmen! Doch ich ſehe, ich verfalle wieder in das böſe Thema — „Und Brutus auch Du!“ fällt mir bei Emilie ein.

Leben Sie wohl, Gott beſchütze Sie!

Ihre Charlotte Stieglitz.

* * *

An denſelben.

Den 19. April 1834.

Bei Empfang Ihres Briefes fielen mir die Zeilen Rückerts aus einem ſeiner weltbetrachtenden ſeelenvollen Gedichte ein:

„Als ich haſſen wollte,
Zubit' ich nur, es ſchmeichte
Kind'ſcher Liebeszorn.“ —

Wie kann man ſich freuen! der Sand ſogar, der noch auf Ihren Schriftzügen liegt, hat Reiz für mich; ſo friſch ſcheint der Brief dadurch, daß

man die Hunderte von Meilen vergißt. Schicken Sie uns oft ein Prieschen ſchwarz auf weiß; Sandubren ſollte man eigentlich auf ſolche Weiſe anlegen. Wie iſt nun alles mit dem Frühlinge wieder ſo freudig geworden nach der langen Oede! Ihre Briefe, Lieschens Hierſein, oder beſſer unſer Dortſein mit ihr, und nun die Erwartung Alexanders, Theil von Ihnen; das wird wieder ein Hinüber- und Herüber-Leben, und dabei — Hänschen ohne Sorgen! — — Lieschen habe ich wirklich erſt kennen lernen, und allerdings das vortreffliche Weſen gefunden, das Sie ſo treffend ſchildern. Ich muß geſtehen, in Petersburg intereſſirte es mich wenig, über Ihren damaligen Kreis hinaus mehre Bekanntſchaften anzuknüpfen; es war als hätte das Herz keine Zeit dazu. Die ganze Heimburgerſche Familie hat ſich mir jetzt in Lieschen geſpiegelt, wir haben uns auch verabredet, einſtmals in Petersburg uns öfter zu ſehen, d. h. jedesmal, wenn Sie ſehr ſtarken Poſttag haben. —

Die Tutti Frutti werden Sie ja nun bald kennen lernen, da Boiſſonnet es hier gekauft. Wir haben bis jetzt nur den erſten Theil kennen gelernt. Ueber das Ganze wird im Allgemeinen viel ſcandalirt. Wir haben jedoch unter viel allzuflüchtig Hingeſtreutem manches Goldkorn gefunden. Die Heine'ſche verführeriſch-liebenswürdige Frivolität geht auch bei ihm oft mit den beſten Gefühlen durch, es kommt dabei eine Zwitterhaftigkeit heraus, der man nie recht zu trauen wagt. Am allerwenigſten iſt er das unſchuldige Kind, das Rahel einige Male aus ihm macht. Narrenkappe und Schelle muß ſie nicht an ihm bemerkt haben. Merkwürdig iſt übrigens die Art, wie er ſich zur jetzigen Literatur ſtellt, die er achtet; — ſo hat er an Mundt auf die Aufforderung zur Theilnahme an deſſen neu zu begründender Zeitſchrift (NB in monatlichen Heften) ſeine Zuſage auf eine höchſt anſpruchloſe und ſich gänzlich gleichſtellende Weiſe gegeben.

Ein äußerſt intereſſantes Buch aber haben wir zu erwarten von der bekannten Bettina (Frau von Arnim: Schweſter Savignys), nämlich Briefwechſel zwiſchen ihr und Goethe. Als Heinrich ſie neulich beſuchte, las ſie

ihm Stunden lang daraus vor und gestand ganz naiv, daß sie zu der Zeit, wo diese Briefe geschrieben seien, als Zwanzigerin in den fast sechszigjährigen Goethe sterblich verliebt gewesen sei. Heinrich behauptet, es sei das Originellste was bis jetzt von Frauen gedruckt, der philosophischeren Rahel gegenüber durchaus mit Uebergewicht an Poesie, und kecker im Zusammenwürfeln von Natur und Seelenleben, dagegen ihr die durch den Schmerz sich vertiefende Innigkeit abgehe, wodurch Rahel oft zur Seherin wird. Sie scheint mir der Beschreibung nach mehr die flatternde Psyche mit immer blühendem Farbenspiel der Schwingen, während Rahel mehr die im Geiste wühlende Kassandra.

Heute ist auch wieder ein Brief von Stokes gekommen, und zwar aus Madrid. Denken Sie, das vorsichtige Stökeschen schreibt vier Seiten Politica, von der wilden Aufführung der constitutionellen Partei gegen die Carlisten, von verschiedenen politischen Räuberanfällen unweit Vittoria, bei denen er Glück gemacht mit Gesundheitausbringen eines ideellen Herrscherthums in gutem Wein, — wahrscheinlich Xeres, ich kann mir wenigstens keinen anderen Räuberbändiger denken — hat sich aber doch nach diesem Privatabenteuer lieber in den sicheren Postwagen begeben. Er wird über Lissabon zurückreisen und, denke ich, wird sich gewiß mit ächtem Portwein an der Quelle versehen, wenn etwaige Miguelisten oder Pedroiten ihn zu portugiesischen Toasts auffordern sollten. Bedächtig aber, wie immer, hat er sein politisches Bülletin doch nur mit „Ihr Kasansky" unterzeichnet. An Petersburg denkt er noch immer viel und will sogar auf diesem großen Umwege empfohlen sein.

Nun, Theuerster, leben Sie wohl mit Ihren Lieben groß und klein!

Ihre Charlotte Stieglitz.

An denſelben.

Berlin, den 6. Mai 1831.

Die ſchönen Tage in Aranjuez ſind nun vorüber, Alexander über alle Berge, Heinrich ein eifriger Nachholer jeder verſäumten Bibliotheksſtunde, und ich plötzlich mäuschenſtill und einſam zu Hauſe. Und ſo flüchte ich mich zu Ihnen, Theuerſter. Es war ein höchſt erfreuliches Zuſammenſein mit Alexander; wir verſtanden uns gut und gegenſeitig im Ernſt wie in der Freude, und dazu immer blauer Himmel und immer mehr zunehmendes Grünen und Blühen der Bäume, ein ächter Frühling! Faſt glaube ich, Alexander iſt uns noch lieber geworden als damals; wir fühlen es erſt recht da er weg iſt, er fehlt uns überall. Wie wir die Tage gelebt, denke ich, hat Ihnen Alexander geſchrieben; es machte uns große Freude, daß er doch ſo ziemlich die bedeutendſten Männer Berlins kennen lernte, wozu außer unſeren kleinen verſchiedenen Kreiſen noch eine große Geſellſchaft bei Steffens, mit denen wir jetzt nahe befreundet, das übrige beitrug. Ich glaube, dieſer Ausflug wird von der entſchiedenſten Wirkung auf Alexanders ganzes Leben ſein. Zuſehens konnte man bemerken, wie er ſich mehr und mehr löſte im Geſpräch mit den Verſchiedenartigſten, wie er in ſeinen Bemerkungen immer freier und ſelbſtändiger wurde, wie er im Umtauſche der Anſichten ſich ſelbſt mehr fühlen lernte; wie oft haben wir uns über treffende Einfälle gefreut, immer aber über ein edles Wollen, das ſeinen ganzen Menſchen zu durchdringen ſcheint. — Intereſſant waren mir ſelbſt ſeine Zweifel, die gewöhnlich bei bedeutendern Naturen in Erwägung einer großen Aufgabe innerlich zur Sprache kommen; wer nie gezittert vor ſeiner Aufgabe, nie gezweifelt an ſeiner Kraft, an den glaube wenigſtens ich nicht. Daß wir die Reiſenden nach Potsdam begleitet, auf der Pfaueninſel — denken Sie noch an das Palmenhaus? — in den Gärten und auf den Bergen einen wunderſchönen Tag verlebt, und zuletzt am Fuß

des Braubausberges — auch im Staube des Weges — Abſchied genommen, wiſſen Sie wohl nicht, da Alexander erſt wieder von Hannover ſchreiben wird.

Sie Alle denken wir jetzt nun völlig draußen im erſten Grün; dort ſind wir heimiſch und kennen jedes Plätzchen, Baum und Blumen.

Amalie Iwanowna wird den Schweitzer-Gebirgen gebieten, der Garten wird ſich vergröſſern, und Emilie Iwanowna braucht nicht mehr ſechsmal, ſondern nur viermal die Runde zu machen und ohngefähr ſo viel Briefzeit dadurch gewinnen als: „höre Lottchen, ich werde jetzt wirklich einmal an Dich ſchreiben," oder: „Heinrich, laß mich jetzt ungeſtört, ich will nach Berlin ſchreiben." Wo iſt Nataſchens Reich dieſen Sommer? geht man nicht mehr die Birkenallee herunter zu ihr?

Erſchienen iſt in der letzten Zeit an Bemerkenswerthem bei Veit: „Laienbrevier von Leopold Schefer." Es iſt uns erſt heute Morgen zugeſchickt worden, und ich habe mich ſchon ſehr daran erbaut. Es iſt eine ſeltene Spruchweisheit eines viel erfahrenen milden Geiſtes; ich meine, das wäre zur Abwechſelung etwas für Sie; in Petersburg würden wir dabei gegenſeitig Bleiſtiftſtriche machen. Von Willibald Alexis ein neueſtes Buch: „Wiener Bilder" möchte ich Ihnen auch empfehlen; enthält es gleich nicht eben Bedeutendes, ſo lieſt es ſich doch recht gut und giebt ein anſchauliches Bild mit leiſe durchziehender Ironie. Vielleicht könnte Alexander beides mitbringen.

Von ganzem Herzen die Ihrige.

* * *

An denſelben.

Den 25. Juli 1834.

Rahel an Veit in Hamburg 1802. (1r Thl. S. 254.)

„Nie hat mir ein Mann beſſer gefallen als Stieglitz. Wie er ins „Zimmer trat, liebt' ich ihn. Dem vertraut' ich mich ohne Verabredung;

„und die bedarfs auch bei ihm nicht. Dieſer Ernſt, dieſe Sanftmuth, dieß „ſchöne Geſicht. Ich bin recht glücklich daß ich ihn kenne. Er ſah mich in „der größten turpitude, ſo häßlich! Nein ſolch ſchönes Gemüthe! Ich halte „es für ein Unglück daß er nach Tauris ging; doch iſt es gut, denn ein ver„heiratheter Menſch ſollte wenigſtens die Facultät ſeines ganzen Herzens ver„äußert haben, und alle übrigen dazu anwenden, und in dieſem Fall müßte „er denn doch wenigſtens ein ſchlechtes Gewiſſen haben. Ich will nicht hof„fen, daß Sie, auch Sie, dieſe Strenge überraſcht; plump wie es die mei„ſten Menſchen meinen die ich haſſe, wenn ſie von Pflicht, Gewiſſen, Recht „u. ſ. w. ſprechen, kann ich es nicht meinen u. ſ. w."

Und hätt' ich Ihnen weiter gar nichts heute mitzutheilen, dieß mußte hin zu Ihnen, und zwar gleich. Am liebſten wäre ich in meiner freudigen Ueberraſchung mit dem grünen Buche ſelbſt zu Ihnen aufs Comptoir gelaufen an Ihr Pultchen. Hierzu hatten Sie mir doch gewiß ſelbſt im ärgſten Trouble des Geſchäfts in Ihrer Comptoirperſpective einige Minuten Ihr Ohr geliehen. Uns hat es wenigſtens unbeſchreibliches Vergnügen gemacht! Ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich, nach einer früheren Aeußerung Varnhagens ſo etwas erwartend, gleich auf die muthmaßliche Jahreszahl losgeſteuert bin; denn ich habe nicht etwa die dicken drei Bände ſchon ausgeleſen, von denen ich mir jedoch wieder Reiches und Herrliches verſpreche. Die jener Stelle noch nachgeſchickte Aeußerung: „Alſo iſt Stieglitz verloren!" iſt übrigens wieder ein Beweis, wie merkwürdig Rahel über die Ehe denkt, die ſie ohne Ausnahme entſchieden als Hemmſchuh eines freien Geiſtes anſieht. Und hat ſie in den meiſten Fällen nicht Recht? — Intereſſante Vergleiche mit ihrer Anſicht bietet der Briefwechſel der Huber und Frau von Weltmann in den jüngſt herausgekommenen „deutſchen Briefen," die Ihnen gewiß ſchon vorgekommen ſind.

Ach, Sie Lieber, denken Sie denn auch wirklich bei Ihren Cigarren-Spaziergängen früh im Garten noch manchmal ein wenig an mich? Warum müſ-

müssen Sie doch so hingenommen sein durch Ihr ungeheures Geschäft, daß man nicht mit einander fortsprechen kann in der Ferne?! — Zu Ihnen würde ich mich wahrhaft herausleben, ich würde im eigentlichsten Sinne eine Schreibseligkeit haben! Ohne einen lebhaften Umtauscher wird aus einer Schreibseligen eine Armselige; die Vollblütigkeit geräth in Stockungen und das giebt die chronische Krankheit der Schreibunlust.

Unser Freund Mundt hat jetzt ein höchst interessantes und eigenthümliches Buch geschrieben: „Moderne Lebenswirren." An die Stelle der früheren metaphysischen Mephistopheles hat er einen politischen eingeführt. Vermöge einer fein angelegten und geschickt durchgeführten Gruppirung läßt er in ihm, dem Mittelpunkte, die verschiedenen Zeitparteien und Zeitbewegungen als geistvolle Controversen sich begegnen; wie es sich denn, wunderbar genug, wirklich in den letzten Jahren oft an Einem Individuum wechselnd dargethan. Unscheinbar hebt es an; aber eine geniale Skepsis zieht sich schwellend durch das Ganze, Hand in Hand mit einem tiefen Humor, und bedeutsame Gestalten steigen hier und da aus dem krausen arabeskenartigen Gewinde. — Jetzt ist Mundt im südlichen Deutschland, nachdem er einige Wochen in Jena zugebracht, wo er im Auftrage des Ministeriums die Herausgabe des Knebelschen Nachlasses vorbereitete.

Mit Heinrichs plötzlich eingetretener positiver Krankheit geht es seit einigen Tagen besser, aber im Ganzen ist es gar nicht mit ihm wie es sein sollte. Ich habe jetzt trotz dem blauen Himmel oft recht graue Lebenstinten in mir; so kommt es über jeden einmal bei allem Muth, den er auch entgegensetzt. Es fehlt H. gar nicht an manchen äußeren Freuden und Aufmunterungen. Doch was sind so kleine Freuden ohne Gesundheit? Er wird durch den Körper gelähmt an Ausführung schöner lebendiger Pläne, und das ist's was ihn noch tiefer beugt. — Aber ich wollte ja nicht klagen. So le-

ben Sie denn wohl, Theuerſter, mit den Ihren, und behalten in gutem Andenken Ihre getreueſten

Ch. und H. Stieglitz.

* * *

An Emilie Iwanowna in St. Peteroburg.

Moskau, den 16. Auguſt 1833, Mittwochs früh.

Guten Morgen, meine innigſt Geliebte und Verehrte!

Wo man ſo recht das Bedürfniß hat zu reden, ſchreibt man am Ende auch, um ſo mehr wenn man glücklich iſt — ich hätte beinah geſagt, glücklich liebt — und liebe ich Sie Beide nicht glücklich? ich hoffe es wenigſtens; genug, der Schmerz macht mich gewöhnlich ein wenig verſtockt und die Freude ſchlägt auf.

Wir waren geſtern auf dem Kreml, und ich kann ſagen, ich bin von dem Anblick eines gänzlich Neuen wie berauſcht. Es hat dieſe ungeheure Stadt von dem Weliki herunter einen ſolch andern Charakter als alles vorher Geſehene, daß man ſich wirklich wie abgeſchnitten von der übrigen Welt glaubt. Es ſcheint dem äußerlich Schauenden, als habe dieſe Stadt keine andere Beziehung als zum Himmel. Aus dieſem Meer von Gebäuden weiſen unzählige Finger hinauf; dieſes Läuten aller Glocken — es mußte auch gerade Feſttag ſein — hebt einen unwillkührlich empor. Ich würde hier fromm werden, aber eine unglückliche Fromme. Eben weil unzählige Finger hinauf, aber kein bedeutender Arm hinaus weiſt, würde ich mich nach dem Himmel ſehnen, wie eine Gefangene, die keine andere Freiheit mehr zu erwarten hat. Wie anders iſt es mit Petersburg! Das greift mit ſeiner Newa hinaus; ja, es hangt mit der übrigen Welt — und iſt das nicht unſere Welt? — durch dieſe Nabelſchnur zuſammen.

Doch ich verliere mich zu weit. —

Danken Sie Onkel Ludwig für ſeine lieben Zeilen. Die Antwort hat Heinrich übernommen. Ich weiß, wenn ich an einen von Ihnen beiden ſchreibe, Keinen von dem Andern zu unterſcheiden. Und ſo grüße ich Sie Beide nochmals von ganzem Herzen.

Ihre Charlotte Stieglitz.

Ich habe geſtern Abend wegen der Abreiſe gekämpft wie eine junge Löwin. Nach acht Tagen hat man, Heinrichs und Stokes Berechnung nach, alles Bedeutende geſehen, und ſo ſind wir, ſo Gott will, Sonnabend in acht Tagen wieder in unſrer Heimath — laſſen Sie mich's ſo nennen!

* * *

An Emilie Iwanowna in St. Petersburg.

Berlin, den 3. November 1833.

Seit einigen Tagen brauſt nun auch bei uns ächt eiſiger Novemberwind und ſchüttelt den Herbſt geſchäftig von den Bäumen; der Sommer, das weiß Gott, iſt ſchon ſeit vier Wochen vorüber, der wehmüthige Herbſt, dem die Sonne mit grellem Ton am Mittage erſt die dicken Morgenthränen wegſchmeichelt, hat dem trotzigen Winter Platz gemacht. Hui, wie die wilden Wolken vorbeijagen wie ruſſiſche Schlitten! Liebe, treue, theure Emilie, fahren Sie heute ja nicht aus in einem ſolchen Schlitten, laſſen Sie ſich bei dieſem Grau in Grau draußen, in Ihrem häuslichen, wohnlichen Hinterſtübchen zu Hauſe finden. Zu Ihren Füßen iſt Frühling, Blüthen und Knospen, ein ſchöner Teppich! Sie wollten ja noch meine Meinung hören) und in Ihren Augen iſt Sommer- und Seelenwärme; und dazu iſt Sonntag, alle Kirch-

thüren ſtehen offen — und Sie wollten mir Ihr Kapellchen nicht aufſchließen? Habe ich Ihnen nicht manchmal zur Beichte geſeſſen, habe Ihnen die Narben alter Schlachten gezeigt, und wahrlich nicht umſonſt haben Sie mir Ihr willig Ohr, Ihre Theilnahme geliehen; die Erinnerung der alten, niedergelegt in ein tiefes Herz, giebt uns Stärke für die neuen Kämpfe. Doch nichts von alle dieſem heute, ich finde Sie beſonders froh ausſehen, und warum? Geſtern Abend kam Onkel Ludwig mit ſeinem ſonnabendlich ruhigen Kinder-Lube-Geſicht nach Hauſe, und Sie wußten ſchon voraus, dieſes Kinder-Lube-Geſicht würde ſich am Sonntag in einen Jupiter-Olympius-Kopf verwandeln. Laſſen Sie uns ein wenig plaudern, und ich bin ſicher, wir werden bald ſeine Schritte hören. Wahrhaftig da kommt er über den Hof und — tritt auch ſchon herein. Sie machen Ihre ſchweſterlich erfreuten Bemerkungen über ſein ſonntaglich-ſtattliches Ausſehen, finden den blauen Frack mit blanken Knöpfen beſonders vortheilhaft ſtehend, und Onkel Louis, während er erzählt von ſeinen Beſuchen, die angenehm erfriſchend heut gerade gewirkt, wiegt ſich dabei vor dem Spiegel — und das haben Sie auf Ihrem Gewiſſen. Ich möchte auch bei ſeiner heutigen Stimmung mich gar gern von ihm zu Tiſche führen laſſen; aber was kann nicht alles noch dazwiſchen fahren in dieſer unruhigen, ſchwankenden Zeit! — eine Komödie, ein Concert. —

Wiſſen Sie, daß wir in Lübeck einen ſehr angenehmen Mittag bei Senator Plathmanns hatten? Schade, daß Sie die Frau, die wegen ihrer Kränklichkeit ſich meiſt zurückziehen muß, nie kennen gelernt; ſie bedauert es aufrichtig. Voller Leben und liebenswürdigen Geiſtes, ihr körperliches Leiden ganz abſtreifend, wurde ſie uns eine höchſt erfreuliche Erſcheinung. Leider wird ſie zu den Naturen gehören, die mit vollem Guſſe verſchwenderiſch bloßen Spiritus verbrennen; es greift dieſes das Gefäß an und muß wieder erſetzt werden; glücklich die Naturen, die mit ſparſamem Dochte brennen! In Hamburg bei Hallers aber wurde uns ſo wohl, daß wir die Stunden gern verdoppelt hätten. Er iſt ein Mann, wie Sie ihn ja kennen, von ſehr viel

ſcharfem Verſtand und Wiſſen, der gern ſtreitet und ſomit vielſeitig anregt. Die Tochter ſcheint von ausgezeichneter Güte zu ſein und gewiß ſehr gebildet; dazu die nahen Berührungen mit Ihnen Allen machten uns den Aufenthalt dort ſo lieb. —

Ich kann es Ihnen aber gar nicht verdenken, Theuerſte, daß Sie ſich grade dieß Stübchen zu Ihrem Wohnſitz ausgewählt; man überſieht von hier Alles was vorgeht. Jetzt kommt Tante Amalie mit Lude, ihrem Liebling, an der Hand über den Hof, die geneſene Natasche mit den übrigen hinterher. Miluſchka, ſollte man es denken? — nicht ſchon von weitem — Draſti, Draſti, Ihr Lieben groß und klein! Nicht lange wirds dauern, ſo gucken Nikole's Pferdeköpfe rechts aus dem Stalle; der eitle Kutſcher, heut mit ſchwarzen weiten Sammetmanchester-Pantalons, kämmt und putzt lange an ihnen herum. Hannchen ſieht aus ihrem Fenſter ihm ſcheindar zu, ſingt vor ſich hin das abgeſchriebene Liedchen: „ich hatt' einen Kameraden," und fragt nach Endigung der erſten Strophe: iſt noch kein Brief aus London gekommen? — Der Hausdespot aber fährt Alexanders innigſt Geliebte (für die, wie man ihm zum Vorwurf macht, er die Krink verlernt) ſchon ein artig Weilchen unten herum; er läßt nur ein wenig noch auf ſich warten; ſo gehts; Nikole wartet auf die Pferde, das Pferd wartet auf Alexander, und gewiſſe Leute laſſen Pferde und Wagen auf ſich warten; aber es war bei letzteren wohl nur eine vorübergehende Gewohnheit, denn es iſt jetzt auch durchaus nicht mehr der Fall. Ein ſonderbares Ding mit dem Gewöhnen, Verwöhnen, Entwohnen, wieder Gewohnen! Die Spree, die bei unſerer Ankunft mir wie ein ausgeſtochenes Kanälchen erſchien, vom aufgerührten Moder noch ſchwarz gefärbt, iſt wieder breiter und klarer geworden; unſre Stuben, die ich zuſammengeſchrumpft glaubte, haben ſich wieder ausgedehnt; die profaiſche Frage: „Was wollen wir eſſen? was wollen wir trinken?" — ſtatt des Tiſchdendeckdich — hat wieder einen harmloſern, minder widrigen Klang angenommen; ja und was das wunderbarſte iſt, ſogar mehr Schüſſeln

ſcheinen wieder auf dem Tiſchchen zu dampfen als in den erſten Tagen — und es iſt doch wahrhaftig nur Einbildung! So geht es alſo mit den Gewohnheiten; nur das Herz, das treue Herz ſteht über Zeit und Gewohnheit und hat ſeine ewigen Beſitze und ſeine ewigen Verluſte.

Ich ſoll Sie auch nie und nirgend vergeſſen, dafür haben Sie geſorgt. Geſtern war ich in einer großen Theegeſellſchaft, und drolliger Weiſe hatte ich das Kleid von Onkel Louis an, Schawlchen von Ihnen, — (da es Abend war, das liebe blaue Reiſemäntelchen obendrein) — von der ſorglichen Tante Amalie Schuh, Ueberſchuh und Schnalle, von Nikolai die Ohrringe, von Alexander den Ring, — und das Käſtchen vom langen Vetter bei mir zum Arbeiten; ſo trug ich gleichſam die Uniform meines inneren Bekenntniſſes. Ich mußte viel erzählen und that es recht gern. Unſere Reiſe iſt wirklich faſt Stadtgeſpräch geworden. Alle erwarten von Heinrich etwas und drängen ihn. Gott gebe, daß er ſo friſch bleibt! Man wundert ſich ſehr über ſein verändertes Ausſehen; auch fühlt er wirklich die Bibliotheksluft nicht halb ſo auf ſich einwirkend, und ſo iſt ja Alles gewonnen.

Sie aber mögen auch friſch und geſund bleiben und unſer eingedenk. Geben Sie an Alle meinen warmen Herzensgruß von Ihrer Sie innig liebenden und hochſchätzenden

Charlotte.

Fürſt ***, der heute bei uns war, läßt Onkel grüßen.

Werden Sie glauben, daß ich jetzt zum erſten Male in meinem Leben wahrhafte Mondſichein, wie der Araber es nennt, an den Fingern gewinne? Ich trage nämlich den Ring Alexanders als den ſchützenden Talisman gegen — wie ſoll ich mich nur zart genug ausdrücken? — gegen das, um mich Heinrichs-gemäß auszuſprechen, fingerſchlankheitzerſtörende Zahnnägelbeſſchen (— im Orient iſt nächſt Salomonis Ring der Weltenſpiegel Alexanders der unheilabwahrende Schutzpatron, und ſo möchte ich unſerm jungen

Freunde freundlichſt rathen, einmal recht ernſtlich ſeine Finger zu beſpiegeln, ob ihm aus dem wehmüthigen Reflex zerſtörter Herrlichkeit nicht der ſchützende Talisman hervortauche —).

* * *

An dieſelbe.

Berlin, den 22. December 1833.

Sicher haben Sie meinen letzten Brief erhalten, und ſchon wieder muß ich mich Ihnen ans Herz legen, theure Freundin Emilie! Wie greifen Sie doch wunderbar in die Ferne und wie leben Sie in mir fort, und wie erkenne ich Sie ſo ganz! Es giebt Naturen die lieben ſo ſtille, ſo ſeelig immer zu; wie Hoheprieſter walten ſie über ihrem Gefühle — und ich ſchätze ſolche Naturen — warum muß ich ſprechen von meiner Liebe? warum muß ich wiſſen, daß man's weiß? Ich ginge heute gerne preiſmal ſtatt ſechsmal im Kameneieſtrewgarten mit Ihnen herum, ich hätte Ihnen ſo viel zu ſagen! Wiſſen Sie, ich träume ſogar von Ihnen. Neulich war es überaus lebhaft; wir machten alle zuſammen eine groſſe Partie, es war wie in einer fremden Stadt, wir beide gingen ſehr weit hinter den Anderen her, Sie erſchienen mir ſehr bewegt, und ich wagte lange nicht zu reden; endlich gaben Sie mir aus Ihrem rothen Beutelchen einen Brief, ich kannte die Handſchrift, Sie aber ſagten: „der iſt von mir;" darauf war ich ſo bewegt daß ich weinen mußte. Ob das wohl eine Vorbedeutung, daß ich bald von Ihnen ein paar Zeilen erhalten ſoll? Sie verſäumen doch Ihre täglichen Spaziergänge mit Madame Lehmann nicht? (bei Ihnen iſt, wie man aus den Zeitungen ſieht, helles Winterwetter, bei uns regnet es nun ſchon ſeit vielen Wochen) das Gehen bekam Ihnen immer ſo gut. Haben Sie noch Halbſtumme? Auf jeden Fall

haben Sie einige Stündchen Ihr Nähkäſtchen zur Seite, und obgleich ich dann ſelbſt lieber in Ihrem Nähkäſtchen ſäße, ſo nehmen Sie wenigſtens beiliegendes Büchelchen hinein und denken Sie dabei an

Ihre Sie innig liebende Charlotte.

Grüßen Sie jeden Einzelnen herzlich von mir; ich ſchriebe manchmal gern an Alle; ich habe auch für jeden ein kleines Andenken angefangen, aber ich bin nicht fertig geworden. Die gute Natalie iſt ſicher ganz tapfer wieder; es iſt doch Schade daß ich ihre Wohnung nicht geſehen, ich muß mir ſie immer in den Zimmern draußen vorſtellen. Grüßen Sie doch den guten Papa Klein und ſagen Sie ihm, die Baudoin ſei ſo weit, daß ſie uns neulich überraſcht habe mit ihrem Beſuch. — Die kleine Paſtorin zu Berndorf hat nun das fünfte Mädchen bekommen, und Buhl ſchreibt wahrhaft rührend ergeben, wie er Gott danke für die Erhaltung ſeiner Frau.

* * *

An Amalie Imanowna.

Den 29. Januar 1834.

Es mahnte mich während dieſer ganzen Zeit, Ihnen, liebe gute Tante Amalie, einmal innig die Hand zu drücken. Hoffentlich ſind Sie viel umgeben von den fröhlichen harmloſen Kindern unſrer Nataſche; ſo denke ich es mir wenigſtens gern für Sie. Ich habe Kinder bei großen Schmerzen ſchon wunderbar wirken ſehen. Dieſes reflexionsloſe, unbewußte, friſche Daſein der Gegenwart, dieſes ewig Werdende, Herrſchreiende wird auch auf Sie mild und heilend wirken; es iſt ja das erfreulichſte und intereſſanteſte Schauſpiel,

und

und Hoffnungsſaat zugleich. Wenn Sie aber am Abend der Stille bedürfen und ſich heimkehrend in Ihr Ruheſeſſelchen begeben, dann möge Beikommendes ein Kopfkiſſen für Sie werden und Sie mögen freundlich dabei meiner gedenken und ſich überzeugen, daß ich recht oft an Ihre wahrhaft mütterliche Liebe und Sorgfalt gegen uns zurückdenke. Andere machen viel mehr Stiche, wirken viel mehr Blumen als Beweis des Danks, ich weiß es wohl, aber — laſſen Sie mich es aufrichtig geſtehen, ein großes Geduldskind bin ich in dergleichen Sachen nicht, das Blut ſtrömt mir leicht zu Kopf und Herzen, und wie dergleichen Ausreden mehre klingen; nicht wahr, Sie nehmen deshalb den Willen, behandeln das Kiſſen nicht ſtiefmütterlich? — Leben Sie wohl, gute liebe Amalie, laſſen Sie die Erinnerung an Ihren Theuren zur wohlthuenden Verklärung werden! Frauen verſtehn es ja vor Allen, ſich mit dem Schmerze liebend zu verſöhnen und ihn zu heiligen, und er trägt ſie oft wie ein ſtarker Freund über die ſich aufdringenden kleinen Sorgen und Mühſeligkeiten leichter hinweg. Heinrich grüßt Sie auf das wärmſte!

Im innigſten Andenken Ihre

Charlotte Stieglitz.

* * *

An Alexander Stieglitz.

(Mit einem Elfenbein-Täfelchen Gummi Elasticum zum 6. September 1833 in Petersburg.)

Möchte Ihnen dieſes kleine Werkzeug zum Löſchen — ein ſeltſam Andenklein — zuweilen dienlich werden. Auch das Leben hat ſeine Flecken, ſeine Bleiſtiftſchrift, oft ſehr unleſerlich, und ſeine Tintenzüge. Erſtere, mit der gummiartigen Elaſticität des Weißes ſtark gerieben, zu verlöſchen, thut oft ſehr Noth, wenn nicht die ſchöne Sehkraft leiden ſoll. Vor den Tintenzügen hüte man ſich; ſie haben ihre kleine Ewigkeit; die Zeit nur macht ſie all-

mählig schärfer oder blässer. Ich gönne und wünsche Ihnen viele solcher, die Sie noch roth unterstreichen möchten. Von Herzen Ihre Cousine

Charlotte Stieglitz.

* * *

An Alexander Cybimowitsch.

Den 7. Mai 1834.

Lieber Alexander!

Nachdem wir beim Schlusse des schönsten Wetters (am anderen Morgen war es trübe und kalt) nach Sonnenuntergang des herrlichsten Tages am Fuße eines der lieblichsten Berge im Staube des Weges Abschied genommen, und wir nun stille vor uns hinschlendernd nur immer leiser und leiser noch das dumpfe Rollen des Wagens vernahmen, kamen wir endlich einsam in unserem Bären an und empfingen bald nachher einliegende zwei Briefe für Dich. Ich rief immer auf gut kindisch: „wo ist Alexander?" und Heinrich erwiederte: „wo ist Sascha?" und das wiederholt sich noch sehr oft. Es ist mir aber auch durchaus erst jetzt recht, als wärst Du unser einer geworden, als hätten wir uns innerlichst noch mehr verstanden; wir sprechen viel über Dich und auch wohl in Gedanken mit Dir.

An jenen Morgen auf dem Dache in Treptow denkend, fiel mir heute noch nachträglich ein, wie es meine feste Ueberzeugung ist, daß in jeder bedeutenden Natur in Erwägung einer großen Aufgabe nothwendig einmal Zweifel müssen entstanden sein; es ist gleichsam das erste durchdringende Verstehen dessen was man muß. Die eigentliche Menschwerdung, Charakterbildung, fängt eigentlich mit diesem Bewußtwerden erst an. Es ist diese Zeit der

Krise eine der interessantesten für den Beobachter. In einer tiefen Natur ist sie gewöhnlich mit Melancholie verbunden; die zurückgelegt bewußtlose Zeit ist der Schmerz; nur scheint es gleichsam die Nacht, aus der der Mensch erwachend das Licht erst begreift; ewiger Tag, und wir wußten nichts vom Lichte. Lieber theurer Alexander, dieses drängt sich übrigens nur flüchtig zu dem hin, der einmal erinnerte, er sei der Herbst im Frühlinge. In Dir ahnde ich so recht das was ich Entwicklungskraft nenne, das eigentliche Leben im Menschen; die meisten sind im sechzehnten Jahre fertig und nun geht das Vegetiren an, sie erleben nur noch den äußeren Wechsel, Frühling, Sommer, Herbst, Winter. *)

Beim Nachhausekommen merkte ich etwas Geheimnißvolles an Heinrich; endlich mußte ich die Stube verlassen, und fand beim Hereintreten zwei noch geheimnißvollere Pakete bei hellem Licht auf dem Tische stehen; die große Papierscheere lag glücklicher Weise zur Hand; zwei Schnitte, und Alexander blickte aus jeder freundlichen Tasse, Topf und Dose, und wieder Alexander aus glänzendem Käschen, zart gewählten Bändern, Gürteln, Handschuhen, Blumen, Schawlchen. Es bedurfte nicht des Andenkens, das weißt du wohl; aber dennoch habe ich hier wieder bemerkt, wie leblose Dinge auch Leben gewinnen können; es lauscht in dem sonst gleichgültigen Material mit einemmale ein Inhalt, und darum sieht man es so gern und schmückt sich so gern damit.

Wo magst Du heute im Thüringer Walde herumschwärmen? Es ist ein wahrer Göttertag!

---

*) Auch darum scheint mir eben der große Kaufmann die glücklichste Stellung zu sein, daß er mitten im eigentlichen Weltgetriebe; er geht gleichsam mit dem Strom der Weltgeschichte; er überschaut; nirgends einseitige Abgeschlossenheit und Abgezogenheit; darin ist er am verwandtesten mit dem Dichter, der auch im Mittelpunkt des Weltganzen steht, dem nichts fremd sein darf. — — Doch wohin verliere ich mich da? —

Donnerstag, den 8. Mai 1834.

Heute Morgen blätterte ich in einem bei Beit herausgekommenen Buche (Leopold Schefer's Laienbreviar — ein reicher Schatz tiefer Gemüthsreflexionen —), und finde folgendes ganz Verwandte, das ich für Dich abschreibe:

„Dem Menschen sei ein jegliches Geschäft
So leicht als gleich; Denn Jedes gönnte ihm
Ein Mensch zu sein! Das ist die Sache. Wer
Gelebt hat, der hat viel gethan, der war viel,
Viel in der Halle dieser schönen Welt!
Drum denket würdig von dem Menschenleben,
Und würdig denkt von euch, ihr Lebenden!
Ein heilges Wesen ist, wer diesen Aether
Einathmet! Unter diesen goldnen Sternen
Ist Niemand groß, noch klein, nur göttlich Alles!
Und Niemand ist gering, wer dieß erkennt — —"

Nun freue Dich auf Deiner Wanderung weiter an Deutschland und kehre ein Weltersahrener glücklich zu Deinen Lieben zurück!

Deine treue Charlotte und Heinrich.

* * *

An ...

Sommer 1834.

(Fragment.)

Ich wag' es auf Ihr Belächeln hin, das noch ausführlicher zur Sprache zu bringen, was man im conventionellen Leben nur schweigend empfindet,

ſchweigend übergeht. Indeß, meine mehr als gewöhnliche Verehrung für Sie läßt mich auch hier das Ungewöhnliche wagen. Von dem erſten Augenblick an als ich die Freude hatte Sie in * zu ſehn, war mein Gefühl für Sie ein begeiſtertes. Unſre Geſpräche am Abend bei der Nachhauſefahrt nach dem wunderſchönen Tage, den wir bei Ihnen verlebt, gehörten zu den lebhaften, die man nie vergißt. Sie waren mir ein Ideal. Nur Eines ſtörte mich nicht gerade in Ihnen, aber mein Verhältniß zu Ihnen. Ich fragte nehmlich Stieglitz, ob Sie gewöhnlich weiße Glacée Handſchuhe im Hauſe trügen, und als er es bejahte, und meinte, er habe ſich bald daran gewöhnt, ſeufzte ich wahrſcheinlich; denn ich erinnre mich, daß er darauf mich frug, wie ſo ich irgend eine Wichtigkeit darein lege? — Ich legte darauf ahnungsvoll mein Glaubensbekenntniß nieder, daß nicht die unbedeutende Sache an ſich, ſondern das was damit zuſammenhinge, nothwendig unſer Verhältniß glaciren werde. In Berlin eingewohnt, wurden mir alle die ſonſt ſo ehrenwerthen Verhältniſſe, die bei der Ungleichheit der äußern Mittel das einzig Erquickliche des freundſchaftlichen Umgangs, dieß gleichmäßige Herüber und Hinüber, ausſchließen, unerträglich; mich genirte es vielleicht, weil ich, obgleich väterliche Waiſe, im Hauſe meines Schwagers erzogen nicht gewöhnt war

(hier fehlt etwas, das nicht ausgefunden iſt) — — — — — — — — — — —

Zu Ihnen aber wurden wir, faſt möcht' ich ſagen gegen unſern Willen, immer wieder von Neuem hingezogen, obgleich ich immer einen Damm hatte. — — —

An Frau Friderike Stieglitz in Arolſen.

Den 5. Februar 1813.

Zuvor die innigſten Grüße, meine theure Mutter, und alsdann zu unſern Geſchäften. Ich bin zu mehreren Färbern gegangen, und dieß vorzüglich

wegen der Kante, um die es doch schade wäre, wenn sie abgeschnitten würde. Sie haben nun davon nichts geschrieben; ich glaube auch, daß man es seit einiger Zeit zu der Kunst gebracht hat, das Tuch und den Grund der Kante zu färben, und die Kante selbst frisch zu erhalten; es kommt da lediglich auf den Stoff an, je nachdem es schon wird. Ein Türkischer Shawl kostet auf diese Weise zwanzig Thaler, aber er wird ganz wie neu; ein Englischer kostet viel weniger; es kommt dabei auch auf die Größe an. Auf rothe Farbe, als die allerächteste und deshalb schwierigste zum Färben, kann nur dunkelgrün oder dunkelbraun gesetzt werden, darin stimmen sie alle überein; zwischen diesen Farben also können Sie nun wählen. Schicken Sie das Tuch nur mit der Kante; die Leute können es doch am besten bestimmen, wenn sie es selbst sehen.

Daß Sie aber, mein Mütterchen, so bestimmt wissen, daß Sie Ihre Kinder nie in Berlin besuchen werden, glaube ich Ihnen nicht; Sie können gar nicht wissen, welch eine günstige Gelegenheit Sie noch plötzlich einmal uns zuführt. Sie sind noch viel zu jung als daß sich nicht unerwartet dieß auf eine leichte Weise machen könnte; ich wenigstens bin gar nicht gesonnen diese Hoffnung aufzugeben. Auf Ihre Frage nach meiner Gesundheit kann ich doch wirklich sagen, daß bis diesen Augenblick, Gott sei gedankt und erhalte es! der arge Winterhusten, der mich immer stark angriff, durch das Bad verscheucht und es somit mir so wie Heinrich sehr nützlich geworden. Von Leipzig habe ich viele Grüße für Sie; sie sind Alle ziemlich wohl. Vor Kurzem war ich Pathin bei dem zweiten Kinde, einem Töchterchen, meines Bruders; er ist sehr glücklich mit seinen Kindchen; bis jetzt haben sie ihm noch nicht viel Sorge gemacht, was er um so mehr erkennt, da die beiden Schwestern so vielen Kummer und so vieles Leiden mit den Kindern gehabt, was ich ja auch so früh erfahren mußte, daß ich immer glaubte, Kinder und Krankheit und Kummer gehören zusammen. Gott sei gedankt, daß Schwesterchen Emilie, die liebe gute Frau Pastorin, auch das Glück mit den Kin-

derchen hat, daß sie gesund aufgewachsen; dieß ist doch das Wichtigste, denn erzogen werden sie gewiß vortrefflich. Grüßen Sie, mein Mütterchen, die lieben guten Bubis auf das innigste, und erhalten Sie mir Ihrer Aller Liebe.

* * *

An dieselbe.

Berlin, den 13. Februar 1833.

Wenn ich auch, meine theure Mutter, von ganzem Herzen danke, so theile ich doch auch recht innig die Bitte Heinrichs in seinem letzten Briefe, uns nichts zu Weihnachten zu schenken. Sind wir doch Ihrer vollen mütterlichen Liebe — erlauben Sie uns dieß wohl? — auch so auf das lebendigste überzeugt. Ja, wenn man nicht mit all diesen leidigen Anforderungen auf diesem Boden stände, ich hätte auch Heinrich längst überredet er möge den Bibliotheks-Gehalt einem Andern gönnen und sich mehr Muße, mehr Möglichkeit zu kräftigender Erholung. Ausgeführt muß es auch einmal werden; ich habe schon Manches dazu eingeleitet. Gesundheit und innere Frische ist das Höchste und Nothwendigste im Leben, die Grundbedingung zu allem Andern. Doch jene Erwähnung vorerst nur unter uns. — Unsern lieben Berndorfern, Emilie, Bubis, den Kindern, legen Sie uns ans Herz, und bleiben Sie uns in alter Liebe zugethan. Ihre

Charlotte Stieglitz.

* * *

An dieselbe.

April 1833.

Möchte Ihnen, liebe Mutter, meine Wahl gefallen; ich denke wenigstens sie ist ziemlich zweckmäßig. Das Kleid für Emilie kann rechts und links

getragen werden und iſt deshalb ein ſehr beliebtes neumodiſches Zeug. Für Ihre beiden Kleider würde ich zu dünnem Futter rathen; vielleicht haben Sie alte Vorhänge die dünne genug ſind; man thut es jetzt bei den dünnen ſeidnen Zeugen allgemein und hat dabei auch den Vortheil des Umwendens. Ich freute mich als ich das halbſeidne graue Zeug fand, als das paſſendſte was ich mir für den Zweck denken konnte; es ſieht, wie mich dünkt, wie Seide aus, und Sie werden noch obendrein Staat in Pyrmont damit machen; auch iſt es eine rechte Staubfarbe; Heinrich erinnert ſich aus früherer Zeit eines ſolchen grauen Rocks bei Ihnen, und das ſei ſein Lieblingg geweſen.

Die Kleider übrigens haben noch ihren alten Schnitt, vorne nur ein Schneppchen; die Aermel werden noch weit getragen. Einen Kragenſchnitt lege ich aber bei, der iſt verändert.

V.

Das Frühjahr 1831 war ſchön und warm. Blüthen und Blumen, blauer Himmel, goldene Sonne, freies, frohes Wandeln in junger Lenzluft, hatten nie einen glücklicheren Eindruck auf Charlottens Sinn gemacht, als diesmal. Heinrich Stieglitz kränkte ſchon ſehr, aber ſie hielt ſeine Zuſtände, wie manche andere vorübergegangene, noch für ungefährlich oder rein körperlich, daß noch keine geiſtige Beſorgniß ihr nöthig ſchien. Es war herrlich, daß ſie ſo ſicher war in ihrer ſtillfröhlichen Art, und dieſen irdiſchen Frühling noch mit vollen Zügen einathmete und durch tauſend ſchöne Gedanken, denen ſie ſich ergab, feierte. Sie ſagte es nun ſelbſt unverholen, wie glücklich ſie ſei, im guten Verkehr und Geſpräch mit Freunden, auf dem grünen Feld, in dem duftigen Gebuſch, wo ein Vogel ſang. Wie oft hatte ich mit ihr davon geſprochen, daß ſie etwas produziren und viel aufſchreiben müſſe, um ganz befriedigt und einträchtig zu werden. Denn das verlangte ihre Natur. Und jetzt, in dieſem blüthenvollen, von Dichterträumen rauſchenden Frühling, war ein ſchönes Gefühl ihrer bedeutenden Selbſtändigkeit plötzlich wie erwacht. Die Keime ſchlugen in ihr aus, ihr innerer Reichthum kam in Hülle und Fülle über ſie, wie einem Kinde die Chriſtbeſcheerung, und ſie wußte nur immer noch nicht, wie das Alles bewältigen. Wir gingen oft mit einander ſpazieren, zuweilen ganze Tage zuſammen auf dem Lande zubringend. Heinrich Stieglitz verſank

dann oft ſchon allzu ſehr in ſich ſelbſt, bald abſeits gehend, bald wieder mit zu aufgeregter Theilnahme dem Geſpräch ſich zuwendend. Er war angegriffen, durch und durch ermattet, man ſah ihm ein tiefes Leiden an, und wenn man ihn troſten wollte, kam er immer wieder auf den Gedanken zurück, daß er ſich lieber von aller Welt zurückziehn werde, um als Waldeinſiedler in einer ſtillen fernen verborgenen Hütte zu leben. Jeder, der um ihn war, empfand es, wie ſchon die lebhafte Sorge für ihn ihm die größte Liebe gewinnen mußte. Oft ſchlummerte der Ermüdete, beim Ausruhn auf Spaziergängen, dem hellen Sonnentage gegenüber ein. Aber Charlotte lächelte auf ihn hin mit einem himmliſchen milden Blick der Liebe, und drückte aus, es werde Alles ſchon gut werden. Sie beſaß freudige Zuverſicht, ließ durch nichts ſich irre machen, verdoppelte nur ihr hülfreiches, mildthätiges Walten, und blickte ſtark, von der eignen Kraft im Buſen gehoben, ins Leben vorwärts. In Tegel ſaßen wir an dem ſchönen, großen, düſtern See, auf dem Raſen. Stieglitz war wieder eingeſchlummert, und Charlotte blieb wieder ungetrübt in ihrer ſorgenden und doch unbeſorgten Liebe. Wir ſprachen ſehr eifrig, und recht aus der Mitte der beziehungsreichſten Gegenſtände heraus. Sie erzählte von ihrem vergangenen Leben, ſie machte Pläne für die Zukunft, und nahm ſich vor, über die merkwürdigen Kinderjahre, die ſie gelebt, einen Aufſatz niederzuſchreiben, dem ſie den Titel: „Meine Kindermemoiren" geben wollte. Dieſer Plan war herrlich, wurde verfolgt und dringend beſtätigt. Es knüpften ſich die ernſteſten und heiterſten Betrachtungen daran, und dann verlor ſich wieder das Geſpräch bis auf die Tagesgeſchichte und die franzöſiſche Politik hinab. Die Sonne trat über den See. Man konnte bis in den ſpiegelreinen Grund der Welle hineinblicken, wo die blitzende Muſchel träumeriſch den Sonnenſtrahl empfing. Der Himmel hing wie eine blaue Hyacinthenglocke über der Erde. Die Gräſer wiegten ſich im leiſen Gedankenſpiel der Lüfte, und hinten die Ruhe des kühlen ſtillen Waldes, deſſen ſchwarze Fichtengeſich-

ter ſich nur halb erhellt hatten. Es war der letzte heitre Tag, den Charlotte in Berlin erlebte.

Die drohenden Vorboten, die ſich gezeigt hatten, blieben nicht ohne die finſterſte Erfüllung. Aber es iſt ſchwer, ja faſt unmöglich, einen Krankheitszuſtand, wie er in Stieglitz losbrach, völlig zu beſchreiben. Hier war bald der Körper krank, weil die Seele krank, bald die Seele, weil der Körper, und Beides fand gleichmäßig und gleichzeitig Statt. Ueberreiztes Nervenleben hatte einen an ſich ſtarken und überkräftigen Organismus mit ſich ſelbſt überworfen und die Pſyche an die verzerrten Launen des Bluts mitüberliefert; und ein unbefriedigtes geiſtiges Streben, welches die Herrſchaft im Höchſten wollte, ohne noch klar geworden zu ſein über Ziel und Mittel, quälte ſich unnöthig mit einer feindlichen Stellung zur Welt ab, die eigentlich kaum da war. So entſtand ein immer loſeres Herausfallen aus dem Gleichgewicht des Lebens, ein Unwirkſamwerden ſelbſt des beſten Glücks und der ſchönſten Nähe, eine ſich ſelbſt verkennende Exiſtenz, die unruhig, aufgewiegelt und mit Allem, dem Kleinſten wie dem Größten, zerfallen war, ſie wußte ſelbſt nicht warum. Dieſe ſich übernehmende Stimmung charakteriſire zuerſt ein Geſpräch, das Beide am 9. Auguſt 1831 mit einander führten, in welchem Jedem der eigenthümliche Wortausdruck genau gelaſſen iſt:

(Im Garten.) H. St. „Wie auch nur der entfernte Blick, die leiſe Ausſicht durch eine Ritze nur aus einem Kerker in das Lebenslicht der Freiheit, der geahnte freie Athemzug erquickender Luft im eignen Element ſchon das Herz befreiend löſt und ſomit heilend auf den ſchwerleidenden Körper zurückwirkt! — Ja, laßt mich nur das Leben erſt, die Welt und ihre Erſcheinungen wieder mit dem göttlichen Uebermuth, dem ſeligen Hohn der Geſundheit betrachten — ach, langentbehrte Koſt! — dann werd' ich wieder ich ſelbſt, dann werd' ich wieder athmen, lieben, Menſch ſein, und geſtalten können, dann halt' ich wieder mit urkräftiger Span-

nung mich ans Leben, das ich nun ſeit ſo lange ſchon wie Nichts geach-
tet und um ein Geringes leicht dahingegeben hätte!" —

Charlotte. (bewegt) Beſter Heinrich, warum nur immer ſo verwegen, ſo ge-
waltſam ſtürmend? — Muß ich Dir predigen, und haſt es ſelbſt ſo
ſiegend ausgeſprochen! Halt Dich doch einmal an Deine eignen Worte:

Wag' es, Dich gläubig hinzugeben
Der ſichtbar unſichtbaren Macht,
Die tief im Schoos der Knospe wacht,
Die ſchweigend mit urmächt'gem Beben
In ſich verſchließt das junge Leben,
Das ſpät, das früh gewiß erwacht —
Wag's, ihr Dich liebend hinzugeben!
Du weckſt mit eit'lem Widerſtreben
Nur ſelbſt Dir Nacht! — —

H. St. Ich will nicht länger mehr die verſtimmte Leyer, ich
will der ſtimmführende Spielmann ſein, der Ernſt und
Spiel zu mächtigen Accorden eines Weltchors vereint! —

Charlotte. (mit ruhiger, ſehr feſter Stimme.) „Wag' es, Dich gläubig hinzu-
geben!" —

* * *

Die Krankheit Heinrichs wurde immer empfindlicher auch für das Ge-
fühl der herrlichen Frau. Sein Zuſtand, der ſich beſonders in quäleriſchen
Seelenſtimmungen äußerte, war ihrem Sinne ſo peinlich, daß ſie einige Wo-
chen lang die Stube verſchloß, um ihn in dieſer Weiſe vor Niemanden ſehen
zu laſſen. Alles hätte ſie dulden und tragen mögen mit ungebeugtem Muth,
nur nicht, daß ſein Geiſt in finſtere und unfreie Bande geſchlagen würde.
Dies Eine abzuwenden, erbat ſie herzlich und flehentlich von Gott. Wenn
man mit ihr davon ſprach, traten ihr große Thränen in die lieben Augen.

Eine Brunnenreiſe nach Kiſſingen wurde beſchloſſen, die auch für Char-
lotte nutzbar ſein ſollte, da ihre eigene Geſundheit litt und drohte. Aber an
ſich ſelbſt dachte ſie nicht, wie immer zu wenig. Zwei Briefe, in welchen ſie
ſelbſt den Krankheitszuſtand ihres Gatten beſchreibt, ſind bemerkenswerth.

An den Obermedicinalrath Stieglitz, in Hannover.

Berlin, den 30. Juni 1834.

Hochgeehrter Freund!

Möge ein innigſtes Vertrauen rechtfertigen, wenn ich mich auch einmal unter die Vielen miſche, die Ihres Rathes und Troſtes bedürftig ſind, und im eigentlichen Sinne meinem Herzen dadurch widerſpreche, das Ihnen gerade nichts als Angenehmes und Erfreuliches melden möchte!

Mich tröſtet aber eben dabei, daß es kein neues Ungemach iſt, von dem ich ſprechen will, ſondern die alte Hydra, Heinrichs immer wiederkehrendes Nerven-, oder vielmehr Blut- und Unterleibsleiden, an deſſen Vielköpfigkeit wir von Zeit zu Zeit gar arg laboriren, und von dem Sie ja längſt durch ihn ſelbſt wiſſen. Es greift aber zu ſtörend in ſeinen ganzen innern Menſchen ein, als daß ich nicht noch einmal den Verſuch wenigſtens machen ſollte, Ihnen, innigſt Verehrter, den krankhaften Zuſtand, ſoviel es eben aus der Ferne möglich, vorzuführen. Wir wenigſtens bauen auf Ihren ferngegebenen Rath mehr, als auf den der allernächſten Nähe.

Daß H. zeitweiſe ganz geſund ſein kann, davon haben Sie ja Reſultate. Vorigen Sommer wurde er in Petersburg (mit der Seekrankheit fing die Veränderung an) ein durch und durch geſunder und erſtarkter Menſch,

nachdem wir vorher eine ſehr ſchlimme Zeit verlebt. Dieſe wohlthätige Wirkung der Reiſe und des Aufenthalts dort, meiſt im Freien, hat den ganzen Winter, einige Wochen ausgenommen, angehalten, bis zum Frühling, wo ich die letzten Tage von Alexanders Hierſein ſchon bemerkte, daß er anfing nur noch mit einigen Gläſern Wein bei Tiſche ſich gewaltſam aufzuregen, um durch ſeine plötzliche Unfälligkeit kein Vergnügen des lieben Gaſtes zu ſtören. Nach Alexanders Abreiſe, wo er noch dazu mehrere Stunden auf der Bibliothek nachzuholen hatte, trat eine gänzliche geiſtige und körperliche Abſpannung ein; die Bibliothekgeſchäfte griffen ihn fürchterlich an; er ſchleppte ſich mühſam nach Hauſe, wachte unerquickt vom Schlaf des Morgens auf, hatte immerwährend am Tage Neigung zum Schlafe; hatte oft Hunger, ſogar Heißhunger, und des Mittags doch eigentlich keinen Reiz zum Eſſen; ein Gefühl der Erſchlaffung im ganzen Körper, und eben ſo im Geiſte, daß er kaum die leichteſte Lectüre aufzunehmen im Stande war; dazu Angſt vor dem Sprechen mit Menſchen, ſelbſt mit den genaueſten Freunden. Dieſer paſſive, nur ſchlaffe Zuſtand, von dem in ſolchen Zeiten ſogar ſeine Haltung etwas annimmt, mochte wohl vier Wochen dauern; dann wechſelte er mit großer Aufgeregtheit ab. Beklommenheit, Verwirrung, tödtliche Unruhe ſteigerten ſich nun vorzüglich in geſchloſſener Luft bis zum Entſetzlichſten; H. klagte dann bald, das Blut quäle ſich durch die Bruſt und preſſe ihm faſt das Herz ab, bald trat Schwindel ein, bald eine Art brennendes Gefühl im Unterleibe, immer aber Verdumpfung des Geiſtes. Völliger Lebensüberdruß mitten durch das Anerkennen, wie glücklich er ſein könnte. So traf ihn auf der Bibliothek Hr. Dr. Strahl, von dem H. gehört daß er mehrere Unterleibsleidende glücklich kurirt. Dieſer gab ihm (vorausſetzend, es ſei die tägliche Forderung der Natur bei H., obgleich regelmäßig, dennoch für ſeinen Organismus nicht hinlänglich) auf acht Tage täglich zu nehmende Aloepillen, und hat ihm nach dieſem Erdbeeren mit einem Löffel Rothwein für Abend und Morgen, und nur des Mittags kräftiges Fleiſch und ein Glas Rothwein empfohlen.

Obgleich nun H. wirklich ſeitdem erleichtert vom Andrang zu Kopf und Bruſt und geiſtig und körperlich doch wieder etwas ſich ermunterter fühlt, ſo macht mich dieſes gerade ſo recht aufmerkſam auf die muthmaßliche Quelle ſeines Nervenleidens, auf den Unterleib. Wird dieſes Obſtgenießen, obgleich es ihm Erleichterung ſchafft und er des Abends jetzt kaum etwas anderes vertragen kann als Erdbeeren und ein wenig Semmel, des Mittags aber nicht einmal junges Gemüſe, ſondern nur Fleiſch und Kartoffeln ſehr mäßig, wird dieſes Obſt, meine ich, nicht auf die Dauer die Verdauungsorgane noch mehr ſchwächen? (das Gefühl der Erſchlaffung verläßt ihn wenigſtens noch nicht) oder ſind Sie mit dieſem Gange zufrieden? Da H. nämlich noch niemals Brunnen getrunken, oder ſonſt eine ernſtliche Kur gebraucht, ſo geht eben meine Frage dahin, ob es Ihnen nicht doch nöthig ſcheine, etwas Ernſtlicheres noch vor dem Winter zu thun, vor dem ich mich unter dieſen Umſtänden wahrhaft fürchte, weil da immer noch zu den anderen Plagen die abgeſtorbenen kalten Füße hinzukommen, die durch gar nichts Aeußerliches zu erwärmen ſind, und wobei der Blutandrang nach den oberen Theilen nur immer mehr ſich ſteigert. Das tägliche kalte Bad (im Winter im Schneiderſchen Schrank, im Sommer im Fluß) erfriſcht zwar ſo, daß H. meint, er könne es nicht leicht entbehren, aber es hält in ſeiner Wirkung nicht mehr ſo vor als früher. An Entzündung der Augenlieder litt er vorigen Winter viel. Seine Geſichtsfarbe, obgleich immer blühend, ſcheint mir zuweilen etwas gelblicher, die Züge ſind oft erſchlafft, und das innere Auge ſcheint mir auch dann und wann verſchleierter und weniger klar und hell. Vor anderthalb oder zwei Jahren zeigten ſich faſt monatlich Hämorrhoidalblutungen, die ſeitdem verſchwunden zu ſein ſcheinen; leiſe Rückenſchmerzen haben ſich jedoch von Zeit zu Zeit immer noch eingefunden.

Was Heinrich an geiſtiger Thätigkeit dabei verliert, iſt unberechenbar und um ſo wehmüthiger, da er ſo gerne ſchafft und vorwärts ſtrebt. Dieſer Schmerz beugt ihn ſo tief, daß ich Alles aufbieten muß, um ihn nur wenig-

stens bessere Zeiten hoffen zu lassen. Es ist dieß ja auch der eigentliche Grund, warum es mit dem Schulunterricht nicht fortging und warum er sich noch weniger an der Universität habilitiren konnte. Zwei Monate hätte er vielleicht vortrefflich gewirkt, und den dritten oder vierten wäre er vielleicht seines Geistes nicht mehr mächtig gewesen; ich erinnere mich schrecklicher Stunden damals bei der Heimkehr vom Gymnasium, an die ich nicht ohne Grausen zurückdenken mag; denn es schien diese gezwungene Aufgeregtheit in solchen leidenden Perioden ihn dem Wahnsinn nahe zu bringen, während dagegen in Zeiten, wo er energisch dichtet, das größte Wohlsein seinen ganzen Menschen durchdringt. Für diesen Sommer war er voller Plane; nun ist Alles vernichtet und eine tiefe Melancholie bis zur Menschenscheu an die Stelle des sonst so freudig Schaffenden und klar ins Leben Blickenden getreten.

Da haben Sie, innigst Verehrter, die Nachtseite unseres Lebens, in die seit kurzem nur eben erst ein mattes Lämpchen wieder glimmt. Ich lebe des festen Vertrauens, es läßt sich auf diesen von Natur so starken und unverdorbenen Körper, wie er sich immer periodisch zeigt, noch so recht lebhaft wirken; und auf wessen Rath dürfte ich da vertrauensvoller bauen, als auf den Ihrigen?

Ich grüße Sie mit der wärmsten Verehrung und bin mit den besten Wünschen für Ihr und Ihrer Lieben Wohl Ihre von Herzen treu ergebene

Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Berlin, den 21. Juli 1834.

Ihr Brief, mein innigst Verehrter, traf nach den letztverwichenen Wochen gestern Abend ein lieber, lieber Gast bei uns ein. Heinrichs Auge glänzte wie-

wieder einmal lebendig auf; ja, er fing sogar an die Scherben zerfallener Hoffnungen hastig wieder zusammenzuraffen, daß es mir wahrhaft rührend war. Er ist in der That tief krank, und wenn man ihn so genau kennt wie ich, so muß man sogar fürchten, daß er es weit mehr noch psychisch als physisch ist, wenn ich nicht doch glauben müßte, es sei nur der Reflex körperlicher Leiden. Nach einem plötzlichen Anfall von Ruhr, die ihn neun Tage bettlägerig machte und bei der vorzüglich Galle immerwährend, wohl funfzigmal des Tags, sich abschied, ist an die Stelle der beängstigenden Spannung (umsomehr, da doch immer noch eine nicht unbedeutende Absonderung statt findet — vielleicht auch mit wegen der großen Hitze — die der Wirkung des Carlsbader Brunnens nicht nachstehn mag) eine Schwäche des Geistes und ein Heruntergestimmtsein eingetreten, das, wenn der Kissinger Brunnen und die ganze Veränderung der Luft und Umgebung nicht Wunder thut, Sie in Heinrich freilich einen ganz andern Menschen wird finden lassen als Sie vielleicht erwartet; sein Gedächtniß fängt sogar an zu leiden; genug, er ist nicht er selbst mehr. Und dennoch meinte er neulich in einem ganz ohnmächtigen Zustande, er fühle sich in Vergleich zu den frühern Spannungen wie im Himmel. Schade nur, daß er sich bei der Reconvalescenz nicht gehörig abwarten konnte, sondern im eigentlichsten Sinne aus dem Bette in die Bibliothek gezogen wurde, weil man ihm bei der Masse sich anhäufender Geschäfte, die bei der großen immer wachsenden Concurrenz vornehmlich in dieser Hitze seinen Collegen unerträglich wurde, Aufforderung über Aufforderung zukommen ließ, doch seinen Posten baldmöglichst wieder einzunehmen — wahre Schlachtaufforderungen! — bis man ihn so bleich und invalidenhaft ankommen sah, daß man ihm widerwillig Erlassung des currenten Geschäfts und ein Schutzgeleit anbieten mußte.

Wenn ich aber an voriges Jahr zurückdenke und an den merkwürdigen Umschlag von Heinrichs ebenfalls nicht unbedenklichem Zustande durch die Reise, so mögen Sie erwägen, wie auch ich gestern Abend durch Ihren lieben,

theilnehmenden Brief erfriſcht wurde und im eigentlichſten Sinne wieder einmal frei aufathmete. Schade nur, daß Krankheit uns die Freude bereiten muß, Sie und Ihre Lieben wieder einmal zu ſehen, und zwar länger als es damals möglich war. Indeß denk' ich, Sie ſollen nach der vierwöchentlichen Kur und der belebenden Reiſe ſchon einen ganz andern Heinrich wiederfinden, den alten, friſchen Menſchen, der er immer bei längerm Aufenthalt im Freien wird. —

Den erſten Auguſt. Mitten im Schreiben ſandte mir Heinrich geſtern von der Bibliothek einen Brief Ihres herrlichen Bruders, worin er uns denn auch unbedingt auf Ihren Rath hinweiſt und meint, wir ſollten nur Alles ſorgenlos thun, was Sie, Theurer, vorſchlügen, ſei es nun Bad oder ſonſt eine längere Reiſe, ſelbſt wenn die Stelle dabei auf dem Spiele ſtände. „Setze ſie aufs Spiel, auf meine Verantwortung, was die Zukunft betrifft!" fügt er noch hinzu. Nun weiß es Gott, wie ich in mancher ſchlafloſen Nacht mich mit dem Gedanken herumgewürgt, ob es denn keinen Ausweg gebe, Heinrich von dieſer mit der Zeit ſo verzehrenden Stellung loszubringen. Alle nähern Freunde, die ihn oft bald in ganz ohnmächtigen, bald in ängſtlich geſpannten Zuſtänden auf der Bibliothek getroffen, haben es immer gewünſcht; kürzlich noch Profeſſor Steffens, der, wie ſeine Frau in dieſen Tagen mir ſagte, ſelbſt einmal nach Petersburg deshalb habe ſchreiben wollen, weil er feſt überzeugt ſei, daß H. ſich in dieſer Doppelanſtrengung bei ſeiner Conſtitution nothwendig aufreibe. Ich habe es freilich nun ſchon mehrmals erlebt, daß ſelbſt nach der entſchiedenſten Erholung, wobei er ganz und gar geneſen und die alte, friſche Jünglingsnatur wiedergewonnen zu haben ſchien, doch nach kürzerer oder längerer Zeit (vor zwei Jahren nach dem Seebade ſchon nach fünf bis ſechs Wochen, im vorigen Winter doch nach eben ſoviel Monaten) wieder in den alten, böſen Zuſtand zurückfiel. Mein Wunſch und Plan war längſt, da ich ihn ſo unrettbar ſich aufreiben ſah, die Stellung mit ihren äußern Vortheilen zu opfern, und mit dem Wenigſten,

wenn es auch noch ſo ſchwer halten ſollte, uns begnügend mit Heinrich an einem kleinen Univerſitätsort zu leben, wo die Mittel geiſtigen Fortſchreitens ſo wie gebildeter Umgang ihm nicht fehlen und eine heitere, ſeinem Weſen angemeſſene Bergnatur bei beſſerer Muße ihn beſſer gedeihen ließen. Er aber, ſo neubelebend und aufrichtend ihm dieß manche Augenblicke auch einleuchtete, wollte doch nie entſchieden in den Plan eingehn, obgleich er ſehr wohl einſah, daß nur auf dieſem Wege völlige Rettung, nur auf dieſem Erhaltung ſeiner beſſern Kräfte ſeinem eigenſten Berufe möglich wäre. Es war dieſe Erwägung oft der Gegenſtand heftiger Schwankungen und lebhafter Diskuſſionen unter uns. Und allerdings iſt es immer ein ſchwerer Kampf, wenn die Individualität aus phyſiſchem oder pſychiſchem Bedürfniß gegen die Anforderungen des Allgemeinen ankämpfen muß. Wie manche edle Individualität hat ſich aber ſchon daran zerrieben, weil ihr nicht der gute Genius zur rechten Zeit kam! — Gerade über dieſen Punkt möcht' ich ausführlich mit Ihnen, verehrteſter Freund, ſprechen; ich möchte Sie ſogar bitten ihn ſelber dazu zu beſtimmen, wenigſtens zum Verſuch vorläufig einen längeren Urlaub zu nehmen von ein oder zwei Jahren, wobei er dann mit Beibehaltung der Hälfte ſeines Gehalts (wie es auch gegenwärtig geſchieht) einen Stellvertreter ſtellen würde und einmal prüfen könnte, wie ſeine Geſundheit und ſein Schaffen ſich in dieſer Lage verhielte. Man wird auf dieſe Weiſe klar darüber werden, ob die Meinung richtig iſt, daß dies die Haupturſach ſeines immer wiederkehrenden Uebels ſei, ohne daß darum ſchon die Brücken abgebrochen wären. Auf dieſen Gedanken eines vorläufigen längern Urlaubs, der den hieſigen Staatsgeſetzen gar nicht unangemeſſen ſein ſoll — natürlich, wenn es der Arzt für gut hält — hat mich geſtern Dr. Strahl gebracht, als ich nach Empfang des Briefs aus Petersburg durchaus ſchon jetzt abbrechen zu müſſen glaubte, um den verderblichen Hintergrund gleich zu zerſtören; er ſagte mir auch, daß er deshalb an Sie geſchrieben und, ſo wie er die Sache ſähe, nicht an Ihrer Einwilligung zweifle. Sie werden mich, Verehrteſter, um je-

nes raſchen Entſchluſſes Willen nicht für zu ſtürmiſch und übereilt halten, wenn Sie erwägen, daß dies nicht etwa die Eingebung eines flüchtigen Augenblicks, ſondern das Reſultat langer Kämpfe und vielfach wiederkehrender Schmerzen iſt. —

Doch ſchon allzuſehr habe ich Ihre Geduld geprüft; verzeihen Sie, Verehrter. — Vom Hofe herauf tönt eben ein rührender Leierkaſten und erinnert mich zur rechten Zeit, wie leicht der Menſch in Leiden leiert; ich möchte Ihnen jetzt gleich ein andres Ständchen unter klingendem Spiel bringen können, wie es für einen Badegaſt zuträglicher iſt. Möchten Sie doch recht geſund zu Ihren Lieben heimkehren! —

— — Mit Seite 254. Theil I. der Rahel'ſchen Briefe freuten wir uns wahrhaft kindiſch. Ich dachte lebhaft an den Eindruck, den Er gerade dreißig Jahre ſpäter — im Frühling 1832 — beim Hereintreten auf uns machte. Wir ſind nach Ihren Bemerkungen nun noch begieriger auf die neu hinzugekommenen Briefe geworden. Es iſt in dieſer Rahel eine ſolche ſpontane Lebendigkeit des Geiſtes, daß man ſich ihr nicht anders als einem Lebenden in Zuſtimmung und Widerſpruch gegenüberfühlt. So könnte ich eine wahre Geſchichte meiner wachſenden Freundſchaft zu ihr nachweiſen, wie ſie ſich aus Abſtoßen und Anziehung immer mehr und mehr verinnigt hat.

Und nun ſage ich Ihnen für heut ein inniges Lebewohl und den wärmſten Dank für Ihre liebende Theilnahme. Wir werden, da die Folgen jener Gallenruhr doch nun erſt gänzlich beſeitigt ſein müſſen und auch manches Einzelne noch zu beſorgen iſt, nicht vor dem 15ten dieſes von hier nach Kiſſingen abreiſen. — Ich beeile mich dieſen Brief zur Poſt zu ſenden, ehe Heinrich von der Bibliothek zurückkommt, da ihm Alles ſeinen Zuſtand Betreffende in dieſem Augenblick, wo er ſehr geſchwächt, nicht zuträglich iſt. Sie verzeihn ihm auch wohl diesmal ſein Schweigen, da ihm das kleinſte Blättchen

Mühe macht. Ich denke, er ſoll Ihnen in geſunden Tagen dafür erfreulichere Briefe ſchreiben.

Mit der innigſten Verehrung und Liebe Ihre ergebene

Charlotte Stieglitz.

P. S. Da mir voriges Jahr in Petersburg der Kiſſinger Ragozi wohlthätige Erleichterung verſchaffte und einen beſſern Winter bereiten half, jedoch gegen das Frühjahr hin ſeine Wirkung verlor, ſo hab' ich ſeit etwa vierzehn Tagen wieder angefangen, in einem nahe liegenden Gärtchen künſtlichen, eine halbe Flaſche des Morgens, zu trinken. Da wir doch nun einmal an die Quelle kommen, ſo hoff' ich auch für mich noch eine wirkſamere Hülfe von dem dortigen Gebrauch. Wie unbedeutend kommt einem doch aber eignes Körperleiden vor — und die einſeitige Thätigkeit der Verdauung ſcheint bei mir geſtörter als bei Heinrich — wenn man neben ſich ein tiefes Seelenleiden ſieht! — Auch müſſen bei H. die Grundurſachen viel verſteckter liegen und complicirter ſein, da der Zuſtand ohne eigentlich merkbare organiſche Störungen ſo heftig und andauernd eintreten kann. In den letzten Monaten wurd' es ordentlich zur fixen Idee bei ihm, in einem Kloſtergarten ſeine Tage hinzubringen, wo keine Glocke ihn von dem Verfolgen ſeines eigenſten, innerſten Berufs abriefe; manchmal meint er ſogar — er, dem Freiheit Lebensluft iſt! — Gefangenſchaft ſei beneidenswerth; da könnte man doch ungeſtört vollbringen, wozu es einen dränge. Und allerdings ſind bei ſeiner Conſtitution die Stunden der Freiheit nach dem Geſchäft nur Stunden der Ermattung, was denn freilich ſeinem nur im Fortſchreiten befriedigten Geiſte Stoff und Nahrung genug zur Melancholie giebt. —

Auf der Reise nach Kissingen bewahrte Charlotte treuer Liebe Kraft und Wunderthun mit erstaunenswürdiger Ausdauer. Wie sie für ihn sorgte, schaffte, Alles betrieb und unermüdlich bedacht war, ihn ruhig und sanftbehütend unter ihren Flügeln zu tragen! Denn der arme Freund war wie ein krankes Kind geworden, das muthlos und verzagt ist bis in den Tod. Er verstand nichts mehr für sich selbst thun, und wenn sie in eine Stadt kamen, wo nicht gleich ein Gasthof sie aufzunehmen gefunden war, stand er auf der Straße still, und weinte. Oder es ergriffen ihn auch wieder die Aufwallungen seines Temperaments, die ihn beherrschten. Aber in solchen Drangsalen zeigt sich die heldenmuthige Seite in der weiblichen Natur. Geistesgegenwart, scharfer praktischer Verstand für jedes Verhältniß, Umsicht, rastlose Thätigkeit, und Geschicklichkeit, treten als der Frauen mächtigste Tugenden dann hervor. Und Charlotte hatte diese in einer schwierigen Lage und an einer Aufgabe zu beweisen, wie sie kaum jemals der größten Heldenkraft gestellt worden war.

In dem anmuthigen Kissingen flochten sich einige schöne Tage und Stunden in diese dunkle Zeit, welche wie schwarze Ahnung eines ungeheuern Verhängnisses dahinwandelte. Charlotte war immer gutmüthig genug, um sich gern dem freudigen Moment zu überlassen, wo er nur einmal einen Sonnenblitz durch den umwölkten Lebenshimmel warf. Ließ sich dem Schick-

ſal nur eine ferne glückliche Witterung abgewinnen, ſo war ſie ſelbſt ſchon nicht nur glücklich, ſondern auch beglückend in ihrer Nähe. Die in der Spätbadezeit noch zurückgebliebene Geſellſchaft bot einen ausgewählten Kreis angenehmer Bekanntſchaften und Berührungen dar, woran ſich manche geſellige Freude knüpfte. Aber Charlotte hatte ernſte Pflichten und Beſchäftigungen im Sinne, denen ſie mit aufopfernder Anſtrengung ſich hingab. Es galt, die zukünftige Stellung ihres Gatten ſo zu ſichern, daß er zur völligen Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit für einige Jahre von allen Anſprüchen eines Amtes befreit blieb. Dies zu thun, leitete ſie mit ſeltener Energie die nöthigen Schritte dazu ein, und führte eine Correſpondenz nach allen Weltgegenden, an Miniſter und Geheimeräthe ſchreibend, um die Erlangung dieſes die ſchönſten Hoffnungen vorſpiegelnden Zieles. So vollbrachte ſie im eigentlichſten Sinne im Schweiß ihres Angeſichtes ihr Tagewerk, und dabei ſie ſelbſt zu denken, mit ihrer zarten Natur, die nur im Stillen und in der Ruhe gedeihen konnte, und mit einem angegriffenen Körper, der ſelber der ſorgfältigſten Pflege bedurft hätte. Hier legte ſie den Grund zu einer Erſchöpfung ihres ganzen Weſens, die erſt nach der Rückkehr in Berlin empfindlich und bedenklich hervortrat. Sie trug ſich jedoch wahrſcheinlich jetzt ſchon mit mancherlei auf's Aeußerſte gehenden Plänen, wie ſie dem erſchütterten Lebensverhältniß einen letzten Stoß zu möglichſtem Heil geben könne, und die Dämonen ihrer früheren Jahre flochten ſich geſchäftig wiederkehrend darin ein. In Kiſſingen, am 11. September 1831, ſagte ſie einmal Folgendes zu ihrem Gatten:

„Der Dichter iſt wie eine Schlingpflanze. Mit ihm muß man in Eins verwachſen ſein, oder es iſt keine Gegenſeitigkeit. Daher kann nur der ihm Freund ſein, der an ſeinem Schaffen und Werden entſchiednen Theil nimmt. Sobald dieſer Freund nichts mehr von der Welt hat, wird er verkommen in ſich, während der Dichter nothwendig fortſchaffen, ausſtrömen, der Welt ſich hingeben muß, nicht aber mehr

dem Freunde. Meine Stellung zur Welt iſt mein Leben für Dich. Drum könnt' ich auch bei der tiefſten innigſten Liebe nimmermehr mit Dir in einer Wüſte allein leben ohne zu verkommen, weil ich Dir da nichts mehr ſein könnte; und das wäre das Einzige, was ich nicht ertragen würde. Dir muß ich wieder Alles ſein, energiſch, durchdringend. Drum kann ich ordentlich mit einem Heimweh auf Deine geiſtige Wiedergeburt hinblicken. Sie wird wiederkommen! gewiß, ſie wird wiederkommen. Könnt ich nur, wie ich wollte, ſie zu beſchleunigen — und wär' es durch einen Kaiſerſchnitt — aber wenn er mißlänge?!" — —

In Kissingen gab die Anwesenheit des Professor Scheidler aus Jena zu mancherlei literarischen und wissenschaftlichen Gesprächen im kleineren Kreise Anlaß. Besonders betraf es mehrmals Rahels Briefe, über deren Bedeutung von verschiedenen Standpuncten aus geurtheilt wurde. Ein Brief Charlottens, der durch einige Mißverständnisse in solchen Unterhaltungen veranlaßt ward, möge hier seine Stelle finden.

An Professor Scheidler.

Kissingen, den 27. September 18[illegible].

Es hat schon mehrere Male den Anschein genommen als wollten wir uns überhaupt wegen Rahels Größe streiten. Da wir sie aber Beide so hoch ehren, so muß ich fast lächeln über das grausame Misverständniß. Sie sagten von einer Freundin die Ihnen lieb, „sie sei ein Stückchen Rahel". — Darauf erwiederte ich: „warum ist sie nicht sie selbst? warum gerade ein Stückchen Rahel?" — Gleich glaubt unser Freund, ich wolle Rahel damit angreifen, nimmt hastig eine große Sense und mäht lustig hinein in das Aehrenfeld strahlender Häupter. Ich aber wollte ganz einfach andeuten, daß ich ein Stückchen von etwas sein immer als etwas Erbärmliches an-

ſähe und daß ich deshalb einem Freunde nichts Kränkenderes anthun könnte, als wenn ich ihn für ein Stückchen, und wär' es irgend eines Größten hielte. Das liebliche Veilchen iſt eben ſo wenig ein Stück der tiefglühenden Roſe als das Haideblümchen ein Stück des wunderbaren Lotoskelches. Ich für mein Theil will lieber eine Butter- oder Gänſeblume ſein und mich von der erſten hungrigen Ziege mit Kopf und Kraut verzehren laſſen, wenn ich nur einmal ein Ganzes da geweſen bin; nur kein Blatt einer Roſe oder Stengel eines Lotos! — Und Gott ſei Dank! in dieſer wunderbar reichen Menſchenwelt giebt es auch Sonnenblumen und Nachtſchatten, Dornen und Diſteln dicht nebeneinander; Eine Luft und Ein Boden erzieht ſie, und dennoch ſie wachſen und werden ihre eigene Weiſe.

Bücher müſſen nur der fruchtbare Dünger ſein, aus dem, wenn eine gute Sonne uns beſcheint, unſer eignes Leben herauswächſt. Ich verſtehe und erkenne die Menſchen nur als Individualitäten; ſchon die ganz gleichſtehenden Knöpfe der Soldaten haben für mich etwas Kränkendes, wieviel mehr nun überhaupt die Maſſenkriege! —

Doch ich verliere mich beim Brunnen zu weit; Sie verſtehn mich ſchon aus dieſen Andeutungen heraus.

Guten Abend in Frieden!

Charlotte Stieglitz.

Nach fünfwöchentlicher Kur in Kiſſingen hatte Heinrich Stieglitz faſt nichts gewonnen. Mochten ſich auch durch die Einwirkung des Brunnens ſeine körperlichen Zuſtände etwas gelindert haben, ſo blieb doch die geiſtige Stimmung fortwährend in einer großen Zerfallenheit mit ſich ſelbſt, und arbeitete ſich an Welt, Menſchen und dem Beſten, was er hatte, in unfruchtbarer Qual ab. Es war der Zwieſpalt zwiſchen Geiſt und Körper, der dem armen Freund nie zu einer feſten und ſicher auftretenden Lebenseinheit ſich löſte, und der, zu idealiſtiſchen Extremen auflodernd, Beide unſäglich leiden machte.

In dieſen Tagen ſprach ſie Folgendes:

„Die Welt erſcheint mir erſt jetzt recht heiter, ſeit ich ſie einmal ganz aufgegeben, und nun drüberſtehend ſie betrachte und erhalte. Sie erſcheint mir gleichwie im letzten ſchönen Abendroth, wie beim Sonnenuntergang ſie verklärter daliegt." — — —

* * *

Und ein anderes Mal:

— „Die Aufgabe des Lebens iſt die des Kämpfers in der Schlacht, immer todesmuthig, immer todesbereit, ohne doch erſchoſſen zu werden, bis es zur andern Natur wird. Es wird ſchon der Moment kom-

men, wo Einer fallen muß. Mein guter treuer Kamerad, Du mußt vor in die Reihen mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die erste Kugel treffen sollte!" — — —

* * *

An einem der letzten Abende in Kissingen saßen sie auf dem Berge unter der großen Eiche. Heinrich war in wild aufgeregter Stimmung, und Charlotte versuchte, wie immer, die Geister zu zwingen und zu sänftigen. Als nichts mehr helfen wollte, begann sie, zu ihrem poetischen Genius sich flüchtend, ein Lied zu improvisiren, das sie ihm mit ihrer mächtigen Stimme sang, um ihn in Schlummer zu bringen. Nachher hat sie es sich mit Bleistift aufgezeichnet.

Sie ſingt ihn in Schlummer.

Rauſchet, ihr Zweige,
Weht, ihr Winde,
Laßt ihm Ruh' und
Kühlung ins Herz!

Rauſchende Zweige
Weinende Winde —
Nächtiges Dunkel —
leuchtender Stern!

Ewige Sterne
Blitzen durch's Dunkel,
Mitternacht erhellt ihr
Strahlender Glanz.

Engel des Friedens
Rauſchen herniedre,
Säuſelnde Harfen
Tönen darein.

Wie ſich der Himmel
Funkelnd ſchon aufthut!
Heiliges Ahnen!
Selige Ruh!

Sie reiſten von Kiſſingen ab, und begaben ſich, den Weg über Heſſen nehmend, nach Arolſen, und von dort nach Hannover, um die Verwandten und Freunde zu beſuchen. Heinrich Stieglitz, der ſich ſeinem freundlichen Vaterlande Waldeck näherte und die Schlöſſer der heimathlichen Stadt Arolſen wieder vor Augen ſah, empfand für den Augenblick wohl dieſe aufheiternden Mahnungen. Charlotte machte ihn auf die Bäume aufmerkſam, die mit ihm aufgewachſen waren, und ſagte: „Wenn Du hier an die Bäume klopfſt, ſo fallen, ſtatt Eckern und Eicheln, Erinnerungen herunter!"

Aber die Stürme des Temperaments ließen ihm nie lange den Frieden, mit dem ſich gute Stunden, in holder Geleitſchaft der Liebe, wieder zu ihm heranſchmeicheln wollten. Und darüber hat ſie auf dieſer Reiſe, neben ihm im Wagen ſitzend, Merkwürdiges zu ihm geſagt:

— „Das Temperament darf nicht den Menſchen ſpielen; ſonſt mag die Perſpective noch ſo tief ſein, Du kannſt nicht klar herausſchauen und die Welt ſpiegelt ſich nicht klar in Dir. Mache Dich doch zum Herrn Deines Temperaments! Uebrigens, durch das Temperament in den Menſchen zu ſchauen iſt die Aufgabe, und inſofern Menſchenkenntniß nicht ſo leicht. Wir Frauen conſtruiren uns mehr den Menſchen; dieß das Vermittelnde in uns — darum aber ſoll der Dichter weiblich ſein"

Von Arolſen ging die Reiſe nach Hannover weiter, wo Beide, im würdigen Kreiſe der dortigen namhaften Verwandten, manchen troſtreichen Tag verlebten, der das geheime Weh, das einmal wie mit dunkeln Prophezeiungen in ihre Gemüther gedrungen war, für Momente beſchwichtigte. „Man lernt wieder ſehr viel im Umgang mit dieſen Menſchen!" ſagte Charlotte in Hannover zu ihrem Gatten. „Mit dieſer Gehaltenheit in dieſem Maaß bleiben ſie Einem immer intereſſant. Man muß es mit ſeinen liebſten Freunden ſo machen. Nicht, als ſollte man nicht ſehr herzlich ſein, aber immer doch etwas geſchloſſen noch halten. Das iſt das rechte Maaß. Du biſt der einzige Menſch, gegen den ich ganz rückhaltlos offen bin; und dennoch hab' ich Ein Geheimniß vor Dir — Es betrifft Dich ſelbſt, und wird einſt vielleicht zu Deinem Beſten ſich entſchleiern, wiewohl es etwas dunkel ausſieht." —

Gegen Ende des November ſchickten ſie ſich endlich zur Rückreiſe nach Berlin an, mit ungewiſſen Hoffnungen des Geneſens von einer Krankheit, die ihren Sitz in die Geheimniſſe der Nerven und in die Eigenthümlichkeiten des Temperaments verſteckte. Aber fröhlichen Muthes und lächelnd betrat Charlotte wieder die alte Wohnung, die nicht lange darauf der Schauplatz der entſetzlichſten Tragödie werden ſollte, und rief dem entgegenkommenden Dienſtmädchen ſcherzend zu: „Nun, wie iſt's gegangen? Biſt Du brav geblieben? brauch' ich nicht mehr, wie im Anfang, zu ſagen: ſpute Dich! — Friſch auf! Wir fangen jetzt ein neues Leben an!" — —

Aber es kam anders, und kaum fünf Wochen ſpäter hatte ſich die unbegreifliche Frau, in einem ſtufenweiſen Fortſchreiten der längſtgehegten Idee ſich zuneigend, — den Dolch in ihr Herz geſtoßen. —

* * *

Ehe wir uns zur Schilderung und möglichen Deutung dieſer letzten Ereigniſſe entſchließen, folgen hier Charlottens Tagebuchsblätter und Briefe, die ihr Sinnen und Denken bis in die letzten Wochen hinein vor Augen legen.

Tagebuchsblätter.

Niedergeschriebenes und Mündliches.

Den 16. August 1834, Sonnabends. Auf der Reise nach Kissingen.

Dem Schwane gleich, wird der echte Mensch immer reiner, weißer, unschuldiger, entäußert sich immer mehr des Grauen.

* * *

Sonnabend, den 16. August 1834, im Reisewagen.

Die Menschen klagen soviel über bittere Erfahrungen, Zugrundegehn der Unbefangenheit, getäuscht Vertrauen — und dennoch, ist's nicht weit interessanter und lohnender, die Schriftzüge der verschiedenen Menschennaturen zu unterscheiden als sie ineinanderfließen zu lassen? —

* * *

Den 17. August 1834, Sonntags früh, bei Annäherung Dresdens.

Nur wo das Auge sich an Berge lehnt, ist der weidende Schäfer noch ein poetisch Bild; in weiter unbegrenzter Fläche verflacht auch er sich so wie jegliche Erscheinung.

Den

Den 18. August 1814, Montag Nachmittags, beim Herannahen der Sächsischen Schweiz.

In Berlin iſt man ordentlich abgeſperrt von der Natur; man ſollte das Wort Natur dort gar nicht in den Mund nehmen. Wie anders hier! In der Natur habe ich wieder einen Begriff vom Verlieben; ich kann Dir immerfort entzückt ins Auge gucken; ſo warme Blicke hab' ich lange nicht geſpendet! Und welch ein Gedanke, in der elendeſten Hütte ſich das Leben zu verſchönen! Wein vor den Fenſtern ſorglich gezogen, und Blumen, und Obſt —

* * *

Den 18. August 1814, Montags gegen Abend, in der Nähe der Baude bei der Ausgabe von Lobmen aus.

Das Erwartungerregen und Spannen und Augenverſchließen vor Erreichung eines Hebepunkts kommt mir vor, als ſollte ſich ein Brautpaar niemals einen Kuß geben vor der eigentlichen Vermählung. —

* * *

Den 20. August 1814, Mittwochs, bei der Fahrt von Teplitz nach Prag unter dem Millesbauer.

Sieh mal, Heinrich! Bergwolken oben, Bergwolken unten! Man weiß nicht, iſt's Wolk', iſt's Berg? Iſt's Baum, Thal, Zwerg? —

* * *

Den 20. August 1814, zwischen Teplitz und Prag.

An dem Katholicismus riechen wir nur wie an einer Blume; zur Nahrung iſt er uns nicht; wir bedürfen andrer, entſchiednerer Koſt, und finden ſie. Zu Allem war was Form in der Religion, ſtehen wir auf ähnliche Weiſe; aber wir möchten ſie fürs Allgemeine nicht entbehren.

* * *

Den 22. August 1834, in Prag, nach einem Beſuch bei dem Maler Anderle.

Menſchen ſind doch die Anker auf dem Lebensmeere; aber es müſſen der rechten ſein. —

* * *

Den 21. August 1834, in Prag.

Hat nicht jeder Dichter ſeine Traumleiter, auf der ihm Engel auf- und niederſteigen? —

* * *

Den 22. August 1834, in Prag auf der Höhe der Miſtadorz.

Dichter, höre! — Weihnachten iſt der Kinderhimmel. Auf die Oeffnung der Thür oder des Vorhangs, hinter dem beſcheert werde, wartet jeder Blick, jeder Herzſchlag. So hart mehr oder minder jeder unter uns, zu jeder Zeit faſt, irgend einer Erfüllung, blickt irgend einer Vorhangentfaltung mehr oder weniger geſpannt entgegen. Und ſo bleiben wir immer Kinder, und der klare, heiſchende Himmel bleibt in ſeinem Sternenkleid der ewige Weihnachtsbaum. Sie mögen noch ſoviel reflectiren über Ewigkeit, wir ſtehen doch immer vor verſchloſſenen Thüren und gucken manchmal nur durch Schlüſſellöcher, die noch dazu von innen verhängt ſind. Frühmorgens hab' ich die Beſcheerung nie geliebt, immer nur Abends. Da war das Chriſtkind mir ſo nah. Die Pfaffen aber kommen immer mit ihrem gemachten Knecht Ruprecht. —

* * *

Den 22. August 1834, auf den Höhen um Prag.

Die Berge zerſtreuen, regen Neues an. Die in die Sandlöche gukkenden Berliner reflectiren ſehr viel. — Sand, Sand! rufen die Jungen auf der Straße. — Und nun Adio, Pradſchen! und ihr Stubenwanzen, ihr kleinen Krokodile Pedemia's!

Den 24. August 1834 Sonntags. In Carlsbad auf der Promenade.

Wenn jeder auf der Bruſt das Herz trüge, das er drinnen hat, es müßte eine drollige Ordenſchaft abgeben. Da würde man gewahren Steinherzen, Wachsherzen, verkohlte Herzen, Lederherzen, Lehmherzen, Flatterherzen, Doppelherzen, blutloſe, fermloſe, plaſtiſche, romantiſche, herzloſe, kurz eine unüberſehliche Muſterkarte menſchlicher und entmenſchter Herzen. Heinrich, leg' Dich recht auf die Augenlectüre! Man muß nur ja ſcharf leſen, damit man die Handſchriften nicht verwechſle! —

* * *

Den 26. August 1834, in der Eremitage bei Baireuth.

Als Kind ſammelt man Käfer, Muſcheln, Schmetterlinge; ſpäter Menſchen; und das iſt das wahre Leben! —

* * *

Ueber eine dewige Freundin.

Es giebt Augen, aus denen Muſik ſpricht. Es giebt muſikaliſche Blicke.

* * *

Den 26. Auguſt 1834 Abends, bei der Durchfahrt durch das ſchöne Thal von Wunſiedel in tiefſter Dämmerung. Rechts rauſcht ein Waldbach, links ſchwarzes ein Forſt. Ein Pudelhund jagt den Wagen an.

Der Hund iſt der echte Deutſche. Er bellt, ſpringt an, läßt ſich nicht ſchrecken durch die Peitſche, ſpringt wieder an, dreht ſich um ſich ſelbſt herum, gleichſam um ſich zu zügeln und übergroßen Eifer an ſich zu halten. Aber nicht die weiſeſte Natur des augenblicklichen Anpackens. Der Hund ſteht für ſeinen Heerd; nur eine Strecke aus ſeinem Revier verfolgt er Dich; dann zieht er ſich ruhig zurück, nur noch ſtoßweiſe nachbellend. Er iſt gezogen, nicht im rohen Urzuſtande der Natur mehr, verſtändig, aufmerkſam, getreuer Wächter, ſeinem Herrn folgſam zur Seite. Der Hund iſt das deutſche Thier.

Die Aehnlichkeit des Affen zum Menſchen iſt mehr Scheinähnlichkeit. So iſt der Affe auch der Aufſtellhafte im Nachmachen, aber weniger entwickelbar. Der Hund iſt, woraus der Menſch am meiſten machen kann, und ſeine Aehnlichkeit iſt gemüthlich. Was war *** als der treue Hund Goethe's? — Der Hund giebt ſeine Natur auf und ſchließt ſich lieber an den Menſchen. Er iſt großmüthig, läßt ſich von kleinen Kötern necken, geht lieber hinweg, als daß er ihnen was zu Leide thäte. Es wär' eine Aufgabe: die Philoſophie des Hundes. —

* * *

Den 27. Auguſt 1834, auf der Fahrt nach Schweinfurt.

Gott, was muß das Schafvolk dumm werden, das immer ein Brett vor dem Kopf hat und dazegen drücken muß! —

* *

Den 27. Auguſt 1834, im Mainthal.

Das wäre das ſchönſte, nur auszeichnen zu dürfen was es verdient und was es nur verdient. — Aber die Welt verlangt die Lüge. —

* * *

Den 28. Auguſt 1834, auf der Fahrt nach Schweinfurt.

Wer kann man ſich emancipiren, wenn man nicht emancipirt iſt? —

* * *

Den 28. Auguſt 1834, bei der Abfahrt von Schweinfurt, nach einer zufälligen Begegnung mit der Frau Profeſſorin Hegel.

Ch. Welche Verklärung im Schmerze, welche Verſöhnung mit dem Tode in dieſer edlen Natur! Dieſe Ergebung iſt ein Höchſtes, iſt echtes Chriſtenthum. Könnt Du die, mein Heinrich, es ſtände herrlich um Dir.

Alles wäre gedoppelt und geſteigert, jede Kraft, jedes Vermögen geheiligt, unverletzlich. —

H. St. Aber auch das Edelſte des Heidenthums hat ſeine mächtige Berechtigung! Es giebt einen Eigenſinn, den ich beobachte, wofern er nur vernünftig iſt, der Eigenſinn der Individualität. Dieſer werde planlich herausgebildet zum Höchſtmöglichen, nicht unterdrückt, nicht verſchwemmt, nicht untergetaucht in ein Meer weichlicher Andacht. Ich will mir den Titanentrotz nicht rauben laſſen!

Eh. Der führt nicht zum Olymp. Er wird Dich vernichten. Doch nein! es wird anders mit Dir werden! —

* * *

Den 1. September 1831 Montags, in Kiſſingen.

Hier kann man ſagen: Man trinkt wieder an der lieben Mutter Erde Bruſt. —

* * *

Den 2. September 1831 Dienſtags, in Kiſſingen auf einem Spaziergang.

Frage: Iſt nicht die Umgegend um Kiſſingen doch recht ſchön?

Eh. Ja, eine langweilige Schöne, eine trockne Schöne gewiß, ungeachtet des durchſchlängelnden Thränenquells. —

* * *

Den 3. September 1831, Kiſſingen, Mittwochs früh, beim Erwachen.

Manchmal iſt das Aufwachen gar nicht berechnet für dies Leben. Man kommt aus einem gänzlich Andern, einer Traumwelt, und ſoll ſich nun für dieſes die Strümpfe anziehn, den Zopf machen, ſich zur Converſation anſchicken, u. ſ. w. —

* * *

Den 5. September 1831 Freitags, bei Kiſſingen.

Der Eſel hat doch eine wahrhaft verzweiflungsvolle Stimme, Ver-

zweiflung aus Ennui. Das Pferd wiehert muthig, das Schaaf blökt ruhig, die Kuh brüllt geduldig, aber der Eſel ſchreit langweilige Verzweiflung.

* * *

Den 6. September 1834 Sonnabends, in Kiſſingen.

Der Antheil an den Polen gleicht dem an liebenswürdigen, verzogenen Kindern, denen man ſtets von Neuem Unarten zu verzeihen hat, und für die ſich um dieſer ſtets zu übenden Nachſicht willen der Antheil immer nur noch erhöht. —

* * *

Den 8. September 1834 Montags, in Kiſſingen.

Die Muſik iſt das ins Unendliche ſich dehnende Reich, das uns willenlos in ſeine Wellen zieht. —

* * *

Den 10. September 1834 Mittwochs, in Kiſſingen.

Die Begeiſterung iſt das Gas des Lebens, das belebende Princip. Möchten wir unſern alternden Staaten davon einflößen können! Wie würden ſie ſich verjüngen!

* * *

Den 11. September 1834 Donnerstags, in Kiſſingen.

Man muß manchmal ordentlich ſich ſelbſt wieder herausſuchen — ſo polirt die Welt an uns. —

* * *

Den 14. September 1834 Sonntags, Kiſſingen.

Iſt der Nagen nicht ein vollendetes Gedicht? Bei dieſer Fülle dieſe Klarheit! Gemüth und Geiſt, Tiefe und Reinheit im herrlichſten Verein. —

* * *

Den 14. September 1834 Sonntags, in Kiſſingen auf dem Kurplatz. Als Profeſſor Scheidler ſich bedauernd über einen bedeutenden Künſtler äußerte, daß ihm eine frühere allzuweiche Epoche anklebe.

Soll der Künſtler denn frei von aller Epoche ſein, oder nicht vielmehr ſeine Zeit zum höchſtmöglichen Grade der Vollendung heben? —

* * *

Den 14. September 1834 Sonntags, Kiſſingen. Zu H. St.

Du haſt jetzt einen wahren Barometerwechſel der Stimmungen. Mir ſind alle recht an Dir, nur nicht das melancholiſche Indichverſinken. Das biſt nicht Du, und ich ſinne immerfort auf eine Radicalkur dagegen; denn dieſes Unnatürliche zu häufig wiederkehrend muß Dich entnerven.

* * *

Dienſtag, den 16. September 1834, Kiſſingen auf dem Kurplatze, gegen Abend. Charlotte nach einem hohen Abſchiede, mit H. St. auf- und abgehend:

Nein, Heinrich, hätteſt Du Dir das jemals denken können von Deinem Lottchen, Deinem demagogiſchen Lottchen, Deinem republicaniſchen Lottchen? Ich verſichere Dir, ich bin von dieſem Abſchiede wahrhaft ergriffen und innerlichſt gerührt, und eigene Reflexionen knüpfen ſich mir daran. Du haſt mit ihm recht gehabt, und er intereſſirt mich doppelt nun, weil ſein Weſen wirkliches, Wohlwollen verrieth, nicht bloße Protection, die mir von jeher ſo verhaßt war. Ich glaube feſt, er iſt ein *guter* Menſch, hat Sinn behalten für Echtmenſchliches — und das iſt in *ſeiner* Stellung keine Kleinigkeit — und nun gar das rührend treue, einfache Verhältniß zu dem 80jährigen Verwalter! — Der und v. D. und ihresgleichen konnten mich vollkommen verſöhnen mit der Ariſtokratie — — wenigſtens für eine Brunnenzeit — (fügte ſie lächelnd hinzu).

* * *

Kiſſingen, den 17. September 1834.

Vielleicht werde ich noch eine ganz gewöhnliche Perſon, die in immerwährenden Zerſtreuungen ſich rettet? — Sollte es bei den gewöhnlichen Erſcheinungen nicht doch die letzte Zuflucht ſein, gleichſam der Reflexionswelt zu entfliehen und den Augenblick zu haſchen? — —

* * *

Kiſſingen, den 18. September 1834 Donnerſtags, gegen Ende der Tafel, nach hundert vergeblichen Verſuchen den unamuſabeln *** zu erheitern.

Die wahre, zähe, ſchrecklichſte Hypochondrie liegt doch in Geiſtloſigkeit, oder vielmehr in Intereſſeloſigkeit. —

* * *

Den 19. September 1834 Freitags, in Kiſſingen.

Das Schubert'ſche Schlummerlied „Es ruht der Wald," ſilbert es nicht wie der Luftbauch über ein friſchbegrüntes Frühlingsgrab? —

* * *

Den 19. September 1834 Freitags, bei Kiſſingen.

Nicht prüde ſein, lehrt uns die Natur. Sie ſchafft das Schwein, das ſudelige Thier, das uns die guten Schinken liefert. Man fordre von dem Schweine nichts als Schinken, Borſten u. ſ. w., und es iſt ein treffliches Geſchöpf. Und ſo die ganze Scala durch. —

* * *

Den 19. September 1834 Freitags, Kiſſingen.

Tous les genres sont bons, excepté le genre sans grace — kann man bei vielen Frauen ſagen. —

* * *

Den

Den 20. September 1834, in Kissingen.

Wenn mir Jemand einen geistvollen Menschen nur nennt, so leb' ich auf. Setzt einen Geist neben mich, einen lebenvoll Eingehenden, trotz Unwohlsein und Schmerzen sollen alle Springfedern meines innern Lebens aufschlagen und Leben sprühn. —

* * *

Den 20. September 1834, in Kissingen.

Der Himmel läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse, läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, läßt den Nagozi sprudeln für Absolutisten wie für Liberale.

* * *

Den 21. September 1834 Sonntags, Kissingen.

Das bildet ordentlich eine bezeichnende Unterscheidungslinie unter den Menschen, daß dieser eher fragt was der andre ist, jener nur wie er ihm gefällt.

* * *

Den 21. September 1834 Sonntags, Kissingen.

Ein entschiedener Unfall, ein zu übersteigend Hinderniß, und dergleichen, verhält sich zu fortdauernden und anhaltenden Widerwärtigkeiten wie das Duell zum Gezänk. Gegen jenes schärfen wir Waffen; wir setzen dem Hinderniß von Bedeutung eine gesammelte, gefaßte Kraft entgegen, während Gezänk und Widerwärtigkeiten in uns wühlen, und zwar in unsern Weichen, widerstandlos, und um so unerträglicher verletzend. —

* * *

Den 21. September 1834 Sonntags, in Kissingen.

Der Mensch muß *gefallen wollen*, wenn er gefallen soll, versteht sich ohne Ziererei; aber die Anmuth, die er sucht muß, ihm zur Natur gewor-

den fein; Formloſigkeit iſt für den Schönheitsſinnbegabten unerträglich, oder vielmehr die abſichtliche nonchalance, das geſuchte Sichgehenlaſſen iſt unerträglich. Formloſigkeit kann, beim Manne gewiß, durch innere Vorzüge zur Vergeſſenheit gebracht werden, niemals bei der Frau. —

* * *

Montags, den 22. September 1834, Kiſſingen, im Kurſaal.

In ſo einem Strauß'ſchen Walzer iſt ein wahrer Lebensrauſch. Und wie trägt ** ſie vor! wie elaſtiſch! wie drin aufgehend! — Man wird zum harmloſen Wiener mit ihm.

* * *

Dienſtags, den 23. September 1834, bei Kiſſingen. Ueber Sch—l—r.

Dieſe moraliſche Tüchtigkeit, dieſe einfache Natur begreift ohne Anſtoß, erträgt ohne Oppoſition nur wer ſie auch in ſich trägt, wenn gleich in der Form gemildert. Aber mit ſolchen Naturen müßte eine viel glücklichere Zeit emporſteigen. Etwas geſund Wirkendes, Kräftigendes iſt in ſolchen Naturen, antike Prallheit, wozu freilich zur Vollendung eines reichen Lebensinhalts noch mehr Geiſtesüberſchwang hinzukommen müßte. —

* * *

Donnerſtag, den 25. September 1834, in Kiſſingen.

Du haſt in dieſen Tagen vielfache Erfahrungen gemacht, unerquickliche, doch hoffentlich nicht reſultatloſe für das Weiterleben. Zuſammennehmen, mein' ich, müßten wir vor Allem uns gegen ſolche, die uns raſch für ſich eingenommen, mit denen wir gern ferner und länger umgehn möchten; bei Andern macht es ſich von ſelbſt. Es geht eine moraliſche Erkräftigung aus dieſem Anſichhalten hervor, ein Gewinn für den ganzen Menſchen nach innen

und nach außen. Auch größere Heiterkeit — dauerndere zwar — geht hervor aus größerer Haltung.

* * *

Den 29. September 1831, Montag Abends in Kissingen. Nach einem literarischen Streit.

Wie kann man überhaupt nur solche Werke wie Schleiermachers Monologe, Rahels Briefe, dem Künstler gegenüber so hoch stellen, da unmittelbar das Werk und ihr Mensch so eins und es gleichsam nur Bekenntnisse sind, während der Künstler sich von seinem Menschen trennen muß, um im Object aufzugehn! — Was haben Jene gethan, als sich selbst, ihren Menschen herausgesprochen? — Der Künstler aber soll die heilige Werkstatt seiner Brust, während er sich versenkt und an das Object aufgiebt, zugleich doch auch ausbilden innerlich. Dem Künstler ist eben so der ganze harmonische Mensch nothwendig. Jene schreiben immer nur aus sich heraus, während er zugleich — und nur dann ist er der echte — sich in sich bildet und in den Stoff versenkt und an das Object aufgiebt. Er hat also was Jene — aber wieviel mehr! —

* * *

Den 1. October 1834 Mittwochs, in Kissingen.

Der liebe Gott hat seine Freude an den mannigfaltigsten Völkern und scheint in seiner großartigen Toleranz keines gern ganz untergehn lassen zu wollen, ohne wenigstens eine Probe davon sich zu erhalten. Drum sterben auch wohl die Juden niemals ganz aus mit ihrer curiosen Bildung und Eigenthümlichkeit, diese schwarzen, zähen Naturen mitten unter den blonden geschmeidigern. —

* * *

Den 1. October 1834 Mittwochs, in Kissingen.

Die häufigere Erscheinung des Pietismus im Protestantismus als im

Katholicismus erklär' ich mir dadurch, daß, wo eine lebhafte Phantaſie äußerlich keine Befriedigung findet, ſie um ſo mächtiger ſich nach innen kehrt. —

* * *

Den 1. October 1834 Mittwochs, in Kiſſingen.

Ich möchte wohl, Heinrich, Du ſetzteſt Dich mit der Zeit mehr in Correſpondenz mit echten Frauen. Echte Frauen ſind des Dichters wahres Publicum. Es würde Dir intereſſant ſein, wahr und offen zu vernehmen, wie ſie über Dich, wie über Deine Werke denken und fühlen, Du würdeſt daraus Manches abnehmen, Vieles lernen, und gewiß Dich daran erquicken und angenehm zerſtreuen mit Nutzen. Ich fordre Dich ernſtlich dazu auf. Dein erſter Feldherr und erkorner Adjutant bleib' ich doch immer; und in ſolchen Fällen hätt' ich noch den Spaß, Secundant und Unparteiſcher zugleich zu ſein. Für etwaige Wunden wollt' ich auch Charpie zupfen.

* * *

Donnerstags, den 2. October 1834, in Kiſſingen.

Das ewig flüſſige Element, das Unbegrenztſein iſt die eigentlichſte Bedeutung alles Großen und Bedeutenden. Der Künſtler darf nie zum Syſtem ſich abſchließen. Auch demonſtriren braucht er's nicht zu können; dazu gibt's Andre, vielleicht Beſſere nach einſeitiger Richtung, Geſchicktere gewiß. Dieſe Schranke iſt ſogar ein Theil ſeines Weſens. Aber eine Weite ohn' Ende, ein Verſchwiſtertſein mit dem Ewigen, Unendlichen, ohn' Ende — das iſt ſein Reich, dies das Reich aller wahrhaft ihm Verwandten. Und wer dies Reich wahrhaft in ſich trägt, was braucht der ſich zu zerquälen? — Er hat ſich nur zur Ruh zu bändigen, zu faſſen — dann kommt ihm das Rechte ſchon zur rechten Stunde.

Donnerstag, den 2. October 1834, in Kissingen.

Des Arztes Kunst kann nur die Tasten greifen lehren, die Fingersatzkunst. Das freie Spiel gehört der allvermögenden Natur. —

* * *

Donnerstag, den 2. October 1834, Kissingen. Bei einem Gespräch über Temperamente.

Warum nur vier? — Doch wohl nur wie nur vier und zwanzig Buchstaben! Eine Unendlichkeit von Individualitäten mancirt und mischt sich daraus. —

* * *

Freitags den 3. Oktober 1834, Bei der Abreise von Kissingen, zu P. St.

Auch darin ist die schlagendste Analogie des innern Dichterlebens mit dem Gebären, daß alle Säfte mehr dem Werke zuströmen, wie bei der Frau dem Kinde. Das Objekt ist das inwohnende junge Leben; und gedeiht das nur, wird auch schon der Mensch gedeihn. Aber glaube mir, mein Theurer, nur das Sichfassen mit der Kraft des Willens führt zu dauerndem Gedeihen.

* * *

Freitags den 3. October 1834, im Reisewagen, Nachmittags, zwischen Brückenau und Fulda.

Aus der Asche ausgebrannter untergegangener Träume wächst eine neue Welt hervor.

* * *

Freitags den 3. October 1834, im Reisewagen — unweit Fulda, gegen Sonnenuntergang — ein wunderbarer Nachmittag!

Das biede Volk! — sieht Weltverläugnung nur im Christenthum. Weltbeherrschung ist darin — und darin Milde, Kraft, und alle Vermittlung. Die Stärke Seiner Lehre ist die Lehre, wie das Leben zu bewältigen, diese Kraft wie keiner sie hatte. Alle Andern, auch Sokrates, weisen

auf ein Jenſeits. Er ſetzt hier den Kampf und Sieg. Und ſo ſeh' ich in ihm den größten Lebensphiloſophen. Er iſt der tiefſte. In die Wüſte ging er, in ſich ſelbſt die Kämpfe abzumachen. Dann trat er hervor, ein Geiſt voll Rieſenkraft, der Welt gegenüber. — Dann ſeine Hoheprieſterſchaft in ſeiner Reinheit — dieſe bodenloſe Tiefe, die, wie ſie auch dran herumzupfen, nicht zu erſchöpfen iſt und ausreichen wird ſo lange die Welt ſteht! In der Weltbändigung die Milde, das iſt Chriſtenthum.

* * *

Den 3. October 1834 Freitag Abends, in Fulda.

Die Welt erſcheint mir erſt jetzt recht heiter, ſeit ich ſie einmal ganz aufgegeben und nun drüberſtehend ſie betrachte und erhalte. Sie erſcheint mir gleichwie im letzten ſchönen Abendroth, wie beim Sonnenuntergang ſie verklärter daliegt.

* * *

Den 4. October 1834 Sonnabends früh, (in Fulda).

Jede höher begabte Natur hat die Aufgabe, ſich ein Märtyrer durchs Leben zu führen. Klagen und Jammern über Vergänglichkeit, und dergleichen, bleibe den Schwächlichen und Nichtigen überlaſſen! Der Gottbegabte hat es eben ſiegend zu bewältigen.

* * *

Den 4. October 1834 Sonnabends um neun, bei der Abfahrt von Fulda, nach Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten.

F. Et. Wie Nebelgebilde treten mir jetzt die Erinnerungen der Kindheit entgegen, die ſchönſten Grau in Grau. Denk' ich mir mein liebes Kroſſen, mein Vaterhaus ein Gaſthaus, eine Mördergrube! — aus ſchwarzer Bitterkeit könnt' ich den Plan ausführen darin einzukehren und auf dem alten lieben traulichen Stübchen als fremder Gaſt mich einzuquartieren!

Charlotte: Ja, das wär' ein Plan, aber ideell. Es ſchreibt einer ſein Leben im Vaterhauſe, das aber ein Gaſthaus worden, und wo er nun ſelbſt als Gaſt drin logirt. Was ließe ſich Alles um dieſen Mittelpunkt reihen! Ueberhaupt, Du haſt ſo reiche Fülle des Erlebten. Benutze ſie! Laß ab mit trüben Lebensreflexionen ſoviel Zeit zu verſchwenden!

* * *

Den 4. October 1834 Sonnabends, zwiſchen Hünfeld und Hersfeld.

H. St. Wärme iſt Leben!

Charlotte: Ja! Und wie man in Sonne-durchwärmter Luft ſich ausſömmert und erholt! Heut früh ſpielt' ich nur noch auf Einer Saite, auf der Saite der Reſignation — und jetzt alle Saiten wieder aufgezogen und geſtimmt.

* * *

Den 5. October 1834 Sonntags, in der Nacht in Hersfeld beim Ankleiden.

Mein mehr Nachinnengehen und Dein Aufnehmen der Weltverhältniſſe, das muß ſich gut zuſammen machen als Gemiſch.

* * *

Den 5. October 1834 Sonntags, in der Nacht in der Kutſche.

Bei den alten Poſtchaiſen waren doch die Fenſter mehr nach unten — da ſah man nichts wie die Steine auf dem Felde — jetzt ſind ſie höher angebracht zu freierer Weltanſchauung.

* * *

Den 5. October 1834 Sonntag Morgens, auf der Fahrt nach Caſſel.

Es giebt Menſchen, welche die Beſcheidenheit ordentlich ſchröpfen, bis ſie nun wirklich unbeſcheiden wird.

* * *

Den 5. October 1834, im Reiſewagen.

Zu welchem Herrn die Diener am meiſten Liebe haben? Zu dem der Talk hat.

* * *

Den 7. October 1834 Dienſtags, im Ederthal, bei der Bergheimer Goldwäſche.

Das iſt ein Habnemann'ſcher Goldproceß, ein Milliontheilchen auf einem Waſchlappen präſentirt.

* * *

Den 7. October 1834 Dienſtags, im Ederthal.

Einem großen Staate anzugehören, giebt in der Ferne ein Gefühl als ob der eigne Haushalt erweitert wäre — und umgekehrt. —

* * *

Den 7. October 1834 Dienſtags.

Heut Morgen, als der Kutſcher weckte, ward mein Schlaf gewiſſermaßen durchgebrochen wie eine Stange Siegellack, daß es ordentlich knſterte.

* * *

Den 8. October 1834 Mittwochs.

Mir iſt bei Frauen nichts mehr zuwider als das bald nach der Heirath eintretende Phlegma, das von einem ausgeſchöpften Brünnlein des Verlangens zeugt, dem kein lebendiger Quell mehr Nahrung zuſtrömt.

* * *

Den 8. October 1834 Mittwochs, vor Arolſen.

Verwandt in der tiefſten Tiefe ſind eigentlich nur wenige Geiſter, ächt befreundete, ſchöpfende, ſtrebende. Mit dieſen iſt Verſtändigung, Einigung. Mit den übrigen lebt man — nun ja! — Du aber biſt ein ſo ruheloſer

Geiſt

Geiſt im Leben, daß abſolute Freiheit von allem Dich irgend Störenden mir allerdings Bedürfniß für Dich ſcheint; hätteſt Du nicht die Gefährtin gefunden, die Dir ſo ganz eignet, Du hätteſt auch dieß Amt abwerfen müſſen.

* * *

Den 11. October 1834 Sonnabends, in Berndorf.

Verſtändige Naturen treffen das Nächſte zwar richtig und ſicher, aber das Tiefere und Fernere iſt für ſie unbekanntes Land.

* * *

Dienſtags den 14. October 1834, in Berndorf.

Ein jeder irrt, der ſich ein Schema macht für's Leben. Menſchenkenntniß erlernt ſich nicht; dazu giebt's zuviel Individualitäten. In ſich die rechte Norm ohne Verrammtſein, das führt überall recht.

* * *

Dienſtags den 14. October 1834, in Berndorf.

Die einzige Unruh großartiger Naturen ſollte ſein, ſich Lieb' und Achtung zu erhalten. Das iſt eine thätige. Die anderen paſſiven ſind vom Uebel.

* * *

Dienſtags den 14. October 1834, in Berndorf.

Es giebt Menſchen ohne Henkel, die man nie faſſen kann.

* * *

Donnerſtags den 16. October 1834, bei einem Beſuch in **.

Der Menſch kann ein recht unzufriedenes Geſchöpf ſein — eine Kuh ſieht ſchöner aus — Nein, dieſe unzufriedenen materiellen Geſichter!

* * *

Den 16. October 1834. Ueber ***.

Sieht er nicht ſtarr und kalt und abgegrenzt aus in ſeiner ſcharfen Selbſtzufriedenheit wie ein geſchloſſenes Viſier? —

* * *

Den 16. October 1834.

Jedes Genre von Menſchenkenntniß iſt nichtig. —

* * *

Den 17. October 1834.

Weißt Du was ich mir vorgenommen? Ich darf nichts erleben, ohne daß ich davon lerne.

* * *

Den 17. October 1834.

Gott hat dem einen mehr reines Gold, dem anderen mehr Schlacke mitgegeben.

* * *

Den 17. October 1834.

Ich habe Mitleid mit jeder Schurkennatur; drum kann ich aber nie dagegen heftig werden.

* * *

Den 17. October 1834.

Unſer Beſtes oft, wie ſehr wird es beſchnitten durch Weltklugheit, und wie das Zeugs Alles heißt.

* * *

Den 17. October 1834. Ueber ihre Mutter.

Sie hat einen urkern Verſtand, auch ohne alle Anbildung.

* * *

Den 19. October 1834 Sonntags, in Berndorf, vor dem Abendmahl.

Sich Glück ſchaffen, wer das nicht vermag, für den ſind alle äußern Glücksgüter vergebens. Aber Manche unken und pimpeln ſo hin, vergeſſend und verkennend, daß wir friſche Gottesgeſchöpfe ſind und in dieſem Sinne zu leben haben.

* * *

Den 19. October 1834 Sonntags, in Berndorf nach dem Abendmahl.

Die ſtille Feier iſt doch die rechte Bedeutung des Abendmahls; darin die wahre Andacht; ſie erinnert mich an die erſten Chriſtengemeinden. Es war Alles ſo wacker, ſo einfach, ſo ganz angemeſſen; des braven Buhls Predigt, wir en famille mit Mütterchen und der lieben kleinen Paſtorin und den Kinderchen, die geſunden Bauerngeſichter um uns her, die friedliche Dorfkirche. So einfach und prunklos müßte das Mahl der Liebe immer ſein.

* * *

Dienſtags, den 21. October 1834.

Wie könnt' ich nur mit etwas Anderm imponiren wollen als mit mir ſelbſt? Da würd' ich doch zu ſtolz zu ſein, gerade wie ein Tüchtiger doch um des Geldes Willen nicht möchte reſpectirt ſein, während er doch Millionen mal beſſer iſt als das ſchlechte Geld. Aber Leute, die dergleichen ſich angewöhnt, treiben dann zuletzt ordentlich Charlatanerie mit ſich ſelbſt, während ſie's lange genug mit Andern getrieben.

* * *

Dienſtags, den 21. October 1834.

Eine Rundſchau von hohen Bergen kommt mir immer vor als müßte da unten Heerſchau gehalten werden. Nie kann eine ſolche mich ſo intereſſiren als wie ein engerer Rahmen

* * *

Dienſtags, den 21. October 1834.

Zum gegenſeitigen Verſtändniß, zur Harmonie des Beiſammenſeins gehört vor Allem Charakterähnlichkeit. Die Denk- und Anſchauungsweiſe mag noch ſo verſchieden ſein; daraus geht gerade ein gewiſſes Intereſſe, ein intereſſant Sichgegenſeitigergänzen hervor, durch das beide Theile gewinnen. So geht es uns, Du mit überwiegend gemüthvoll-poetiſcher, ich mit vorwaltend philoſophiſch-reflectirender Lebensanſicht. —

* * *

Dienſtags, den 21. October 1834.

Der Menſch ſoll eine gewiſſe Vornehmigkeit in ſich haben; das iſt der wahre Stolz; um Gotteswillen nichts Erborgtes!

* * *

Dienſtags, den 21. October 1834. Aus einem Briefe.

— — — Das iſt meine Herzensmeinung: Ein Kind ohne Seele könnt' ich vergiften! — *** blieb mir ein fremdes Dämchen, die ich immer hätte fragen mögen: Liebes holdes Kind, wo iſt Deine Seele? Hatteſt Du denn nicht Gemüth in Deinem Kinderbrüſtchen? Aehnliche Fragen ſtiegen mir unaufhörlich auf; aber — es war keine Zeit zur Antwort. Und es war vielleicht gut, daß eben keine Zeit dazu war. Ein Mädchen ohne Gemüth iſt eine Blume ohne Geruch für mich; ich liebe nicht Blumen ohne Geruch und nicht Mädchen ohne Seele; was ſoll mir ihre graziöſe Bildung und aller Farbenſchmelz von Weltlebendigkeit? hohler Schein! — Inhalt, Inhalt will ich haben! Witz und Verſtand ſind auch hohle Dinge, wo das Herz fehlt; ſolcher hohlen Püppchen muß man leider viele in Berlin ſehn; doch genug davon! Gott ſei Dank, es giebt auch ſchöne Mädchen, die recht verſtändig ſind und recht poſſierlich obendrein, und doch dabei eine Liebe im Herzen haben die Alles überflügelt, an der man ſich erquickt, erwärmt,

erbaut. Theure D. und H., impft solche Euren Kindern ein! predigt ihnen Liebe, das heißt wahre Liebe, Liebe, Liebe! und sie sind Gott und ihren Tanten, Onkels, und der ganzen Welt ein Wohlgefallen.

* * *

Mittwochs, den 22. October 1834, in Berndorf, an einem trüben Morgen.

Blasen steigen auf im Menschen, in dem Geistbewegtesten am meisten; aber sie vergehn wieder am innern, wahren Kernleben. Halte Dich an Deinen Kern, und laß die Blasen spurlos in der Sonnenluft des ächten Geisteslebens zerplatzen; aber nimm sie beherrschend auf als leichtes Farbenspiel in Deinen Schöpfungen. —

* * *

Mittwochs, den 22. October 1834, vor Meugeringhausen, auf der Fahrt von Berndorf nach Arolsen.

Das Städtchen erscheint mir wie ein Zahnstocher von Berlin, eine Zahnlücke von Moskau oder Petersburg. —

* * *

Mittwochs, den 22. October 1834, in Arolsen.

Ist nicht *** der prächtigste semper idem? Von dem könntest Du viel lernen, zu Deinem dauernden Heil. —

Uebrigens ist er doch eine ächte Kleinstadtfigur. Ungeachtet seiner interessanten Persönlichkeit dürft' er, wie ein Lokalkeimler, ohne seinen eignen Nachtheil den Ort nicht wechseln. —

* * *

Donnerstags, den 23. October 1834.

Ich glaube wirklich, manche Menschen kommen nur einmal gebacken auf die Welt wie ungahre Pfannkuchen. Andre dagegen sind Doppelzwieback.

* * *

Den 25. October 1834 Sonnabends, auf den Waldeckiſchen Waldhöhen nach Rhoden zu.

Du mußt Dein tiefes Traumleben immer noch mehr hervorleben. Dein jetziger Menſch correſpondirt auf merkwürdige Weiſe mit der Vergangenheit und rankt hinüber, wie bei Heine die nordiſche Tanne zu der Palme des Orients. Kenne die Gegenwart, aber verflicht ſie mehr in Deine Träume, als daß Du ſie allein giebſt.

* * *

Den 25. October 1834 Sonnabends.

Es giebt getheilte Naturen, in denen ewig Harmonie fehlt — es giebt Stücknaturen, ſchroff, einſeitig, kantig, ſcheinbar liebelos, aber mit dem Einen Stück lieben ſie einſeitig, grundmächtig — es giebt Hartenußnaturen, aber ſchält man die umhüllende Schale ab, ſo kommt ein ſüßer Kern.

* * *

Den 27. October 1834, Montags.

Der Dichter iſt der poetiſche Juriſt, der natürliche Defenſor ſeiner Helden.

* * *

Den 27. October 1834 Montags, in Hannover.

Es giebt eine Beſuchdiarrhöe. Immer ſchädlich. Haſt Du die erſt vollends überwunden, ſo haſt Du viel gewonnen. Es muß angreifen, immerfort Perlen ſuchend nur hohle Eier zu finden. Wer wird alle die wiederſehn wollen, die immer noch nach dem Knaben fragen, der längſt verpuppt und ausgeflogen iſt, und die von allem Zwiſchenliegenden, Innerlichen nichts wiſſen? — Das muß ja verſtimmen. Wer wird immerfort Moder aufſuchen? Man beſchränke ſich auf wenige Aechte, und man wird dieſe Wenigen deſto mehr würdigen.

* * *

Den 29. October 1831, in Hannover.

Weißt Du was das Herrliche iſt in J. L. K., was Dich ſo anſpricht? — Er iſt keine gekünſtelte Natur — er hat urſprüngliche Begeiſterung — er hat idealen Sinn bei lebendigem Geiſt — Dich widert das nur Geiſtreiche an. Democh kann er aber nur Geiſtreiches heraufſchleudern. Aber als Natur iſt er Dir mehr als die Gebildetern. —

* * *

Den 29. October 1831, in Hannover.

Weißt Du was man an einander gewinnen muß? — Den Glauben, daß es keinen Edlern giebt — das iſt das Größte und zuletzt Unentbehrlichſte. Das iſt das Ewige, Hinüberrankende. Darum weiß ich, daß es keine Trennung giebt, trotz der verwirrendſten Momente.

* * * *

Den 29. October 1831, in Hannover.

Mozartſche Töne paſſen recht zu unſrer Liebe. Dies Verſchmolzenſein aller Elemente zur tiefſten Innigkeit, und doch das Allzeitflüſſige. —

* * *

Den 30. October 1831 Donnerſtags, in Hannover.

Iſt nicht in R... eben ſo wie in R... Paradieſesgarten mit häßlichen Schleuſen, Himmel mit Goſſengemeinheit nebeneinander? Iſts nicht im Menſchen überhaupt ſo? Oben die herrliche Bruſt, unten die Schleuſe.

* * *

Den 30. October 1831 Donnerſtags, in Hannover.

Die Aufgabe des Lebens iſt die des Kämpfers in der Schlacht, immer todesmuthig, immer todesbereit, ohne doch erſchoſſen zu werden, bis es

zur andern Natur wird. Es wird ſchon der Moment kommen, wo einer fallen muß. Mein guter, treuer Kamerad, Du mußt vor in die Reihen mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die erſte Kugel treffen ſollte.

* * *

Den 31. October 1834 Freitags, in Hannover.

Was nur die Menſchen immer die Erde umſchiffen! — Einſchiffen in ihr Innres möcht' ich und da ſpähn und forſchen und ergründen. —

* * *

Den 1. November 1834 Sonnabends, in Hannover.

Der thieriſche Proceß ſteht urſprünglich außerhalb der Liebe. Es iſt das ſich geltendmachende, animaliſche Leben, der Saftdrang, wie der Bäume im Frühling, das Zueinanderziehn der Körper. Nun kommt die Liebe zweier junger Naturen hinzu, und der Drang veredelt ſich; da gewinnt dann auch dieſer Proceß Individualität, und wird Treue. Aber die größere Untreue, bei der Alternative, würde mir immer geiſtiger Abfall ſein als der zufällig ſinnliche. Die geiſtige Treue iſt eine errungene, vermittelte; mit ihrem Bruch bricht die ganze Geiſtigkeit, das Reinmenſchliche des Verhältniſſes; die andre iſt nur ein Moment, jeden Augenblick wieder zurückzunehmen als ein zufälliges. Eiferſucht iſt daher zwiſchen uns nicht möglich. Du in Bezug auf mich? — Nun, das weißt Du. Ich in Bezug auf Dich? — Da kenn' ich nur Eine wirklich und auf die Dauer zu fürchtende Nebenbuhlerin — Dein Streben. Möchte die nur erſt wieder in ganzer Fülle und gefährlicher Herrlichkeit mir über den Kopf zu wachſen drohn! — Eher könnte mir's recht ſein, Du wäreſt Sultan in einem der blühendſten Harems — ich natürlich die Favorit-Sultana des Herzens — als daß ein geiſtignebenbuhlendes Verhältniß, auch nicht mit einem Freunde, Dir ſo werth und wichtig würde, daß es mich in

Hin-

Hintergrund ſtellte. Das könnt' ich ſchwerlich ertragen. Möchten Dir nur mehr Frauen ſo gefallen, daß Du lieber in Geſellſchaft gingeſt und Dich da erheiterteſt und befreieteſt von dem oft zu ſtarren, einſeitigen Drange des in ſich ſelbſt ſich vertiefenden Stroms! — Beſonders ſeit Du ſo gewaltig leideſt, hab' ich das für Dich vielfach gewünſcht und möchte ernſtlich dafür ſorgen. —

* * *

Den 1. November 1834 Sonnabends, in Hannover.

Da hab' ich einen Einfall, wieder eine Aufgabe für Dich, Heinrich, deren Löſung ſo recht für Dich iſt. Ich hatt' einen Kameraden — denk Dir dieſen guten Kameraden (einen beſſern findſt Du wirklich nit) verloren für hier, und halt ihn dennoch feſt in Dir. Dies als Muſichumgehn, in ſich den verlornen Freund heraufbeſchwören, ſich als Object ihn zu machen und ſo zu erhalten — ein wunderbarer Vorwurf! — müßte, dächt' ich, zur Beruhigung mancher Stürme in Dir unendlich beitragen. —/

* * *

Den 2. November 1834, in einer Bildergallerie.

Das Leben im Paradieſe, wo die Thiere aller Art ſich ſo hübſch vertragen, kommt mir vor wie eine Encyclopädie, eben ſo mannigfach und eben ſo langweilig.

* * *

Den 2. November 1834.

Wo keine Höhe, da iſt auch kein Reiz mehr. — So in Geſellſchaft, Freundſchaft, überall.

* * *

Den 3. November 1834 Montags, in Hannover.

Daß es in der Welt ſo viele Eigenſchaften giebt, die nicht zu erwer-

ben ſind, das macht ſie mir ſchon ſo unvollkommen. Das thut mir an trüben Tagen in gewiſſen Stimmungen ſo leid in die Seele Anderer.

* * *

Den 3. November 1834 Montags, in Hannover.

Der zweite Theil des Fauſt iſt doch das objectivſte Werk von Goethe — denn er iſt zum größten Theil gar nicht dabei.

* * *

Den 3. November 1834, in Hannover.

Die Tochter iſt Dir intereſſant, und von der Mutter wirſt Du gern intereſſant gefunden — und ich lächle freundlich dazu mit wohlgefälligem Herzen. — — Würde das nicht mancher Herzensmäkler für Tollheit halten?

* * *

Den 3. November 1834, in Hannover.

Mit einer gewiſſen edlen Dreiſtigkeit, edlen Aufrichtigkeit, kommt man ſehr weit — vorzüglich wenn man weiß, man hat etwas gethan. Sei dreiſt und keck wie ehedem! Du kannſt's, denn Du biſt ehrlich. Laß Andre Grillen fangen! Du brauchſt's nicht.

* * *

Den 4. November 1834 Dienſtags.

Tante St. klagt mit Unrecht über manch beunruhigenden Beſuch, der ihr bei ihrem unwohlen Stillleben zu Theil wird. Gehört das Alles nicht nothwendig zu ihrer Diät? Muß es ihrem überlebhaften Geiſte, der ſonſt metaphyſiſch ſpinnend ſich in ſich ſelbſt vergraben würde, nicht zermalmen helfen, wie dem Hühnermagen der Kalk und die Kieſelchen? —

* * *

Den 5. November 1834 Mittwochs.

Es giebt eben ſo wenig ein Gerne für Weltklugheit als ein Gebot: ſei heiter! oder: nimm keine Rückſichten! — Wem da nicht jeder Moment das Rechte angiebt, dem iſt überhaupt nicht zu rathen. Der rechte Verſtand weiß das Alles ſehr gut einzuſehn, beurtheilt Verhältniſſe, die Menſchen, jedes in ſeiner Weiſe, giebt jedem ſeine rechte Stellung. Und ſo iſt die meiſte Empfindlichkeit im Leben meiſt nur Unverſtand.

* * *

Den 5. November 1834 Mittwochs.

Für den Geiſt bedarf's der äußern Lebenskämpfe weniger; der hat ſchon in und mit ſich genug durchzumachen.

* * *

Den 5. November 1834 Mittwochs, in Beethovens Fidelio.

Wie iſt nicht dieſe ganze Oper voll Maaß, bei der größten Leidenſchaft der Gedanken!

* * *

Den 6. November 1834 Donnerſtags, in Hannover.

Du biſt blos ein Zögling der Liebe. Auf Dich kann weder Kraft — die haſt Du ſelbſt genug, wenn Du ſie nur erkennen willſt — noch ſonſt was wirken als lediglich Liebe. Wenn die Leute nur das einſähen, wie ich das ſeit ſo vielen Jahren an Dir ſtudirt, ſie würden Dich richtiger ſtellen, faſſen und behandeln.

* * * *

Den 6. November 1834 Donnerſtags.

Wenn ein Menſch Eigenheiten hat, diaboliſche, auch noch ſo leiſe, iſt

mir's immer als sei er in etwas sitzen geblieben, wo er doch heraus gekommt hätte, wenn's auf die rechte Weise angefangen wäre.

* * *

Den 6. November 1834.

Wir sollen in unserm Handeln keine Rücksichten nehmen auf das: Was werden Andre von Dir sagen? — wohl aber in unserem Reden: Was wirst Du zu Andern sagen?

* * *

Den 6. November 1834.

Es giebt Menschen, die werden mit jedem Buche das sie geben, mit jedem Lob das ihnen zu Theil wird, unausstehlicher werden.

* * *

Den 7. November 1834.

Das Räthsel, ob man geliebt wird, ist viel interessanter als das baare Aussprechen; selbst der Zweifel mehrt die Zuneigung der tiefsten Seele.

* * *

Den 7. November 1834.

Ich möchte Dich einmal in einen grossen Tiegel stecken und so lange schmoren, bis du lauter Pomade würdest. Mehr Pomade, Derbheit, Keckheit, Rücksichtslosigkeit! Die alte tüchtige sichere Pomade, die recht thut und keinen scheut, das Vertrauen auf die eigne Individualität, den Segen Allahs, die nur sich giebt, und gar nichts will, und gar nichts scheut in kecker Sicherheit, dein altursprünglich keckes Wesen, das durch Krankhaftigkeit und Verhältnisse gelähmt war.

* * *

Den 7. November 1834.

Gieb nur Dein Eigenſtes! Gieb Dein Innerſtes rückhaltlos heraus! Das wird dann das Beſondre ſein, das Eigenthümliche, das Neue.

* * *

Den 7. November 1834.

Kraft heißt, ſich ungeſtört durchführen durch all dieß Getriebe. Kein Menſch frägt nach deſſen Schmerzen, der ſie ſtill verweint, kein Hahn kräht darnach. Drum muß der Menſch ſich anſtrengen und durchzuführen ſuchen in ſeiner Weiſe.

* * *

Den 7. November 1834.

Gegen manche Menſchen kann man nie eine Reflexion ausſprechen, blos Thatſächliches.

* * *

Den 7. November 1834.

Es giebt Menſchen, denen nichts heilig iſt, ihr eignes Selbſt nicht.

* * *

Den 7. November 1834.

Das Nervenleben iſt noch raſcher als das Geiſtesleben.

* * *

Den 9. November 1834 Sonntags, Abends ſpät.

Ich nenne reſigniren nicht: ſich zum Lump machen; nein, ſich zum Herrn machen, ſich zum Herrn darüber machen.

* * *

Den 9. November 1834 Sonntags, Abends ſpät.

Das ſich faſſen giebt zunächſt die Sicherheit des Gegenüberſtehns Anderen, die Geiſteskraft allein nicht giebt. Weisheit entſpringt aus dieſem

ſich faſſen allem. Verſuch's nur einmal ein paar Wochen, und Du wirſt Wunderdinge an Dir erleben. —

* * *

Den 10. November Montags, in Hannover auf dem Wall.

Ch. Das Gefährliche in Hölderlin iſt der Mangel an Vermittlung. Wie hat er gegeſſen? getrunken? wie gelebt? — In ihm iſt nur Höhe der Begeiſterung — dann iſt er ein Gott — oder, wenn nicht mehr von dieſer getragen, in totaler Abſpannung, nichts mehr. Ihm fehlen alle Mittelſtufen; dazu noch ganz und gar der Humor. So warſt Du ſonſt, entweder Fülle der Liebe und Begeiſterung, getragen, oder abgeſchnellt, außerhalb dem Leben. (Dank Deinem Genius, daß es anders worden!) Ich glaube ſogar, je größer die Vermittlung, die Vereinigung der beiden, deſto größer der Dichter. Der überſchauende Gott ſieht hierin am höchſten. Muß doch die kleinſte Pflanze all die Contracte bewältigen, Sturm, Wind und Wetter; die ſchwächere Pflanze jedoch weniger.

S. Er. Hölderlins Begeiſterung iſt ein glühender Wein, ein beſeligender, erhebender; ſeine Trunkenheit iſt göttlicherem und erhabenem, frei von allem Hefen. Und das Höchſte iſt doch ewig das Erhabene! —

Ch. Und doch war mir's entſetzlich und tief ängſtigend, als Du im vergangnen Sommer gerade ſeine Bekanntſchaft ſo leidenſchaftlich aufſuchteſt, in ihm nur Anklang zu finden glaubteſt und Sympathie, alles Andre von Dir ſtießeſt, gleich einem Fieberkranken, der die mildernde Arzenei zurückweiſend Erhitzendes begehrt, weil er ſelber durch und durch erhitzt iſt. Glaube mir, es war dies eine höchſt gefährliche Zeit für Dich. Gottlob, daß ſie vorüber, und daß Du jetzt in Hölderlin neben dem Herrlichen des urſprünglichen Inhalts doch auch das Krankhafte, Geſpannte wieder erkennſt. Das zeugt mir für Deine zunehmende Geneſung mehr als alles Andere. —

* * *

Den 10. November 1834 Montags.

Das iſt auch eine Kunſt des Lebens, bei Menſchen, mit denen nicht gebrochen werden ſoll, die Differenz von geſtern und vorgeſtern ſtets zu ignoriren, immer geſchickt und leicht mit etwas Neuem anzufangen.

* * *

Den 10. November 1834.

Naturen, die nur von Gedrucktem lernen, haben nichts Lauſchendes, nichts Sichvertiefendes. Nur das Fertige gilt ihnen.

* * *

Den 10. November 1834.

Bei manchem Menſchen kommt man nicht zum Herauswachſen. Sie ſchneiden einem Alles ab. Das Aufathmen wird einem ordentlich ſchwer.

* * *

Den 10. November 1834 Montags.

Ein gemüthloſer Menſch iſt eine kalte, ſchöne Blume ohne Geruch. Die mediciſche Venus hatte gewiß kein Gemüth — drum hat ſie ſich ſo ſchön erhalten. Die ſchönen Frauen von Profeſſion — fi donc! — Der Ausdruck iſt widrig. Anfangen mag es mit dem gewöhnlichen Schönſein; wenn ſich's nachher nur beſeelt und beſeelt. Der Funke, der Strahl, der Blitz, die Blume müſſen aber doch einmal kommen.

* * *

Den 12. November 1834 Mittwochs An ihre Schwägerin Emilie.

Selbſt in der Ferne hat die Erinnerung der Abgeſchloſſenheit einen eignen Reiz; ich trage Euch in Eurer freundlichfriedlichen Pfarre gleichſam wie in einem Medaillon mit mir herum; und wer weiß, ob es nicht als ſol-

ches irgend einem guten Geiſte, der über Euch ſchwebt, an einem dünnen, unſichtbaren Fädchen anhängt! —

* * *

Den 12. November 1834.

Witz iſt die größte Kraft. Wenn man ſich geiſtig über Alles drüberſtellt, iſt man witzig. —

* * *

Den 13. November 1834. Ueber ***.

Die Frau hat kein Schickſal in ſich.

* * *

Den 18. November 1834 Dienſtags früh, hinter Braunſchweig.

Ein guter Geiſt muß täglich an die Krippe gehn und gute Nahrung zu ſich nehmen; ſonſt weiſt er die Zähne und klafft Alles an. Für den Chauſſeearbeiter iſt Brod und Kümmel Nahrung und Erquickung, für den Geiſt der Geiſt.

* * *

Den 18. November 1834, im Reiſewagen.

Iſt Johann Stieglitz nicht ein Mann, deſſ Andenken mächtig durch die Ferne greift! Dieſe ſichre Ruhe, dieſe heitre Stille, dieſe reine Geiſtesklarheit bei der herrlichſten Gemüthstiefe, die Fülle von Wiſſen bei ſo liebenswürdiger Freundlichkeit! ein wahrer Weiſer! — Dann die Frau, dieſer flüſſige Geiſt, für alles Höhere anregbar, empfänglich, bewegt von allem Schönen, ſelbſt auf ein Höchſtes angelegt, voll Spontaneität des Geiſtes, verkümmert nur durch jahrelanges Körperleiden. Es waren doch ſchöne Stunden, vornehmlich die Abende, die wir mit ihnen verlebt, und beglückend das Bewußtſein, dem würdigen Paare doch auch etwas geweſen zu ſein.

Den

Den 20. November 1834 Donnerstags früh, auf dem Wege zwiſchen Magdeburg und Burg.

Die Reflexion über das Vergängliche können wir nur bewältigen durch Unvergänglichmachen der Seele. Das Arbeiten an uns ſelbſt muß vom Kleinen, vom Einzelnen ausgehn. Dieſen und jenen Fleck, dieſe Pocke müſſen wir vertilgen, und ſo fortſchreitend um uns greifen zu dem Ganzen.

Der Haß iſt nur die Revolution (das gährende Element), das die Reformation vorbereitet und hervorruft; die Liebe vollendet ſie; das heißt die großartige Liebe, die über dem Leben ſteht und das Leben begreifend erfaßt. Nur aus dem Grabe des Abgethanhabens gewinnſt Du Dich und die Welt als harmoniſches Ganzes wieder.

* * *

Den 20. November 1834.

Der Wagen iſt der wahre Reflexionskaſten, in welchem die Recepte gebraut werden, nach denen im Stillſtand gelebt werde. —

* * *

Den 30. November 1834.

Es giebt Feſtbilder der Erinnerung. Dahin gehört der Magdeburger Dom mit ſeiner leichten, freien, heitern Vollendung bei dieſer Großartigkeit. Der Cölner Dom weht uns geiſterhaft an; wir denken an die Hand, die ihn hätte vollenden müſſen, wie bei jedem Fragment. Bei dem Vollendeten vergeſſen wir den Meiſter und empfangen den Gegenſtand.

* * *

Den 20. November 1834.

Haß iſt einſeitig, verſtandlos, nur befangen in der Subjectivität, noch nicht durchgedrungen zur Allgemeinheit.

* * *

Den 20 November 1834.

Durchfrorenwerden muß der Mensch zur Reifung, vom Leben durchfroren wie durchglüht.

* * *

Den 20. November 1834.

Grundgut, elementarisch gut ist sehr verschieden von dem bloßen Gutsein. Es ist jenes die Eigenschaft des Guten, das nunmehr alle Tiefen durchdringt, es ist das Gute von den kleinsten Elementen an. Gleichwie eine Gründlichkeit in der Wissenschaft der Oberflächlichkeit gegenüber, giebt's auch eine Gründlichkeit im Guten; durch alle Elemente durchentwickelt und heraufgeschult.

* * *

Den 20. November 1834, vor Gericht.

Viele Menschen haben nur den Moment in sich, wie das Thier, weder Vergangenheit noch Zukunft.

* * *

Den 20. November 1834, beim Gespräch über ***.

Mich wundert's gar nicht, daß das Zeug den Menschen so gefällt — das sind ihre eignen matten Reflexionen. Wie kann man nur dem Zeuge Interesse abgewinnen und darüber reflectiren? — Vergänglichkeit! nun ja, das ist der Weltgang. Das Schicksal im Menschen, das ist's; das Individuelle und seine Modificationen. —

* * *

Den 21. November 1834.

Es ist etwas Herrliches um die rechte Tapferkeit der Seele, unendlich höher als die burschikose Tapferkeit.

* * *

Den 30. November 1831 Mittwochs.

In manchen Menſchen iſt ſolch eine eingeſottene Proſa, daß auch gar nichts dagegen aufzubieten iſt. Bei andern ſtößt man, wenn man ein bischen tiefer gräbt, gleich auf Waſſer.

* * *

Den 5. December 1831 Freitag Abends.

Das Mitgefühl in der Tragödie muß für den Helden getrieben werden wie eine Pflanze, der die Sonne am Abend den Kopf abbrennt, immer mehr und mehr, Mittags glühend, bis endlich die Krone ab. Es muß mehr eine acute Krankheit ſein, raſch fiebernd, keine Schwindſucht; man muß ihn wenige Tage vorher friſch und geſund geſehn haben, und nun mit Einem Male ergriffen. Er darf auch nicht zuviel phantaſiren, mit der Reflexion nicht zu ſehr drüber ſtehn; ſonſt zwingt er uns kein Mitleid ab. Alle Naturen, die ſo recht menſchlich am Leben hangen, menſchlich leiden, menſchlich fühlen, bewegen uns beim Scheiden; nicht die in der Reflexion Liegenden. — Kräftige Schwäche muß im tragiſchen Helden vorwaltend ſein, Ehrgeiz, Ruhmſucht; und darin der Kampf. Wenn einer geknickt wird, der ein glänzendes Ziel hat, das ergreift unſre Theilnahme am meiſten.

* * *

Den 9. December 1831 Dienſtags.

Weltherzen haben die Menſchen jetzt. Das iſt das Köſtliche, das iſt die junge Zeit, darin iſt Lebensmuth. Schließe Dich der jungen Zeit an, und wir geben Einen Gang! Die politiſchen Stürme waren nur die Wehen, die die künftigen Geburten gelöſt. Gebäre, ſchaffe nur! Auf dem rechten Standpunkt ſtehſt Du; die Kraft iſt da; wag' es nur anzuerkennen! Dann findeſt Du den rechten Stoff, in dieſen Weltintereſſen. Nur die Form nicht ſo ungeheuer hoch ſtellen! Jean Paul war in ſeiner Weiſe, was Du

als Dramatiker fein wirſt. Wag' es nur zu ſein! Nur nicht vornehm zurückgewieſen! Nur nicht wie Don Ramudo de Cellibrakos mit Vornehmigkeit an die alte Zeit gelehnt, wozu Dir kein Menſch einen Groſchen gab! — Du brauchſt gar nicht über Zeit und Freiheit baarhin viel zu ſprechen; Deine ganze Stimmung wird Freiheit athmen, wenn Du Dich ſelbſt erſt wieder ganz fühlſt, wird die Zeit in ſich tragen, und das giebt die Färbung. Du weißt genau was Du willſt; das iſt Deine Conſequenz, das werde einſt Deine Größe.

* * *

Am Abend des 10. December 1834 Mittwochs.

Wie der Dichter das, was er uns vorführen will, weniger beſprechen als geſtalten ſoll, ſo thut die wahre, echte, innere Vornehmheit, (das eigentlich Noble) ſich nicht etwa durch Worte (nun gar Prahlereien!) kund, ſondern durch die ganze Erſcheinung, ſo daß Alles und jedes Einzelne zeigt, es ſei ſo und nicht anders, ohne Verſicherung.

* * *

Den 12. December 1834.

Goethe ſteht in ſeiner letzten Periode immer dem Publicum gegenüber wie ein abſoluter König. Ich der König. Er geruht dieſes und jenes dem Volke zu übergeben. Keine Kammern, die ihn conſtitutionsmäßig mit dem Volke verbinden. Jean Paul und Schiller ſind durch die Herzkammern mit dem Volke vereint. Ueberhaupt kann der jetzige Dichter gar nicht mehr ſo vornehm von oben herunter ſagen: „Das Publicum."

* * *

Den 13. December 1834 Abends.

Von dem Augenblick an, wo in Goethe's Leben Schillers Nähe und Annäherung eintritt, gewinnt Alles Innigkeit. Nunmehr erſt liebt er

einen Menſchen, verehrt ihn liebend. Das hat er vorher und nachher nie wieder gethan. Wie recht hat er mit dem „neuen Frühling!“ — Aber durch den Tod des Freundes hätt' er mehr gewinnen können, mehr gewinnen müſſen, wenn er nicht ſeine beliebte Manier des Abthuns eines Schmerzes auch hier dictatoriſch angewendet hätte. Er hätt' ihn in ſich aufnehmen müſſen, unverlöſchlich — und eine neue Jugend wäre ſeinem Schaffen drauf erblüht.—

* * *

Sonntags, den 21. December 1834 Abends.

Es giebt Naturen, die können nicht aus ſich heraus; ſie wachſen wie die Blume, und nicht anders. Andere laſſen ſich pfropfen, ablegern, oculiren. Ich kann's nicht. Der Regen, der mir nicht von oben kommt, hilft mir auch nichts. Begießen hilft mir nichts.

* * *

Montags, den 22. December 1834.

Lauter tiefe Menſchen würden den Erdball unterwühlen wie ein unterirdiſch Meer. Die Glatten gleichen aus, ſchmeicheln uns über die Höhn und Steilſtellen hinüber. Werden wir doch in die Geſellſchaften nur hineingeſchmeichelt, in ihnen über das Leben hinweggeſchmeichelt. Da gilt das Lächeln anmuthiger Fläche; da werden die Höhen ignorirt; und ſonnt gleicht ſich Alles gegenſeitig freundlich aus, was ſonſt ſich gegenſeitig unterwühlen, zerfetzen, vernichten würde.

* * *

Den 23. December 1834 Abends. Beide allein.

Das Gemüth gräbt nach innen, der Verſtand wendet ſich nach Außen. Schlimm, wo Jenes allzu überwiegend iſt; es wird nur gar zu leicht unter-

weichlend. Drum wäre Dir auch Leſſing jetzt ſo geſund, der Dich auf Gegenſtände führte, von Dir ab, Dich zum Denken zwänge. Das Gefühl iſt grenzenlos, oft maaßlos; es bedarf des Zügels, der Aufſicht und Leitung. Hermann Kreuzwächter waren Dir in der letzten Zeit gefährlich, faſt eben ſo gefährlich als im verwichenen Sommer der faſt inſtinktartig von Dir aufgeſuchte Hölderlin Dir war. Sein Eindruck auf Dich hat mich manchmal ernſtlich erſchreckt, und gern hätt' ich ihn Dir hinwegzunehmen, wenn Du etwas einmal Begonnenes Dir überhaupt wegnehmen könnteſt. —

Briefe.

An Natalie Harder in St. Petersburg.

Bonneval, den 18. Dezember 1814.

Die Variationen auf das Thema *di tanti palpiti*, deren es schon so viele giebt, will ich bei Dir, meine theure Natalie, nicht noch vermehren; hast auch schon manchmal diese Weise getrillert, und so lange die Welt solchen Text componirt, findet sie auch ihre Sänger dazu — wer weiß, ob Lerche und Nachtigall nach langem Winter nicht ein ähnliches Thema behandeln! Jetzt sitzen wir beiden Stieglitze auf dem obersten Stöckchen oder Stengel des lieblichen Pfarrbaumchens; ich, nachdem ich aus den Federn mich eben wieder herausgemausert, sehe doch, wie ich noch einen Gruß an Dich beischließen kann, nachdem Heinrich gestern an Vater und Alexander mir in der That Alles weggeschrieben hat; Du weißt von Eurer Tafel her, er schreibt gar zu gerne.

Liebe, Gute, Du sitzest doch gewiß auch schon in Deinem Winterquartier, und wir flattern noch immer herum; und es stürmt draußen, und es fängt an leise zu wintern, und zwischen unserm warmen Neste und Dir und mir und Coblenz — wie die kleine Pfarrin Publ sagt — liegt noch ein wei-

ter Weg; doch „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen" Liebe, Liebe führest Du! — Wieviel denk' ich an Euch! wieviel leb' ich in Euch! vergegenwärtige mir jeden einzeln und dann ihn wieder im Zusammenhang. Das Zusammenſein auf Kamenziestrow macht doch eine eigne Epoche in unſerm innern Leben aus; es iſt gleichſam das Herz unſres Lebens geworden, mit dem unterlich die feinſten Fäden in Berührung und Beziehung gekommen; ich muß das überall fühlen, wo ich auch bin. O ich muß mich ſogar oft zügeln, damit mein Gefühl nicht mit mir durchgeht! Was lernt man aber nicht Alles! Zuletzt ſieht man ſich ganz nakeweis über ſich ſelber, und wenn man einmal unſchuldig ſein innerſtes Gefühl hat ſchweigen laſſen, ſo hat man eben eine einmal Mitleid mit ſich gehabt. —

Was machen Deine herrlichen Kinder? Laß ſie nur nicht ſo grauſam früh viel lernen, daß die eigne Entwickelung des kleinen Geiſt- und Gemüthchens nur nicht erſtickt wird. Ich ſehe in Berlin oft rund um uns herum ſo betrübende Beiſpiele, wie den Würmchen zugeſetzt wird, damit ſie nur recht bald ihr Rollchen in der großen Komödie ſpielen können. Das Beſte oft, wie ſehr wird es verdumpft durch den Ballaſt des zu frühe Angelernten und beſchnitten durch Weltklugheit, oder wie das Zeugs Alles heißt! Nach den meiſten der Berliner Kinder erquick' ich mich hier wahrhaft wieder an ächten Kindergeiſtern, denen ihre kleine Gedankenfreiheit nicht verkümmert wird; und wie kommt das ihrem ſpätern Menſchen zu gute! — Auf Anregen und Wekken, wo es nicht von ſelbſt ſchon da iſt, ſcheint mir am allermeiſten anzukommen. Die Welt wird ihnen dann ſpäter um das Doppelte reicher. — So träumt man wenigſtens von Kindererziehung, wenn man ſelbſt keine hat. —

In Kiſſingen trafen wir bei der ſpäten Jahreszeit (was mir um Heinrichs willen, für den der Tumult gewiß nicht gut geweſen wäre, ſehr lieb war) nur noch ſehr wenige, aber zufällig darunter einige recht intereſſante Menſchen: man war alſo weniger genirt und trat den Einzelnen näher als wohl

bei

bei einer groſsen Kur der Fall sein kann; genug, es wurde eine Art Familienkreis. Wahrhaft befreundet wurde Heinrich mit einem Herrn von ***, *** Minister-Residenten in ***, der durch seine Ruhe bei reicher Umsicht und groſser Tiefe des Geistes und Gemüths gleich vornherein sichtbar wohlthätig auf sein durch das lange Leiden unstät gewordnes Wesen wirkte. Auch Fürst *** aus ** störte unsern behaglichen Kreis nicht im geringsten; besonders wirkte, wenn ich abermals ein wenig egoistisch urtheilen soll, der Schatz von Hofanekdoten, die ich diesem alten Hofcavalier nie zugetraut hätte und die er in der liebenswürdigsten Weise zum Besten gab, auch bei Tische recht erheiternd auf Heinrich. Mein ebenbürtig Duchegräfchen mit dem Zobelpelzbesatz und das silbergraue Mäntelchen, nebst Ohrgehänge, Schnalle, Gürteln, Ringen, machten mich vielleicht auch etwas kurzsichtiger; der Schelm in mir muſste wenigstens oft darüber lächeln und machte seine stillen Bemerkungen — o die liebe Welt, was ist sie schwach! — — Eine recht interessante Polin hat mich (oder meinen Seelenwärmer? weiſs ich's selber jetzt? —) so lieb gewonnen, daſs sie mich gebeten mit ihr in Briefwechsel zu treten. O Emilie, geliebte Emilie Iwanowna, warum treten Sie nicht in Briefwechsel mit mir? — — — — —

Lebewohl, gute liebe Natalie! Grüſse Deinen Harder, die Mutter, herzlich von mir und behalte lieb

Deine Charlotte Ziegler.

An die Obermedicinalräthin Stieglitz in Hannover.

Berlin, den 4. December 1834.

Innigſt verehrte, beſte Freundin!

Heinrich hat zwar acht Rieſenſeiten geſchrieben, die mich ganz verſtummen machen ſollten; ich kann und will es aber nicht laſſen, Ihnen wenigſtens einen herzinnigſten Gruß zu ſenden. Meine Geſpräche mit Ihnen ſind eigentlich gar nicht abgebrochen; Sie haben Vieles in mir angeregt, das ich noch immer im Stillen verfolge. Könnte ich nur zuweilen um die Ecke biegen in die Beckerſtraße hinein und ein wenig mit Ihnen ſpinnen; es war doch ein ſeliger Genuß für mich, ein ſolches Spinnen! — einen langen, langen Faden gab es oft, daß ein paar Stunden darin verwickelt waren noch eh wir uns umſahen. Wie eine gefangene Fliege ſitze ich noch immer in dieſem Netz und kann nicht heraus, um hier am Orte Hans und Kunzen meinen Knix zu machen und zu fragen: „Wie geht es Ihnen? Wie geht es Ihrem Herrn Schwager? Wie geht's Ihrer Frau Schweſter?“ — und dennoch „immer luſtig!“ denke ich mit Vetter Ludwig; es iſt ein gutes, diätetiſches Mittel für den Geiſt. Auch Ihre Morgenbeſuche thun Ihnen wohl, wenn Sie es auch nicht immer glauben wollten; bedenken Sie einmal, wie vielen ungeſalznen Leuten Sie ſchon Salz mit auf den Weg gegeben haben mögen!

Für Ihre liebende, rührende Sorgfalt danke ich Ihnen faſt täglich noch. Das Pelzchen hat mir auf der Reiſe ganz unendlich wohlgethan, und auch hier in dem zugigen Berlin wickle ich mich gern zweimal, dreimal hinein. Das zierliche, warme Mäntelchen wartet auf den erſten reſpectabeln Froſt; genug, ich bin erwärmt bis auf Herzensgrund von Ihrer Liebe.

Ihrem innigſt Verehrten und Ihren theuren Kindern die innigſten Grüße, und Allen, Allen unſern Dank! Dem kleinen, tüchtigen Jungen einen Kuß!

In Liebe und Hochſchätzung die Ihrige

Charlotte.

An den Obermedicinalrath Stieglitz in Hannover.

Berlin, den 20. December 1834.

Theurer, verehrter Freund!

In diesem Augenblicke kommt Ihr lieber Brief und ich beeile mich, da Heinrich nicht zu Hause, ihn gleich zu beantworten. Es hat uns schon die Besorgniß, mit der Ihre verehrte Frau an Ihre Schwägerin geschrieben, uef wehe gethan; ich schlief vor Unruhe die ganze Nacht nicht; wir glaubten Sie jedoch nun längst im Besitz unsrer Briefe, und nun sehe ich aus dem Ihrigen heute, Sie haben noch keine Zeile. Es war unvorsichtig, sehr unvorsichtig von uns, die ersten Nachrichten mit Gelegenheit gehen zu lassen; jedoch trieb der Mensch, der die Beförderung versprach, Heinrich (der Ihnen gern einige gewünschte Blätter beischicken wollte) noch recht an, ihm ja den anderen Tag den Brief zu schicken, und so hatten wir gar keinen Zweifel, daß der Brief, der nicht weniger als acht Seiten lang war, in einigen Tagen bei Ihnen sein würde.

Werden Sie das verzeihen, Theurer, daß wir unnöthiger Weise Sie vielleicht in Unruhe gesetzt? — Wenn wir aber nicht gleich in den ersten Tagen schrieben, so unterblieb es eigentlich aus einer gewissen Vollblütigkeit des Gefühls, und das Gefühl ist oft ein gar unpraktisches Ding — Cordelia liebt und schweigt — wir waren noch ganz in Gedanken bei Ihnen und waren doch losgerissen, wir mußten uns erst wieder gewöhnen, sammeln, finden; hatten wir doch selbst bei Ihrer lieben guten Schwester in Celle keine Ruhe, weil wir eben noch bei Ihnen waren; das mußte sich erst in einem thätigen, ernsten, zurückgezogenen Leben wieder lösen und aussöhnen.

Ich glaube, Heinrich iſt auf einem guten Wege jetzt. Das Beſuchmachen griff ihn ſehr an und vor Allem das Wiederſehen einiger Freunde regte ihn in der lebhaften Erinnerung an ſeine Krankheit bei den erſten Malen ſehr auf. Auch das Ordnen von Briefen aus jener Zeit (es kamen ihm da viele weſentliche Sachen vor, von denen er keine Spur der Erinnerung hatte, was ich Ihnen in Beziehung auf jenen Zuſtand noch beſonders erwähnen möchte.) Das hat ſich natürlich jetzt Alles beruhigt, wir haben ſehr ſtille angefangen zu leben, und auch das war gewiß gut; eine wechſelnde Thätigkeit, viel friſche Luft und dann und wann einmal ein einzelner Freund that ihm in den letzten vierzehn Tagen äußerſt wohl; er lieſt viel, ſehr viel jetzt, und das ſcheint ihm zu großer Satisfaction zu gereichen; in dieſen Tagen meinte er, er fühle ſich innerlich ordentlich wachſen; dazwiſchen ſchreibt er Manches nieder, und weil er darnach Stundenlang in die Luft kann, ſo geht Alles gut. Auf Letzteres bring' ich beſonders, weil ihm dies Sichvertiefenkönnen faſt zu gut ſchmeckt und er ſich bemahe übernahm. Doch wie geſagt, die Freiheit, zu jeder Stunde in die freie Luft zu können, ſcheint gerade für ſeine Natur unſchätzbar. Einige Male, als ihn eine innere Beklommenheit und Unruhe anwandelte und ich ihm zureden durfte abzubrechen und aufs Feld zu gehen, und er nun frei und fröhlich zurückkehrte, da fühlte ich recht, was es für Modificationen von Glück geben kann.

Nach Petersburg werden wir nun nächſtens ſchreiben. Wie unſäglich danken wir Ihnen und Ihrem herrlichen Bruder!

Leben Sie wohl und bleiben Sie uns gut. Hoffentlich wird doch nun endlich jene frühere Sendung in Ihren Händen ſein. Sie ging, wenn ich nicht irre, durch die Hahnſche Buchhandlung in den erſten Tagen des Decembers.

Aus innigſtem Herzen Ihre

Charlotte Stieglitz.

An Ch. Mundt.

Berlin, den 7. November 1833.

Sie wiſſen, werther Freund, ein Buch, das ich einmal liebgewonnen, kommt nicht ſo bald wieder unter Schieß und Riegel; um wie viel weniger ein ſolches, von dem ſich die leidige Cuelken ſogar den Titel gern anſieht! Ich überleſe alſo heute Morgen von Neuem Ihre friſche, jugendlich beſſende Vorrede*), nach der man auf ein erſtehendes Griechenland ſchließen könnte — man denke ſich dieſe geiſtige Republik, dieſes gänzliche Verſchmolzenſein von Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft, und dazu eine dicke Monarchie, ſo giebt das mit der Zeit einen Conflict, über den Mundt einen höchſt geiſtreichen Aufſatz ſchreiben und irgend einem abſoluten Herrſcher unterthänigſt widmen könnte! Doch wie geſagt, ich freute mich an Ihrer Vorrede, leſe weiter, und ob die Sonne Schuld geweſen, die mir juſt auf Ihre Lettern ſchien, genug, ich combinirte klarer als ſonſt, verſtand aus Ihrem Aufſatze über Steffens — eine ſchöne Kunſt! — mit Einemmale Steffens' Innerſtes, vornehmlich ſeine Poeſie und Ihre damals überſchwängliche Liebe zu ihm. Ich glaube, man muß ſeine Novellen nach dem, was Sie Seite 9 von ihm ſagen, als ein Ringen, einen Verſuch eines ſolchen dem rein Abſtracten untreu gewordenen

*) An den ihr gewidmeten Kritiſchen Waldern.

Geiſtes nach Geſtaltung anſehen. Der philoſophiſche Geiſt aber verfolgt ihn trotz des Ringens (er iſt vielleicht nicht jung genug mehr für einen ſolchen Kampf!) und läßt ihn, ſtatt Geſtalten, Erſcheinungen haben. Es iſt in ſeinen Producten nicht Gedankenleben, wie Sie ein andermal ſo gut ſagen, ſondern Gedankenerſcheinung; daher das unheimliche Gefühl oft beim Leſen als wie in Grabgewölben. Er iſt dem „ſteinernen Gaſte" allerdings entronnen, aber nicht den — ſchen wieder Erſcheinungen! In einem Don Juan (ſ. S. 13.) könnte nur eine geſtaltende Phantaſie ſich verirren, aber ich glaube, Steffens Phantaſie iſt ein Mittelding. Sie würden an meiner Stelle einen ſo guten Namen dafür finden, als der „ſpeculative Poeſie" iſt. Vielleicht mit S. 11 und 15. ließe ſich das Räthſel löſen! Was hilft uns aber ſeine Erklärung S. 5.? Iſt die Form nicht gleichgültig, wenn man dabei doch, wie er, ſagt: „ich habe dieſe gewählt!" Göthe hatte lange vor Dichtung und Wahrheit ſeinen Wilhelm Meiſter gegeben. Was mag in dieſer Geſtaltenfülle aus ſeinem Leben nicht Alles hineingefloſſen ſein, ohne daß er es ſelbſt verkündet; und ſonderbar, ſolche Schleiererwähnung erinnert gleich wieder an doppelte und dreifache Schleier.

Warum aber gerade Sie ihn ſo liebten, abgeſehen davon, daß er überhaupt liebender Verehrung ſo würdig iſt, auch dazu giebt S. 9. oben den Schlüſſel. Sie freuten ſich, einen bedeutenden Geiſt in gleichem Kampfe zu ſehen, Sie verbündeten ſich auf das Innigſte mit ihm, ſogen Beruhigung aus ihm, wurden ſich klarer in ihm, ſahen ſich angegriffen in ihm, und ſchrieben dieſen Aufſatz über ihn. Sie haben alſo für jene Periode ihm ſicher viel zu danken; wem aber dankt man ſein Lebelang? — Ich glaube nicht Dem, der auf dem Schlachtfelde ſeine eigne Wunde uns zeigt und dadurch den Schmerz für Augenblicke erleichtert, ſondern Dem, der mit kräftigem, vielleicht rauhem Arme der Gefahr uns entreißt, und, ſollt' es auch mit Heu und Stroh ſein, unſere Wunden ſtopft! — —

Leben Sie wohl; ich mußte dies ſagen, wenn ich mich auch noch ſo

ſehr irre und Sie lächeln werden. Man iſt rückſichtslos, wo man rückſichtsvoll iſt. —

Ihre freundſchaftlich ergebene

Charlotte Stieglitz.

Nun muß ich ſchnell auf, meinem Gemahl entgegen.

* * *

An denſelben.

Berlin, den 8. November 1833.

— Lange bin ich bei Seite 11 verweilt. Das Gefühl, als Gefühl ſich ſeiner bewußt, ſtreitet hier mit merkwürdig ſiegender Macht; es bäumt ſich auf für ſein Recht, und nie habe ich ſchöner Negierung bezeichnen ſehen, als in dem Satz: „ſo ſieht auch das concrete Gefühl" u. ſ. w. u. ſ. w. *Intereſſant iſt, daß, während Sie ſchon im erſten Aufſatz gleich Ajax Telens hinter dem Schilde des Telamoniſchen Steffens hierunden gegen das Aufblühen der abſtracten Philoſophie tüchtig angekämpft, Sie ſich nun mit Einemmale durch den neckenden Humor ganz von ihm ablöſen, und dann in dem Aufſatz: „Philoſophie und Muſik" — unter klingendem Spiel alſo — einen vollkommenen Sieg erringen. Im Leßmanniſchen Humor habe ich recht den Gegenſatz zu dem Ihrigen gefunden. Der Ihrige iſt gleichſam ein Wetterleuchten am ſchwülen Sommerabend, es entladet die Luft, dagegen der ſeinige zuckende Blitze eines ſchweren Gewitters mit nächtigem Hintergrund. — —*

Stieglitz lieſt in dieſem Augenblick mit aufſchlagender Freude die Fortſetzung von Tieck's Hexenſabbath; er kann die treffliche Darſtellung der Katharina nicht genug loben —

* * *

An denſelben.

Berlin, den 7. Januar 1834.

Sollten Sie, werther Freund, nicht vielleicht Ihre Recenſion über Rahel wiedergefunden haben? ich hätte alsdann, ſie heut Abend doch mitzubringen. Bedeutend bin ich in der Vermögung mit Rahel vorgerückt, und wenn es in der Freundſchaft nicht abzuläugnende Strömungen giebt, ſo muß in meinem Verhältniß zu ihr jetzt gerade volle Fluth ſein! Vor einigen Abenden war ich in einer Theegeſellſchaft. Eine auf dem Sopha ſitzende Dame hatte Aehnlichkeit mit Rahel; ich wurde ergriffen von dem Gedanken: „daß ſie es wäre, und ich ſie ſo gekannt hätte wie jetzt!“ Wahrhaftig, ich wäre ihr um den Hals geflogen oder ich hätte ſie ewig belauſcht, und mir vielleicht darüber mein ſchön ruſſiſch ſeidenes Kleid mit Thee begoſſen, und ſie hätte mich ebendrein ausgelacht. Die Verklärten aber lächeln ſicher nur, und ſo möchte denn auch ſie gelächelt haben, wenn ſie geſehen, wie ich mit ihr gerungen.

Manche Kinder lieben keine neuen Puppen, manche Mütter ihre neugeborenen Kinder nicht; ich glaube, mir würde es auch ſo gehen — was ich aufgedrungen lieben ſoll, kann ich nicht lieben!

Was thut's? Giebt es nicht genug Leute, die das Neue lieben, eben weil es neu iſt? — Die Liebe zu einem Buche, das mir ungewöhnlich angeprieſen worden, reift viel langſamer, (wenn ich nicht gar ſchon im Voraus dagegen opponire) faſt widerſtrebend; ſie will gleichſam ringend gegen alles Vorurtheil ſelbſt prüfen, ſelbſt erkennen, ſelbſt es verdienen, ihr eigen nennen — ja ich möchte ſogar hinzufügen: vergeſſend, daß es Allen angehört!

Warum aber dieſe Briefe, bei aller Bedeutendheit, im Anfang nicht wohlthätig auf mich wirkten, hatte ſeinen Grund in dem ſo häufigen Aufwerfen großer Fragen, die nicht beantwortet werden — in dem Aufwühlen ohne wieder zu klären, ſodaß ich chaotiſch aufgeregt wurde, ohne beruhigt zu wer-

den. Da ich nun aber auch oft an Ueberfülle von Fragen leide, ſo thun mir Antworten bei weitem wohler — Sie verſtehen wie ich das meine! Sei es jedoch nun, daß ich in dieſem Bewußtwerden jetzt ruhiger leſe oder überhaupt in einer empfänglicheren Stimmung dafür bin, oder daß ſie ſelbſt im letzten Theile ruhiger wird, genug ich bin auf das Brillanteſte mit ihr ausgeſöhnt und halte ſie nun für's Leben!

Hierin alſo wären wir jetzt übereingekommen, Freund! In einer anderen Sache werden wir es wohl ſchwerlich jemals.

Doch nicht zu vergeſſen: bei Ihrem neulichen Aufſatz über Tieck fehlte mir durchaus der „Hexenſabbath," obgleich ich wohl weiß, daß Sie beim Zurückgehen auf die früheren Novellen gerade nur die Richtung ſeiner Künſtlergeſtalten beleuchtet. Wie dem aber auch ſei, es bleibt für mich die Zurückſetzung dieſes Rieſenkindes immer eine Lücke.

Stieglitz grüßt Sie.

Ihre freundſchaftlichſt ergebene

Charlotte Stieglitz.

* * *

An denſelben.

Berlin, den 24. Januar 1834.

— — Welch' Vertrauen muß ich wieder zu Ihnen gewonnen haben, daß ich Ihnen eine ſo gefährliche Waffe einhändige, als da iſt: ein Billet zu einer Beethovenſchen Symphonie! Laſſen Sie ſich gnädig finden, laſſen Sie den Aufruhr Ihrem „Wirrwarr" entgelten, und nicht den friedlichen Genoſſen Ihrer muſikaliſchen Leiden und Freuden!

Man hat es übrigens darauf abgeſehen, Ihre Bekanntſchaft morgen Abend zu machen. Stieglitz ſagte: das Kennzeichen ſei, daß Sie vielleicht

wieder neben uns zu meiner Linken ſäßen. Ich dachte gleich an die nähere Bezeichnung der Brille, und mit Einemmale kam mir dieſe wie der böſe Kobold unſeres nach der letzten Beethovenſchen Symphonie entſtandenen Streites vor. Wie kann ein ſolches Glas nicht verzaubert ſein! welche Geiſterchen ſpuken nicht in einem ſolchen Reflexe! Spüren Sie nach dem Urſprunge dieſes Unholds, ich bitte Sie um Alles in der Welt! — Eine auf dem Tiſche liegende Brille hatte ſchon von Kindheit auf etwas Unheimliches für mich, und ich habe oft gedacht: welche Augen mögen ſchon durch dieſe Glasaugen geſehen haben! — Eine geerbte Brille eines Menſchen, den man nicht gekannt, denken Sie ſich, wie ſchauerlich! — —

Heute Abend finden Sie Grimmer bei uns; ich denke, es wird ein wenig muſizirt werden.

Anbei mit herzlichem Danke das Buch zurück. Ich habe die ſchönſten Lieder Rückerts, die ein wahres Herüber- und Hinüberleben des innern Menſchen mit der Natur ſind, ausgeſchrieben. — —

* * *

An denſelben.

Berlin, den 24. Februar 1834.

— Laſſen Sie es immer in ſich und aus ſich heraustoben — wehe dem Schaffenden, in dem es aufhört zu toben! Ich glaube, jeden packt es und treibt es auf andere Weiſe, und jeder hat es auf ſeine eigene Weiſe zu bewältigen. Ich koſtete oft in unſerm Garten die ätzenden Frühlingsthränen, dieſen Ueberſchwang des Weinſtocks, der im Herbſt die ſüßeſten Früchte trieb. Nach Vollendung Ihrer „Lebenswirren" müſſen Sie ohne vieles Säumen Ihre

ſchöne Reiſe antreten, nachher wird Sie's ſchon wieder drängen zu Neuem, Ihnen Angemeſſenen!

Mit herzlichem Gruße

Ihre Charlotte Stieglitz.

* * *

An denſelben.

Berlin, den 15. Mai 1834.

— Ich werde zu Ihrem Plagegeiſt, lieber Mundt, indem ich nun auch das zweite Blatt kritiſch von Ihnen geleſen wiſſen möchte. Laſſen Sie ſich nicht durch die ſaubere Abſchrift ſtören, corrigiren Sie oder ſtreichen Sie hinein, wo Ihnen irgend etwas unpaſſend ſcheint.

Stieglitz — oder vielmehr Nicht-Stieglitz, denn der Eigentliche iſt jetzt eben nicht da — iſt in dieſer Periode ſeiner Krankheit wirklich faſt ein Unmündiger; je länger Sie ihn kennen, deſto mehr werden Sie dieſe merkwürdige Ebbe und Fluth bei ihm gewahren; nach zeitweiſer Dürre ſchwillt mit Einemmale der Nil und befruchtend überſchwemmt er den ganzen Stieglitz nach allen Seiten hin; dann dichtet er nicht allein, ſondern dann ſchreibt er Briefe dutzendweiſe, die verſchiedenartigſten mit Sicherheit, lebt, liebt, lieſt anders, ſieht ſich und Andere klar, und hat alle zerſtreuten Kräfte beiſammen. Ich necke ihn oft, er müſſe mit irgend einem Kometen in Verbindung ſtehen, weil ſeine Ebbe und Fluth ſo ungleichmäßig und ſo plötzlich eintritt; und wahrhaftig, bald glaube ich ſelbſt daran; natürlich geht's nicht zu, die Sache wird immer ſpukhafter, je ruhiger ich ſelbſt ihr zuſehe.

Möge Ihnen ein geſegneter Tag innerlich wie draußen werden!

Ihre Charlotte Stieglitz.

* * *

An denſelben.

Berlin, den 28. Mai 1834.

Hier haben Sie, Lieber, den zweiten Theil von *** mit Dank zurück; Sie könnten ihn vielleicht heut Abend noch brauchen.

Die zweite Hälfte dieſes Bandes habe ich faſt nur mit Verdruß geleſen; da fehlt mit Einemmale der Genius mit dem Weltauge, der das Ganze überſchaut und bewältigt; das nothwendige Uebel beim Kanonenkampfe, Maſſen gegen Maſſen, ſieht man hier nirgends; Napoleon träumt oder macht Toilette; kein Feldherr regiert hier; blindes Schießen, Rauchwolken, Einhüllung, ein Pharaoſpiel unter dickem Qualm, wobei man nicht einmal die Würfel mehr erkennt. Wahrſcheinlich iſt die Darſtellung oder Nichtdarſtellung Schuld, daß unſere jetzige Kriegsführung mir aufs höchſte empörend erſcheint; nein wahrhaftig, dieſen Kanonenſchlünden gegenüber iſt der ewige Friede doch etwas werth; wir wollen nächſtens auf ſein Wohl trinken in einer mit Zucker verſüßten, zarten, anmuthigen kühlen Blonden!

Der Brand Moskaus iſt nun aber in der That mit Schwefelhölzchen angelegt, und der ganze Effect geht hier in der breiten Ausführung der Privatintereſſen unter; die Weltgeſchichte ſpielt hierbei nur die Couliſſen-Decoration; man ſehnt ſich nach dem Allgemeinen, kommt aber nicht von Hanſen's Gretchen los. Doch was ſchwätz' ich da einem Kritiker vor? Der dritte dicke Freund, mit dem Stieglitz bald zu Ende iſt, wird mich vielleicht wieder in die anmuthigſte Stimmung verſetzen. St. abſtrahirt von dem „hiſtoriſchen Roman" und läßt ſich in der Sophaecke bequem etwas vorerzählen. Bis er den Theil vollendet, könnte ich doch vielleicht einige Blicke in die geſtern nur verſprochenen „deutſchen Briefe" thun, darf ich wohl darum bitten?

Mit inniger Freundſchaft

Ihre Charlotte Stieglitz.

* * *

An denſelben.

Berlin, den 30. Mai 1831.

Haben Sie nicht ſelbſt vor Kurzem erklärt, daß wir doch eigentlich im Ganzen zu tugendhaft wären? Laſſen Sie mich alſo immerhin geſtern ein wenig zuerem ins Kohlfeld geſprungen ſein, ein wenig zur Unzeit gepoltert haben, ich werde dafür wieder Monate lang alle herumhüpfenden Queckſilber-Kobolde hinter einem langen Tugendſpiegel breit ſchlagen! — —

Die Leſung Ihrer Zeilen machte mir einen brennenden Schmerz; neben unſerer Tugendliebe haben wir doch alle noch zuviel Seelenzündſtoff, und obgleich wir Stieglitze noch dazu an der Spree wohnen, ſieht es mit den Löſchanſtalten immer noch zu dürftig aus, die Flamme ſchlägt hellauf und die tauſende der löſchenden Tropfen kommen faſt immer zu ſpät. Glauben Sie aber nur, mein innigſt Geſchätzter, daß zwiſchen den weitläufigen aufflackernden Zeilen meines Briefes ein ganzes Heer von enggeſchichteten aber ungeſchriebenen ſtand; ich ſuchte Ihnen in der Haſt gleichſam nur die hervorſtechenden Krebsſchaalen eines Ragouts aus, und warf ſie Ihnen eiligſt zu, während Ihnen doch im Herzen ein ganzes Gericht recht liebend bereitet war.

Wollen Sie mich froh machen, ſo kommen Sie heut Abend; ich verſah es, daß ich die Zeilen, die mich frappirten, nicht gleich mit Bleiſtift unterſtrich, ſo hätten wir uns ſogleich verſtändigen können. Helfen Sie mir das wieder gut machen, bringen Sie Ihren Aufſatz ſelbſt mit und die Sache wird gleich abgemacht ſein.

So unendlich lieb mir Ihre Briefe immer ſind, ſchon die Zeit durft' ich Ihnen nicht geraubt haben; halten Sie ſich nur nie im Leben verpflichtet, mir jedesmal zu antworten; ſo eigen das klingt, es iſt mein heiligſter Ernſt und Sie wiſſen, wie es gemeint iſt. Nun aber kommt die Hauptſache nach. Er war wirklich geſtern früh ſchon fort, um einem Kaiſerlich Ruſſiſchen Re-

dizinalrath noch vor der Bibliothek ſeine Aufwartung zu machen. Er ging ſehr unwohl weg, und der Gedanke, daß er auch noch einige Stunden mehr für einen kranken Cuſtoden zu übernehmen hatte, machte mich ſehr unruhig; da haben Sie den Grund meiner Aufregung. Heut Morgen hat er es nur zwei Stunden aushalten können, es überfiel ihn immer Schwindel. Es wechſelt jetzt ſehr mit Aufgeregtheit. Heut Abend, denke ich, wird es gut ſein, etwas zu ſingen; etwa: „hier im irdſchen Jammerthal," oder: „Warum ſind d:r Thränen" ꝛc.; nein, nein, kommen Sie nur, wir wollen die Seele löſen in guten Klängen. Auf Wiederſehn in Frieden!

Ihre Charlotte Stieglitz.

* * *

An denſelben.

Berlin, den 1. Juni 18[illegible].

— Meine Mutter pflegte vor Jahren oft zu ſagen: „die artigen Kinder ſind immer froh;" ich bin nicht ruhig und nicht froh, folglich muß ich nicht artig geweſen ſein. Dann hatte uns der Lehrer für Weihnachten ein allerliebſtes Liedchen gemacht, worin folgendes Strophchen eine große Rolle ſpielte:

„Und that ich auch mit leichtem Sinn
Nicht immer, was ich ſollte,
So nehmt den guten Willen hin,
Der nie Euch kränken wollte."

Das rührte nun meine guten Eltern bis zu Thränen; es blieb immer im Angedenken, und meine ſelige Schweſter machte dieſe unſcheinbaren Zeilchen unvergeßlich, indem ſie im Sterben lächelnd uns damit erſchütterte. Heut Morgen beim Erwachen fielen ſie mir wieder ein; nehmen Sie ſich daraus, was Sie wollen.

Dürfen wir Sie Morgen, Montag Abend, von ſechs Uhr an für die verſprochene Mittheilung zu einem Spaziergang nach Schöneberg erwarten?

Mit Ihrem Aufſatz haben Sie aber doch gewiß außer einigen Zeilen keine Veränderung vorgenommen? Lieber, Theurer, laſſen Sie mir die Beruhigung! —

Charlotte Stieglitz.

An denſelben.

Berlin, den 12. Auguſt 1834.

(Kurz vor der Abreiſe nach Kiſſingen.) — — Ich hätte Ihnen Manches mitzutheilen gehabt, was ich in der letzten Zeit kennen gelernt; indeß mir fehlt der rechte temper. Möge die Reiſe, auf der Sie jetzt begriffen, Ihnen herrlich reſultiren! Ich ſende mit innigem Dank Ihr Tagebuch Ihnen wieder zurück; die Fortſetzung bekomme ich nach unſerer Rückkehr am Ende doch noch?! — Auch Hamann erhalten Sie mit Dank zurück. Dieſer iſt uns doch ſchon ein recht fremdes Element; vorzüglich ſein Verhältniß zum lieben Gott, dieſe faſt materielle beſtändige Gegenwart, dies den Gott zu ſich Herunterziehn bis in Koth und Schmutz (namentlich in H's Lebensbeſchreibung) iſt oft widerwärtig; im Ganzen aber war er mir doch intereſſant. — Anmuthig geſchwelgt habe ich in den „Briefen eines Verſtorbenen;" da iſt er doch ganz der liebenswürdige Menſch, von dem Rahel zu meiner frühern Verwunderung ſpricht; denn in den Tutti Frutti ſcheint er zuweilen aus ſeiner Haut herausgefahren.

Was ſagen Sie zu Lamennais? Mir ſcheint es ein Stück Bibel mit Anwendung auf die neueren Verhältniſſe ins Franzöſiſche übertragen. Die Franzoſen, die keine Bibel kennen, ſind davon electriſirt, das ſteckt die deut-

deutſchen Schöngeiſter an, oder ihnen ſchmeckt der Bibelton auf gut Franzöſiſch auch wie ein neues Gericht.

— Sein Herz dürfte man eigentlich nie vertheidigen wollen; es iſt der Hoheprieſter, der ſich mit der Waffe gleich entheiligt. Ich kann es auch nie wieder, es hat einen zu niederſchlagenden Eindruck hinterlaſſen, und ſo müßte ich Sie, geliebter Freund, ſchon ein anderes Mal bei Ihrer Meinung laſſen, ſo ſchmerzlich es mir auch ſein würde!

Unveränderlich

Ihre Charlotte Stieglitz.

An denſelben.

Kiſſingen, den 7. September 1834.

So wie ich hörte, ein Brunnengaſt reiſe nach Berlin, klopfte auch gleich ein Gedankengruß an Ihre Thür, denn ich fühle mich ja ſchon längſt wieder ſo ausgeſöhnt mit Ihnen, als hätten Sie mir bogenlange Briefe geſchrieben, und ich habe doch noch keine Zeile — das beſorgen Alles die guten Geiſter, die hinundherſchwirrren und für die es weder Ferne noch Meilenweiſer giebt.

Man muß reiſen, um etwas zu erleben, Sie haben Recht, was für reiche vierzehn Tage haben wir gelebt! Gleich in Dresden, welche Eindrücke! Es gab dort Manches wiederzuſehn, eine herangewachſene Nichte, ein bildhübſches Mädchen, einſt ein ſeelenvolles Kind; dann eine mütterliche, aber ewig jugendliche Freundin, von der ich Ihnen aber gewiß einmal erzählt, die zwar acht Jahre älter, aber wie mich dünkt, noch viel liebenswürdiger geworden; oder vielmehr ich fühlte jetzt noch lebendiger als früher ihr ganz ei-

gemüthliches Leben heraus; ſie gehört zu meinen Fraunſternen. Wir ſahen ſie bei unſerer Eil nur eine Stunde, aber es war eine wahrhaft poetiſche Stunde; der Abend lag wunderbar ſchön auf der ganzen Gegend, und dazu jeder Baum und Buſch und Teich ein Denkmal früherer Zeiten; eine ſolche Stunde dehnt ſich ſchon zur Erinnerung durch manches Jahr hindurch. Auf der reichen Bildergallerie, die Sie, Freund, freilich viel länger genoſſen, hat mich diesmal vor allen Tizians Chriſtus gefeſſelt. Sie erinnern ſich gewiß deſſen, es iſt kein großes Bild, nur Portraitgröße iſt die ganze Bedeutſamkeit in den Köpfen, höchſtens noch in der Hand. Ich habe ſchon zu oft mich mit tiefem Widerwillen abwenden müſſen von dieſen immer wiederholt dargeſtellten Körperleiden, worin nun ſchon ſeit Jahrhunderten die Künſtler wetteifern (auch unſer Muſeum iſt ja ſo voll von dieſen ſchwächſten Augenblicken: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!“) um mich an dieſer Auffaſſung nicht wahrhaft zu erheben und zu erbauen. Hier iſt der Moment Ruhe und Milde, aber in ſeinen Zügen lebt ein abgethaner tief innerlicher geiſtiger Schmerz; die vierzig Tage des Kampfes in der Wüſte ſchimmern durch dieſe verklärte Ruhe hindurch. Sein Leiden iſt jetzt abgeſchloſſen, er ſteht über ſich ſelbſt. Daneben der braune materielle Kopf des Phariſäers mit dem Zinsgroſchen, gleichſam nur der dunkle Hintergrund, aus dem es ſich licht hervorhebt. Doch Sie haben ſicher länger bei Rafaels Madonna verweilt, dieſem, wie er ſie dargeſtellt, bedeutſamen Weibe der katholiſchen Kirche, während Holbeins innigere, beſcheidenere, jungfräulichere Maria ſich mehr für die Hauskapelle zu eignen ſcheint; dieſe iſt Gemüth, jene Geiſt! — Von Dresden fuhren wir zur Baſtei; wenn ich den ganzen Weg dorthin, an einem der ſchönſten Nachmittage, mit St. nicht aus dem Entzücken kam, ſo war ich wiederum bei dieſen grotesken Steinmaſſen, die ſich in der Dämmerung wahrhaft geiſterartig gruppirten, ſelbſt wie verſteinert. Wie es einem bei ſolchen überraſchenden Anſchauungen immer zu gehen pflegt, alle Wunden der Welt fiebern wie von Neuem hier auf. Abends

wurde Stieglitz, der einen argen Rückfall bekam, wieder heftiger krank, und wir konnten erſt ſehr ſpät zurück. An dieſe Nacht werde ich noch manchmal denken; St. lag faſt ohnmächtig, nachdem er 48 Stunden nur von Camillenthee gelebt, in der Wagenecke; der Kutſcher, ein fürchterlicher Kerl, ſah die günſtigſte Gelegenheit, die ihm vielleicht jemals vorgekommen, zwei Leben auf dieſem Nicht-Chauſſeewege im Walde aus dem Wege zu ſchaffen, um ſich ihrer Effecten zu bemächtigen. Wie ſo ich noch zur rechten Zeit hinter ſeine Abſichten kam und gewahr wurde, daß er mit einem baumſtarken Menſchen, einem Führer, im Einverſtändniß war, ich weiß es kaum — nur ſo viel weiß ich, daß dem Menſchen in gefahrvollen Augenblicken eine unglaubliche Beſonnenheit zu Gebote ſtehen kann. In einer fürchterlichen halben Stunde bis zum nächſten Dorfe hatte ich dieſen Menſchen, ohne daß er Abſicht merken durfte, ganz umzuarbeiten und umzuſtimmen, ihn zu überzeugen, daß mein Mann ein Gelehrter ſei in dürftigen Umſtänden, ich hatte zu erzählen daß er als Student die Waffen gut geführt habe und daß ich im Falle der Noth, etwa eines Angriffs bei Nacht im Walde, immer einen guten Schutz an ihm habe, um ſo mehr, da er einige Piſtolen unter dem Mantel trage, mit denen er gut Beſcheid wiſſe; denken Sie ſich nun dazu, daß ich, indem ich etwas weiter vorrückte und mich erhob, eine ſpitzige Waffe neben ihm gewahr wurde, ſo mögen Sie begreifen, was es für ein furchtbarer Moment war. Mühſam verſtand Stieglitz, der ſich zu krank fühlte, mein Zeichen, richtete ſich aber dann gewaltſam auf mit der Verſicherung: der Glühwein, den er genoſſen, habe ihn zum geſunden Mann gemacht, er fühle ſich plötzlich ganz umgeändert. In dieſem furchtbar geſpannten Zuſtande erreichten wir endlich das Dorf; das erſte Licht war uns ein Himmelsſtern der Rettung; wir machten hier natürlich gleich Halt, und obgleich ich fieberhaft erregt die ganze Nacht war und Stieglitz auf's Höchſte elend, ſo war ich kindlich froh und dankbar gegen den Himmel, — warum? um dieſes lieben böſen Lebens willen, mit dem wir es ſo gern noch von einer Zeit zur andern immer verſuchen wollen,

verſuchen, ob man ſich denn wirklich mit ſeinen theuerſten Freunden nicht am Ende noch verſtehen wird?!

Nun hätte ich Ihnen noch zu ſagen, wie mich die reiche Gegend von Teplitz entzückt, wie in Prag, — das übrigens dem alten herrlichen Moskau noch nicht die Schuhriemen auflöſen kann — weder bei Egon Ebert noch bei dem Maler Führich irgendwie von Ihnen eine Kunde zu erlangen war, Sie folglich nicht da geweſen ſein müſſen. Führich iſt mitten im Vorwärts; wir haben in Berlin Skizzen von ihm geſehen, die uns entzückt; leider waren ſeine Schätze in Kiſten und Kaſten gepackt, da er nach Wien geht. Seine Frau vergeß ich nie, — ſolche Einfachheit bei ſolcher tiefen Einſicht und Verſtändigkeit! wie eine Nürnberger mittelalterige Künſtler-Gattin lebt ſie als Bild in mir. Wir trafen ſie das erſte mal allein; Sie hätten dieſe Art von Freude ſehen müſſen, mit der ſie uns empfing, weil wir kamen, um ihres Mannes Bilder zu ſehen; mit einer Art Verklärung ſprach ſie von ſeinem Schaffen, genug, es war der Mühe werth, da Alles eingepackt war, dieſes Bild wenigſtens geſehen zu haben.

In Baireuth haben wir aber eine Couſine gefunden, von der ich Ihnen noch Einiges ſagen muß. Ganz das Gegenſtück der Gattin Führichs, durchaus romantiſch, electriſch, mehr egoiſtiſch ſelbſtändig, voller Geiſtesleben, und eben ſo viel Schmelz. Wie ſchnell wird man doch auf Reiſen bekannt, wie Wolken fliegt man zuſammen, und es donnert und blitzt gleich, man iſt ewig lebendiger Zündſtoff! Da ich aber weiß, ſolcher Weſen gibt es doch im Ganzen nicht viele, ſo halte ich es eben für einen Zauber, daß man von ſolchen Naturen magnetiſch angezogen wird, ſobald man nur in die Nähe kommt. Denn ich behaupte, ein ſolches Mädchen giebt es in einem Umkreis von ſo und ſo vielen Meilen doch nur ein einziges Mal. Es kann doch einmal noch einen wunderſchönen Kreis für uns geben, wo die verſchiedenſten Individualitäten, die alle ein rother Faden bindet, ein wahres Götterleben führen können; was meinen Sie dazu?

Doch wo komme ich hin? man ſoll bei dieſem Kiſſinger Brunnen hübſch proſaiſch ſein, ſich auch weder betrüben noch ſich freuen. Die Gegend iſt recht hubſch, aber es iſt eine langweilige hübſche — dabei bleibe ich, ſoviel man auch dagegen ſtreitet. Stieglitz iſt hier zum Bewußtſein gekommen, daß er viele Jahre ſchon körperlich leidet, aber nicht eher daran geglaubt hat, bis es ihn geiſtig ſtörte. Der Arzt, ein ſehr gebildeter Mann, meinte geſtern, er hätte ſchon vor acht Jahren eine ernſtliche Kur vornehmen müſſen. Die erſten Tage hier wechſelte Ermattung und Aufgeregtheit halbeſtundenweiſe immerfort ab; jetzt geht es viel beſſer; ſchreiben iſt ihm eigentlich gänzlich unterſagt, leſen darf er nur ganz leichte Sachen; wir hatten Rahel mitgenommen, dürfen und können aber beide keinen Gebrauch davon machen, da der Kopf bis zum Schwindel von dieſen Bädern und dieſem Trinken eingenommen iſt. Unſer Leben iſt mit den dreißig bis vierzig Perſonen, die noch hier ſind, ganz familiär. Des Mittags ſitze ich gewöhnlich bei * * *, der hier einen feinen Humor zum Beſten giebt. Miniſter von D. mit ſeiner Frau ſind intereſſante Leute, außerdem eine lebendige Polin, ein vortrefflicher Klavierſpieler, der mich des Abends zum Singen begleitet, einige wirklich leidliche Geheimräthe, ſo vergeht die Zeit ſo ziemlich gut; Gedankenfreiheit dabei, gutes Wetter, ein herrlicher Brunnen aus der lieben Mutter Erde, der uns mit Hoffnungen tränkt, denn man kann ſagen, Stieglitz fühlt ſich, je gequälter für den Augenblick, deſto reicher an Hoffnungen für die Zukunft, die ihn oft jetzt ganz ausgelaſſen machen, und in der That, Sie werden ſehen, der geſunde Stieglitz iſt ein ganz anderer Menſch. Doch ſchon zu lange habe ich mich für eine Brunnengaſtin ſchriftlich mit Ihnen unterhalten. Ich frage täglich den Poſtboten, ob kein Brief aus Berlin gekommen, und er ſchüttelt immer den Kopf, der böſe Mann.

Leben Sie wohl, theurer Freund! Von ganzen Herzem grüßt Sie

Ihre Charlotte Stieglitz.

Den 9. September.

Wie freue ich mich nun, daß der Abreisende einige Tage zugegeben, und ich Ihnen nun noch danken kann für die große Freude, die Sie, lieber Freund, uns heut bereitet. Fast haben wir uns zu sehr gefreut, denn der Arzt fand uns beide ungewöhnlich erregt, und wir sollten keine Zeile schreiben, hat er uns zur Pflicht gemacht; ich kann es nun auch in der That nicht, und meine Freude ist Ihnen gewiß heut genug, ein andermal hoffe ich mehr geben zu können. Dank, tausend Dank! —

Nachmittags.

— — — — — — Daß auch ich nicht wie ein Blümchen im Sonnenschein aufgewachsen, mögen Sie mir, Theurer, immerhin glauben. Ich bin sogar überzeugt, wenn wir unsere Schatten gegenseitig vergleichen wollten (ungefähr von meinem siebenten Jahre an) ich würde Sie überschatten. Das Ueberschatten können Sie mir schon gonnen, das Ueberstrahlen gehört Ihnen. Und democh stelle ich den innern Conflict, in welchen der tiefere Mensch früher oder später zur Welt geräth, nach seiner Individualität Jeder anders, viel höher, und auch darin werden wir übereinstimmen. Ich habe leider ein sehr gefährliches Verhältniß zur Welt; denke ich mir ein paar Menschen weg, so scheitere ich im eigentlichsten Sinne an ihr, denn ich lebe dann nicht mehr in ihr. Mit diesen wenigen Menschen aber kann ich eine ganze Million um mich herum nicht allein ertragen, sondern lieben, ich kann kindlich froh bis zum Uebermuth, genug ich kann glücklich sein und deshalb auch vielleicht beglücken. Die Welt hält mich nun für eins ihrer dankbarsten Glieder, und, o Gott, wie sehr bedingt ist doch meine Liebe zu ihr! wie wenig scheinbar und wieder wie viel habe ich nöthig, um ihr treu zu bleiben — da sehen Sie, welch ein gefährliches Glück das meine ist! Mein Frohsinn ist eben jene Selbstvergessenheit, entsprossen aus vorangegangenem Bewußtsein, von der Sie in Bezug auf Schaffen in dem herrlichen Briefe an Stieglitz sprechen;

erzwingen läßt ſie ſich nur nicht, ſie überraſcht ebenſo wie das wunderbare Freiwerden im Schaffen; die Wurzel mögen wir tränken, was herauswächſt, müſſen wir erwarten. Ein gut Stück von der glücklichen Selbſtironiſirung, wie Sie dieſelbe verſtehn, miſcht ſich auch in meinen Frohſinn; ich habe mich ſelbſt daran wieder mehr verſtehen lernen. Hievon aber, meine ich, iſt der Grund mehr Kraft, als Demuth; nicht ſo? Man muß einmal ſich oder etwas außer uns aufgegeben haben, und ſich oder etwas außer uns beſſer wiedergewonnen haben, dann werden wir ſchon fertig mit der Welt.

Wie unrecht haben Sie doch, Lieber, zu behaupten, ich könne ſchreiben; träumen kann ich, aber nicht ſchreiben; wieviel habe ich in Gedanken mit Ihnen geſprochen, aber das Wort fehlt mir noch ſehr, auch die Klarheit es herauszuprägen. So laſſe ich Vieles ganz unberührt, was in mir aufkommt. Vielleicht kann ich es mit der Zeit mehr, und dann ſchreibe ich Ihnen einen beſſern Brief, d. h. einen der mich noch freier macht, mich noch mehr löſt. Zu entſchuldigen brauche ich mich nicht bei Ihnen, ſelbſt wegen der Schrift nicht; ich kann mich ganz geben, immer ohne Rückhalt, ſcherzend und ernſthaft, Sie haben immer Ihre Freundin herausgefunden, Sie böſer Menſch! werden Sie denn nicht ein wenig roth?

— Wie freue ich mich, daß es nach Ihrer Reiſe aus Ihnen herausblühen, wachſen und reifen wird!!! Meine „Kindermemoiren" ſind in den verwichenen Monaten wahrhaft erſtickt. Welcher Ernſt liegt zwiſchen jenem ſchönen Morgen in Pankow und dem heutigen! Ob ich je wieder ſo froh werden kann, ich weiß es nicht, es war eine berauſchende Sonnenhöhe, von der ich bald, ich weiß nicht, wie viel Schuh, herunterglitt; aber wie man vorſichtig und weiſe mit der Zeit werden wird! wie man ſich vor ſeinem eigenen Schwindeln mit der Zeit fürchtet, die Gipfel vermeidet, weil man zu ſehr erhitzt und bergab abgekühlt werde, es iſt doch wahrhaft rührend!!

* * *

Den 16. September.

— Werden Sie glauben, Freund, daß ſeit einigen Tagen die Profeſſorin Z., der Profeſſor Sch., und noch ein anderer Freund, hier ſind? Wir haben uns ſchon in Beziehung auf Sie, wie Sie wohl denken können, ſehr mit dieſen Leuten gefreut! Wie liebenswerth und durchbildet und tüchtig an Geiſt und Gemüth nun auch ſie als Frau und er, der deutſche Mann, ſein mag, wegen Z. ſind in uns beiden, und vorzüglich in Stieglitz, manche Bedenklichkeiten aufgeſtiegen. Freier von jeder Einſeitigkeit und Befangenheit erhalten wir uns doch in Berlin; das Weltauge bleibt ungetrübter in dieſem großen Mittelpunct; man bringt ein Opfer, das iſt wahr, und dennoch an wie vielen ſind wir ſelbſt ſchuld! Warum hatten wir Sie nie mit unſerer Doctorin Detmold bekannt gemacht? da war auch Leben, Verſtand, Bildung, Gemüth; nun iſt's zu ſpät mit ihr; indeß müſſen Sie die Herz kennen lernen und ſie ſoll Ihnen gefallen. Ich fühle, ich war nur zu ungerecht; was iſt die Hegel für eine Frau! und es werden ſich auch jüngere Freundinnen finden, laſſen Sie uns dafür Sorge tragen, ich will auf geniale Bekanntſchaften ordentlich Jagd machen! Dazu Stieglitz von der Bibliothek frei gedacht, ſo können wir kleine Reiſen mit und ohne Anhang in alle Welt machen. Hätten wir Sie nur hier, es giebt ſo vieles durchzuſprechen, es ſind ſo viele neue Anregungen gekommen, innerliche und äußerliche. Dazu hat auch mich in den letzten Tagen dieſe Kur auf eine ungewöhnliche Weiſe angegriffen, ſogar alte Bruſtleiden aufgerührt, ſodaß ich mich auf's Aeußerſte ruhig halten muß. Ich denke es ſoll eine Kriſe ſein auch für mich, aus der ich geſunder hervorgehen werde.

Nun Addio! Schonen Sie ja Ihre Geſundheit, und vergeuden Sie nicht Ihre Reiſefriſche zu ſehr in Stubenluft!

Alle guten Geiſter mit Ihnen!

Von Herzen

Ihre Charlotte Stieglitz.

Die

Die Bekanntſchaft von Uhland und ſeiner Frau haben wir auch in einem elenden Gaſthof in Haßfurt ganz zufällig und abenteuerlich gemacht; die Hegel fanden wir unerwarteter Weiſe in Schweinfurt.

Mein Brief ſieht wirklich wie ein Brunnenbrief aus; ordentliche Federn weder im Kopf noch in der Hand hat man hier. Dazu hat man eine neue Sprache lernen müſſen, nämlich die Fingerſprache (mit Scheidler); Alles macht noch mehr confus. —. —

* * *

An denſelben.

Berlin, den 3. December 1834.

— — Nicht nur ich habe nichts Geſcheidtes über *** ſagen können, ſondern in der That kein Menſch! Eine ſiegende Satisfaction, eine blühende Schadenfreude für mich! Gönnen Sie mir dieſe, ich war in den verwichenen Monaten wirklich zu fromm, ich war krank, ich gefiel mir nicht. Siegend und geſund muß ſelbſt der Schmerz ſein, auch in Ihren Lebensnöthen triumphirt er und in allem Höchſten. Wie krank ſchreiben die jetzigen Componiſten doch außer einigen wenigen; wenn ich jemals wieder ſingen darf, ſo will ich fürchterlich einſeitig werden; geſtern Abend ſang ich innerlich immer die Mozart'ſchen Töne: „O welche Seligkeit" ꝛc. dies hebt und trägt uns, ein wahrhaft götterſeliger Schmerz in den Tönen!

— ** giebt eine geiſtreiche obligate Begleitung zu Ihrem Thema, er variirt melodramatiſch Ihren Grundtext, ein ganz muſikaliſcher Aufſatz ohne Punct und Komma — merkwürdig! Es kommt mir aber überhaupt vor, als wenn beim Aufgehen eines Kunſtwerkes ein Memnonsklang in ihm erweckt wird, den er unruhvoll und haſtig ausklingt. Als Menſch mag ** Energie haben, das weiß ich nicht; ſein eigenſter Geiſt aber iſt mehr ein Frauengeiſt,

ganz flüssig ohne alle Knorpel und feste Bestandtheile. Diesmal hat er sich süß bachantisch an seinem Gegenstande berauscht, er träumt darüber süßen Weines voll, dieser weibliche genußsüchtige Geist; er saugt wie eine Biene und giebt Honig wieder; indeß solche Kunsttrunkenbolde sind in unserer nüchternen Zeit auch von Werth.

Mit großer Freude haben wir die ersten Partieen der „Kronenwächter" gelesen; ein tiefpoetischer Mensch, eine ächt mystische Natur, dieser Arnim! —

— — Habe ich nicht Recht? Ihre Menschenkenntniß wird sich bei der Redaction Ihrer Zeitschrift nur immer noch mehr vermehren; gut nur, wenn man doch Einige auf der Welt hat, mit denen man ganz ungekünstelt leben kann und wo der Plunder von Weltklugheit und Erfahrung in Staub zusammenfällt! Bis auf Wiedersehn, lieber hochgeschätzter Freund! —

Charlotte Stieglitz.

* * *

An denselben.

Ohne Datum.

— Noch ehe Sie mir die kleine Anweisung zu meiner Lectüre geben, möchte ich Ihnen wie einem guten Arzte ein früheres Recept von Sch. schicken, und dabei fragen, ob etwas Philosophisches immer untermengt, wobei ich mich recht zusammenzufassen hätte, mir jetzt nicht besser wäre? Zu viel gezwungen gewesen, nach Außen und mit Menschen zu leben, ist mein Geist so zerstreut und unruhig geworden, daß ich der Vertiefung und der Concentrirung vor Allem bedarf! Die herrlichen Gestalten des Homers, den Stieglitz liest, haben mich gestern Morgen nicht fesseln können, ich fühlte, es war nicht das, was mir in diesem Augenblick so dringend Noth thut. Ge-

ben Sie mir Ihre Vorſchrift, und ich mache mich gleich ans Einnehmen mit gutem Vertrauen; ich habe eine Ahnung, als wenn ich davon wieder recht geſund und ſtark würde. — —

* * *

An denſelben.

Berlin, den 13. December 1834.

— Daß Sie vielleicht nicht heiter an uns denken könnten, drängt mich Ihnen zu ſagen, daß die ganze Unruhe in Stieglitz doch mehr, wie ſich jetzt zeigt, durch eine Erkältung, einen Schnupfen erregt, der bei der noch immer obwaltenden Reizbarkeit ihm gleich das Blut zum Kopf drängt und augenblicklich, wie ein unvorhergeſehener Wirbelwind, uns außer Faſſung bringt. Ziehen Sie aber aus meinen Stimmungen ja keine Schlüſſe! Alte längſt vernarbte Wunden ſtechen wieder, wenn das Wetter umſchlägt; auch in meinem Nervenleben iſt ſtets einiger Zug wechſelndes Wetter und die alten niedergerungenen Dämonen erſtehen wieder, mich mit glühenden Feueraugen doch nur zur tiefſten Ruhe zu verlocken! Sonderbarer Widerſpruch in der Natur, daß man ſo glühend nach Ruhe verlangen kann! Die Luft wird ſich wieder reinigen, es wird wieder klarer Tag werden, und was mir die Hauptſache iſt: ich werde wieder gleichmäßig tapfer allen Stürmen trotzen können! Und muß ich es nicht? bin ich denn nicht am Ende doch tief glücklich? —

Geſtern war ein guter Tag, unſer vorgeſtriger Lichtabend ſchien noch hell hinein. Stieglitz mußte auf mein Commando turnen à l'Anglaise und das bekam ihm vortrefflich; täglich ſoll er das nun fortſetzen unter meiner Inſpection. Ich meine, auch Sie wären geſtern ſehr vertieft geweſen, es beſtätigte ſich mir, als St. Sie nicht bei Ranke gefunden. Heut geht's auch

wieder gut; trotz etwas heißem Blut hat er eine glatte Stirn, ich gebe ihm dieſe gute Cenſur, um ihn damit anzuſpornen.

Immer und durch alle Nebel hindurch

Ihre beiden Stieglitze.

* * *

An denſelben.

Berlin, den 15. December 1831.

Wie Heine einmal in Beziehung auf Tiecks frühere Periode meint, er habe einen zu ſtarken Schluck vom Verjüngungstrank getrunken und ſei darüber kindiſch geworden, ſo möchte ich faſt fürchten, Ihr Brief, lieber Freund, ſei eine zu ſtarke Doſis kräftigender, aufregender Arznei für mich geweſen, ſo daß nur leicht ein kleiner Schnurrbart danach wachſen könnte. Den ganzen geſtrigen Tag habe ich wenigſtens mitten unter Menſchen immer in Gedanken meine altgewohnten Waffen wieder blank geputzt, ſie waren nämlich etwas verroſtet; Gott ſei gedankt, daß ich ſie noch habe! O Ihre frühere Freundin hatte ſich ein gutes undurchdringliches Schild geſchmiedet, ein ehern Panzerhemdchen angethan. Ein ſeliger Friedens- und Frühlingstraum hieß mich die ſchwere Kleidung einmal ablegen, und ein ſchwüler Sommer und Herbſt, der mich krank machte, nahm mir im eigentlichſten Sinne die Kraft, ſie von Neuem umzuhängen; das war die Rache!

Dank, Dank Ihnen, Freund, daß Sie mich wieder im Winter daran gemahnt und aufgerüttelt. Es iſt wahr, die Zeit hat keine Zeit zu Träumen, und wenn es die ſüßeſten geweſen wären! Nun wohlan, Lottchen! ſo ſtehe von heut an wieder Schildwache und trotze der Hitze und der Kälte nach wie vor! — —

Für die überſandten Blätter meinen Dank! Laſſen Sie Ihrer neuen

Freundin ja gütigſt alles Aehnliche zukommen, wie der verblichenen! Sie kennen ſie ja übrigens von Alters her, ſo bös iſt ſie auch nicht; aber, aber das Schnurrbärtchen, wie geſagt, will ſeine Muthwilligkeiten haben, und die müſſen Sie nun ſchon im Voraus alle verzeihn. Wie wunderbar aber doch, daß Sie mich wieder mit meinen wenigen Zeilen hier und da mißverſtehen mußten; ich weiß nun, es liegt lediglich an mir in der Abgebrochenheit und Unbeholfenheit meines Ausdrucks. Wie ganz anders habe ich das tief glücklich gemeint, als Sie in Ihrer Antwort es nahmen; ein in der Form ſteifgewordenes Glück kann ich nie gewollt haben, das liegt ganz außer meiner Weſenheit. —

Und nun noch Eins! ſelbſt in meinen krankhaften Stimmungen, in denen das Nervenleben überreizt und das Gefühl mit mir davonläuft, ſollen Sie nicht glauben, daß ich keinen Gott in und über mir hätte! Vor einiger Zeit ſchrieb ich in mein Tagebuch ungefähr ſo:

„Zu große Fülle überſinnlicher Liebe iſt es, welche die engenden Banden dann und wann ſprengen möchte! Ich wußte es nie, und weiß es noch nicht, wo ich mit meiner Liebe hin ſoll; die Welt braucht ſie nicht, kein Menſch bedarf ſie in dem Maaße, als ich ſie zu geben habe, daher denn die geſteigerte Sehnſucht des Ueberfließens meiner Liebe in Gott in das Unbegrenzte, Maßloſe! Ich bin müde zuweilen des ewigen Zurückdrängens meines Heiligſten; der Verſtand ſoll hier herrſchen, die Klugheit regieren, und die Liebe darf nicht Liebe ſein! Der Menſch muß ſeine Krone niederlegen und muß zum Bettler werden, ſein Heiligſtes muß er zu Grabe läuten und Sparpfennige weiſer Erziehung mit ſich herumſchleppen, die er auch noch haushälteriſch auszugeben gelernt. Die Münze verſteht jeder, ſie klappert und klimpert von Hand zu Hand, giebt man etwas Anderes aus, ſo iſt man ein Narr!“ —

Ihre gesunde Freundin aber wird die Zeitung lesen, und am Bette der chronischen Zeitkrankheit auch wohl manchmal recht herzlich gähnen, und begierig den Puls zuweilen fühlen, ob es denn niemals zur Krise kommen wird?

Sie haben einen glücklichen Standpunct (glückliche **Bewegung** vielmehr) erreicht. Gott gebe doch auch dem Stieglitz und allen tief Leidenden Kraft und Gesundheit, aus diesem Rauch herauszubrennen!

Nun, Gott befohlen!

Ihre Charlotte Stieglitz.

* * *

An denselben.

Berlin, den 20. December 1831.

— Bitte, bitte, Theurer, vergessen oder besser zerreißen Sie alle Briefe seit dem letzten Sommer, die eine krankhafte Aufgeregtheit haben! Sein Sie im Innersten davon überzeugt, daß es eine **körperliche** Verstimmung war und noch ist, da das doppelte Brunnentrinken erst hier und dann in Kissingen wahrhaft wie Gift auf meine ganze Organisation gewirkt. Ich werde es ja wieder los werden, und Sie werden sehen, meine Reizbarkeit wird aufhören, ich werde wieder einen kräftigen Geist bekommen, wie einer Frau auch ganz gut steht (denn zu große Zartheit und zu vieles Rücksichtnehmen darauf erschreckt mich ordentlich) und es wird sich bequemer und besser mit mir leben; wenn ich vielleicht einmal müde werde oder stille wie am letzten Abend, so halten Sie es nicht für **Seelenstimmung** (ich war innigst froh jenen Abend) sondern nur für körperliche Ermattung, die durch Kleinigkeiten: ruhig hinsetzen, ein Butterbrodt essen u. dgl. gleich wieder gehoben ist. Manche Tage muß ich mir im eigentlichsten Sinne erst gewinnen durch ru-

biges Liegen auf dem Sopha, gegen Mittag fange ich gewöhnlich erſt an aufzuleben, das wird ſich Alles wieder geben, denn ich hatte ſchon in früheren Jahren einmal ähnliche Zuſtände, und wurde danach auch wieder ganz geſund und ſtark. Ziehen Sie daher aus der augenblicklichen Wirkung Ihres aus rüſtiger Seele gegebenen Rathes ja keine reſultirende Folgerung; es ſchreckte mich in meiner jetzigen Paſſivität gerade ſo auf, als wenn mit einem Male Jemand mit einem Helmbuſch vor Einen hintrete, man fährt zuſammen, und nach und nach kräftigt der kriegeriſche Anblick. Ich hoffe Sie noch manchmal im Leben um Rath zu fragen, und warum ſollten Sie mir nicht auch manchmal noch einen gutgemeinten Rath aus eignem Antrieb geben? Man kann mit ſeinen reſoluten Verſätzen am Ende auch ein wenig ins Extreme kommen! —

Und nun meinen herzinnigen Dank für Ihren lieben Gruß mit den Noten!

Den heiligen Abend, den Mittwoch, werden Sie uns da nicht zu einem Ausflug abholen? Heinrich grüßt Sie auf's Wärmſte. Wir freuen uns auf den heiligen Abend.

Charlotte Stieglitz.

* * *

An denſelben.

Berlin, den 26. December 1834.

Nehmen Sie, theurer Freund, mit einem innigen Feſtgruß beiliegendes kleines Andenken freundlich auf; es ſollte ſchon am heiligen Abend zu Ihnen hin, aber ſo einfach es auch iſt, und eben nur einen guten Willen darlegen möchte, ich konnte dennoch wegen meines Unwohlſeins vorgeſtern nicht damit fertig werden. Gönnen Sie dieſer Lyra an Ihrer lichtgrauen

Wand irgendwo ein Plätzchen, oben und unten mit einem Nägelchen befeſtigt; thun Sie Ihre Uhr, wenn Sie ſie ablegen, hinein, und ſo fehlt auch die Zeitbewegung nicht darin.

Wie Vieles iſt Moment im Leben, und wie gut, daß ſich durch alle die Momente doch ein rother Faden hindurchzieht! Vergeſſen Sie meine Momente und halten Sie ſich an den Grundfaden!*)

Aus innigſtem Herzen

Ihre Freundin

Charlotte Sneglitz.

*) Der letzte Brief, den ſie geſchrieben.

VI.

Um den achtzehnten December hatte Heinrich Stezlitz einen Traum. Es war ihm, als verſinke drüben im Fluſſe, der vor ihrer Wohnung ruhig hinſchwamm, das geliebte Weib, mit deren Beſitz ihn der Himmel geſegnet hatte. Und er ſtürzte hinunter, und ſchrie und weinte, und ſtreckte die Arme aus, um ſie der Fluth zu entreißen, aber ach! es war zu ſpät, und Charlotte nicht mehr zu finden. Da ward der Betrübte, nachdem er die erſte dumpfe Verzweiflung abgeſchüttelt, auf Einmal ſtill, und es ſchien ihm, als ſei eine ſeltſame Mahnung, von der er wohl oft aus dem Munde der Geliebten dunkle Worte flüſtern gehört, zu plötzlicher Erfüllung über ihn gekommen. Dieſe Mahnung verhieß, durch den Verluſt des Beſten im unſäglichſten Unglück wiederzugewinnen, was er verloren hatte, nämlich: ſich ſelbſt. Dies hatte die wunderbare Frau oft gedacht und leiſe angedeutet, wann es auf das Aergſte zu kommen ſchien mit den düſtern Wirren eines unbefriedigten Geiſtes. So beſchloß er denn nun jetzt, fortzuleben und fortzuwirken was noch an ihm wäre; und in dieſer Oede des Lebens fühlte er ſich über dem Leben, war ohne Hoffnung und auch ohne Furcht, allein auf ſich geſtellt, Gott und ſeine Liebe getreu im Herzen, ein erneuter Menſch, in alter Einſamkeit wie ehemals, und mit junger Kraft! — —

Es war ein Traum geweſen!

Über den andern Tag, nachdem er dies geträumt, war sein Wesen ruhiger und gehaltener als seit langer Zeit. Der giftige Trieb seiner Krankheit, sich selbst zu Tode zu quälen durch Phantasieen und Reflexionen, war für diesen Tag gewichen wie ein gebannter Gespenst, und hatte einem milden nachdenkenden Friedensinn um die Stirn Platz gemacht. Charlotte forscht und fragt freudig und denkt, die bessere Zeit, die so oft durch Wünsche und Pläne aller Art heraufbeschworen, beginne endlich. Da erzählt er ihr die Geschichte seines Friedens, um welchen Preis er diesen in seiner Vorstellung erkauft. So? sagte sie gedankenvoll lächelnd. Also das kann dir helfen? Nun, so ist's recht. Ja, ja, nur aus der Tiefe des Schmerzes, nur aus der ächten Resignation kommt uns die rechte, die dauernde Kraft, die hohe Ruhe des Geistes, ohne die nichts wirklich Großes geschieht. Halte nur fest an deinem Vorsatz, und sie wird dir werden!

Von diesem Tage reifte zur Gewißheit in ihr ein Entschluß, mit welchem sie schon in Andeutungen, in Stunden zusammenschreckender Lebensangst, vertraut gewesen, mit den sie durch eine großartige Idee, die der gewöhnlichen Anschauung unbegreiflich erscheinen muß, sich zu begründen gewußt.

Sie glaubten beide an Träume und ihr Hinübergreifen in die Wirklichkeit.

Am Abend jenes Tages, wo der verhängnißvolle Traum die Idee in ihr befestigt hatte, daß sie ein Opfer werden müsse für das Heil ihres vom Dämon besessenen Gatten, suchte ich beide heim, um sie zu einem Ausfluge zur Schau der Weihnachtsausstellungen, die um diese Zeit an den öffentlichen Orten begegnen hatten, zu bereden. Sie hatten sich seit ihrer Rückkehr in Berlin einer fast hartnäckigen Einsamkeit übergeben, je notwendiger ihnen die Zerstreuung und äußere Aufheiterung war. Der festliche Weihnachtsglanz der Säle, die wir miteinander durchstrichen, brachte nicht, wie es schien, die alte Gemüthsluft herbei. Charlotte war tief versenkt in sich selbst, sie schien in ihren Gedanken mit etwas beschäftigt, das von ganz besonderer Art sein mußte und ging, fast ohne zu sehen, an dem bunten Lichter- und Farbenspiel der Ge-

genſtände vorüber. Ich ahnte den Zuſammenhang ihrer ſichtlichen innern Bewegungen nicht, obwohl ich dies edle, ſchöne Herz ſonſt immer klar und durchgängig zu verſtehen glaubte. Nur ein banges, kaltes Befremden überſchlich mich vor dieſen Zügen einer furchterlichen Reſignation, wie ich ſie niemals in ſolcher Weiſe auf dieſem lieben Angeſicht erblickt hatte. Einigemal ſchlich ſie gebückt einher wie ein armes ſtummes Opferlamm, das geduldig und mild ſein Kreuz auf ſich genommen, und bildete einen um ſo ſchneidenderen Contraſt zu ihrem Gatten, der gerade an dieſem Abend einmal heiter und lebenskräftig ſchien, ja ein ſicheres und muthvolles Auftreten zeigte. Ich beobachtete beide genau, obwohl ich von dem Traum und den Gedankenfolgen, die man ihm gegeben hatte, erſt ſpäter erfuhr, und in dem Augenblick nur das beklommene Gefühl eines peinlichen Räthſels hatte, das mich freilich die ganze folgende Zeit über nicht wieder verließ. Ehariene blieb zuweilen zurück, ſcheinbar der Betrachtung irgend eines einzelnen Gegenſtandes in den Gropius'ſchen Sälen hingegeben, wenn ſchon ſie deutlich an ganz Anderes dachte, und heimlich an ſich ſelbſt nagte in unabläſſigen Gedanken. Ich geſellte mich dann zu ihr und blieb bei ihr ſtehen, während Heinrich vorausgeeilt war, auf den ſie, gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, an dieſem Abend wenig Aufmerkſamkeit hatte. Sie überließ ihn ſich ſelbſt, da er plötzlich heiter geworden ſchien, und wer konnte es denken, welches Geheimniß der Verzweiflung dabei verſteckt lag. Es war ſchon ein Losloſen von ihm, wie von der Welt eingetreten, denn ihre Liebe hatte ſich vorgenommen, zu verlieren, was ſie erhalten wollte. Zugleich war ſie ſo angeſtrengt und ermüdet, und hatte doch auf ſich ſelbſt ſo wenig Acht, um für ſich zu ſorgen, daß man ſie zum Niederſitzen und Ausruhen nöthigen mußte. Wir ſaßen an einem entlegenen Tiſch, während aus der Ferne einzelne Klänge der Muſik, welche das Dioramа begleiteten, zu uns herüberſtiegen. Einige Erfriſchungen hatten ihr gutgethan. Aber das Wohlbefinden, das ſich dann wieder bei ihr einſtellte, war eigener Art. Die feine Purpurröthe, die ihr Geſicht ganz über-

gegen und wie in eine stille Glut getaucht hatte, gab ihr einen fast durchsichtigen Schimmer und wunderbar geisterartigen Schein, in den man mit schmerzhaft süßem Erstaunen hineinsehen mußte. Beim Nachhausegehen wurde sie heiterer und gesprächiger und schien sich selbst noch einmal dem Leben zurückgegeben zu haben. Die Erde hat immer ihre kettenden Liebesbande, welche sich gern und schmeichelnd wieder an die Seele festschließen und die leiseste Gelegenheit der Stimmung begierig ergreifen, um einen gewaltsamen Entschluß in sich selbst umzustoßen. Zum Abschiede sagte sie mit ihrem herzlichen Händedruck: „nun auf Wiedersehn! in jedem Fall auf Wiedersehn!“ und sprach es mit einer bedeutsamen Betonung, daß es sich herausfühlte, es müsse bei diesen Worten noch etwas Besonderes ihr im Sinne liegen.

Der Ausdruck dieser Worte war mir auf die Seele gefallen. Ich stürzte unruhig in die Nacht hinaus und konnte den Ton nicht wieder aus dem Gedächtniß verlieren. Mir fiel ein Vorgang wieder ein, das schon vor einigen Wochen mich erschreckt hatte, obwohl ich nur unklar von dem näheren Zusammenhang unterrichtet worden war. Der Dolch, den sie ihm als Braut zur Reisewaffe gekauft hatte, hing noch immer, da dergleichen eine Liebhaberei Heinrichs war, in einem Winkel des Zimmers. Man war seines Anblicks gewohnt geworden und dachte sich nichts mehr dabei. Der dämonischen Lockungen, die für finstere Stunden in der Schneide eines solchen Werkzeuges lauern, war Keiner eingedenk, da die modernen Schicksalstragödien gegen Anmuthungen dieser Art vielmehr unsere Ironie herausgefordert hatten, obwohl mit Unrecht. Es war am neunten December, an einem trüben, menschenfeindlichen Nebeltage, als Charlotte, von quälenden Gedanken gefoltert, diesen Dolch nahm und heimlich in ihren Busen verbarg. „Laß ihn nur, ich spiele nicht damit!“ sagte sie, schmerzhaft lächelnd, aber in tiefer Ruhe, zu Heinrich, der es gleichwohl bemerkte und ihr den entblößten Stahl wieder zu entreißen suchte. Dieser Scene, die bald spurlos vorüberging, wurde noch keineswegs die ungeheure Bedeutung beigemessen, die sie als

Vorſpiel der vernichtenden Kataſtrophe hatte, denn unſere Vorſtellung überwindet und verarbeitet das, was ihr ganz undenkbar iſt, am leichtſinnigſten, und fragt nichts nach Anzeichen eines Unheils, das doch zu groß wäre, um es ſchon dem weiſſagend um unſer Haupt flatternden Vögelſchwarm böſer Ahnungen zu glauben. Noch an demſelben Abend erfuhr ich durch einzelne Andeutungen von dieſem Anfall feindlicher Gedanken, der, offenbar nur ein Moment, wie ſie in den Aengſten des Lebens entſtehen und wieder verſchwinden, in Charlottens Gemüth noch keineswegs unausrottbare Wurzeln geſchlagen hatte. Ich lief aber, nachdem ich dies vernommen, von ihnen fort wie Einer, den Raſerei zu ergreifen droht, und trieb mich noch lange bis in die Nacht hinein bald auf den Gaſſen, bald im Thiergarten umher, denn ich hatte das Gefühl, als ſei dieſer Entſchluß, wenn er auch nur als Blaſe in dem herrlichen Weibe aufſteigen konnte, eine unſägliche Beleidigung für die, die ihr die innigſten Freunde waren, und die ſich daran nothwendig verzehren mußten. Sie ſelbſt wußte indeß jede Aeußerung, die man ihr in den nächſten Tagen darüber that, ſo gründlich zu entkräften, daß keine Rede mehr davon ſein durfte. Und ſie hatte Recht, und es verhielt ſich wirklich ſo, wenn ſie eine völlige Erſchöpfung ihres körperlichen Zuſtandes, die ſich in den letzten Monaten an ihr ereignet, als die mächtigſte Urſache ſolcher feindſeligen Anwandelungen gegen ſich ſelbſt behauptete. Der Kiſſinger Brunnen, der ſehr nachtheilig auf ſie gewirkt, dann die gewaltſamen Anſtrengungen, ein Verhältniß noch länger aufrecht zu erhalten, das durch immer gefährlicher werdende Verdunkelungen mitten im ſchönſten Blüthenpunct der Gegenſeitigkeit gebrochen war, und endlich die Hintanſetzung aller Rückſicht auf ihre eigene Ruhe, Pflege und Selbſtgeltung bei einer der zarteſten Aufmerkſamkeit bedürftigen Organiſation, hatten das Gleichgewicht ihrer Natur erſchüttert und die ſonſt ſo Aufrechtſtehende in einen bangen, ungewiſſen Nervenzuſtand verſetzt, in dem ſie ſich oft gar nicht zu rathen und zu helfen wiſſen mußte. Und nun kamen des Geiſtes und des Herzens Motive, Antriebe und Verwickelungen hinzu,

um dieſe unendlicher Hingebung fähige Seele zu beſtürmen und auf eine That hinzutreiben, von der ſie, mit dem ihr eigenen hohen Muth, die letzte Rettung aller innern und äußern Zerwürfniſſe ſich erſah. Jener Traum, den ihr Gatte geträumt hatte, ſetzte ſie jedoch erſt in die beſtimmtere Vereinfachung zur Ausführung eines Gedankens, der ebenfalls nur wie ein rieſiges Traumbild, das niemals Wirklichkeit zu werden brauchte, in ihr aufgeſtanden war. Wer ahnete es aber jetzt, daß ſie nunmehr Schritt für Schritt in ſtufenweiſem Fortgang des Entſchluſſes ihrem Ziele näher und näher trat, das endlich, wie der Baum die reife Frucht ruhig von den Aeſten ſchüttelt, mit beiſpielloſer Beſonnenheit erreicht und erfüllt wurde! Denn wenn man auch die letzten Tage hindurch das peinvolle Gefühl in ihrer Nähe hatte, daß etwas Unbegreifliches daſein mußte, von dem ſich keine Rechenſchaft geben ließ, wenn ich auch, in unerklärlicher Beſorgniß, Briefe an ſie ſchrieb, um ihr Dies und Jenes zu ſagen, und es doch nie recht anzufangen wußte, ſo ließ ſich einmal mit der Hand nicht mehr eingreifen in das rollende Rad, das bereits im vollen Schwunge begriffen und von der Feſtigkeit des menſchlichen Willens in unaufhaltſame Bewegung geſetzt war. Und wie hätten gerade die, welche ihr die Nächſten und die Liebſten waren, etwas wiſſen können, da es in der Natur ihrer That lag, gerade Die, die es betraf, am abſichtlichſten in einer Täuſchung über ſich zu erhalten?

So ſaßen ſie denn bei einander in ihrer großen Einſamkeit, die ſie, ungeachtet vielfältiger Anſprachen von außen her, freiwillig erkoren hatten. Bald war ihnen wohl in dieſer Zurückgezogenheit, die nur der ſie beſuchende Freund theilte, und die ſo weit ging, daß ſie nicht einmal aus einer Zeitung von den buntverworrenen Dingen der Welt erfahren mochten; bald ergriff ſie ein banges Empfinden derſelben, wie mit der Ahnung an einen dunkelverhüllten Hintergrund ihres Lebens, daß ſie es nicht mehr bei ſich aushielten und im Innerſten erſchreckt forteilten, um draußen zerſtreuende Gegenſtände und Geſellſchaft zu ſuchen. Der einförmige Schlag der Uhr, die von der Kammer hereintönte, unterbrach mit ſchauerlichen Takten die Stille, in der

Menſchen, welche die auserleſen glücklichſten hätten ſein können, in einer immer unheilbarer werdenden Gemüthsverwickelung ſich gegenüber ſaßen. Selbſt Vorzeichen, woran der gemeine Aberglaube ſich hält, blieben in der Unheimlichkeit jener beklommenen Abende nicht aus. Die Möbel krachten hin und wieder geſpenſtiſch und die obere Platte von Charlottens Büreau zerborſt einmal ſchreiend, daß Heinrich entſetzt zuſammenfuhr, während ſie über den ſeligen Tiſchler Eitel ſcherzte, der, ein armer Geſell, kein rechtes Holz gehabt und daher immer geſtückelt hatte, jetzt aber, da er ſeitdem in den Himmel gekommen, drüben gewiß Alles aus Einem Stück arbeiten werde! Wie gern ſchlug nicht überhaupt jede Saite an ihr wieder friſche Lebenstöne an, und verſuchte die zerriſſenen Melodieen noch einmal zuſammenzufügen! Aber zu ſehr waren ihr die Flügel gelähmt und geknickt worden. Es gelang ihr nicht mehr, einen reinen Klang hervorzubringen, welchen Accord ſie auch griff, und das ſonſt ſo ſeelenhelle Auge, das lächeln wollte, füllte ſich in demſelben Moment mit ſchweren, dunkeln Tropfen. Der Geſang war ihr vom Arzt verboten worden, und Heinrich, an deſſen Stimmungen ſie ſonſt, wie David an Saul, Wunder verrichtet hatte, konnte jetzt auch keine Muſik ertragen. So ließ ſie ſich gänzlich ſtumm werden, und eine untröſtliche Einſamkeit hüllte ihr Herz und deſſen geheime Gedanken ein. Doch ſah ſie oft ſehr ſchön aus, und hatte, wenn auch durch feuchten Thränenflor hindurch, einen heitern Schimmer im Antlitz, der um ſo ſeltſamer rührte, da ſie zugleich bemüht war, noch Allen, denen ſie begegnete, etwas Liebes und Freundliches zu erzeigen. Im Ganzen hatte ſich ihr Anſehn ſeit der Rückkehr von der Reiſe verändert, einige fremde Züge ſtanden auf ihrem Geſicht; dazu kamen in den letzten Wochen viele ſchlafloſe Nächte, die den Ausdruck der Unruhe in ihrer Phyſiognomie vermehren halfen. In ſolchen Nächten muß ſie unendlich in ſich ſelbſt gelitten haben. Hier drang ihre ungemein rege Vorſtellung bis in die qualvollſten Tiefen von Leben und Tod über, und wog in unaufhörlicher Gedankenbewegung, das Richteramt über ſich ſelbſt vollziehend, Alles gegeneinander ab, was ſie zu fürchten, zu

hoffen, zu verlieren und zu gewinnen hatte. Zu ihrer geiſtigen Pein fügte noch das verſtimmte und überreizte Nervenleben in dieſen Nächten eigenthümliche Schmerzen hinzu. Sie ſagte einmal, daß ſie jetzt ein beſonderes Grauen vor dem Bett empfinde, weil dann ein ſo „ſchauderhaftes inneres Leben" in ihr zu walten beginne. Dies ſind Zuſtände innerer Trennung, die ich aus eigener frühern Krankheit an ihr verſtand, und wo ein freiwilliges und unwillkührliches Ablöſen des Geiſtes vom Körper leiſe zu wirken anhebt und die Gedanken, die das Band der Perſönlichkeit verlieren, in das Allgemeine zerrinnen läßt.*) Wie eine ſüße Wohlthat und Rettung gegen ſolche Anwandelungen erſcheint dann dem geängſtigten Gemüth der Tod, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß dieſe Zuſtände bei Charlotten viel dazu beigetragen haben, ihr die Lebensmöglichkeit in ihr ſelbſt zu benehmen, und ſie zur Beſchleunigung ihrer ungeheuern That zu drängen.

Von Allem, was die leidende Charlotte anging, wußte Heinrich Stieglitz ſelbſt in dieſer Zeit wenig, da er nicht um ſich und aus ſich herauszublicken vermochte. Seiner Geſchäfte an der Bibliothek war er entledigt worden, und der Muße und Selbſtändigkeit, die er früher ſo ſchmerzlich vermißt, nun theilhaftig, faß er und las und ſtudirte den ganzen Tag, vergriff ſich aber in den Gegenſtänden der Beſchäftigung, die ihm in ſeinem Zuſtand zu Heil und Erneuerung hätten anſchlagen können. Alterthumsſtudien und Leſung antiker Dichter wieder vornehmend, entbehrte er der geiſtigen Anknüpfungspuncte, die ihn mit den nächſten und dringendſten Bedürfniſſen der aufgeregten Zeitgeſinnung in Einklang hätten ſetzen ſollen, und ſein eigenes inneres Uebel wurde immer ärger dabei, da die Zerfallenheit, an der er krankte, nicht minder mit der allgemeinen Unbefriedigtheit und Reſultatloſigkeit der Zeit zuſammenhing, in die man ſich eben mitten hineinſtürzen muß, um Gewalt über die Strömung, der doch Keiner entgeht, zu gewinnen. So wurde Heinrich, der eine

*) Vergl. eine Stelle aus ihren Briefen, S. 85.

Ret-

Rettung vor manchen Zerwürfniſſen des Tages auf einer entgegengeſetzten Seite in der Vergangenheit geſucht, ohne damit zu einem Ziel zu kommen, immer trüber und umhüllter in ſeinen Gedanken und eine Spaltung in ſeinem eigenen literariſchen Schaffen, in dem er ſich bald neueren Tönen zuwenden mochte, bald von einer alten Richtung feſtgehalten wurde, erhielt ihn momentan unthätig und peinlich gebunden. Charlotte ſelbſt dagegen hatte ſich den nächſten Ideen der Zeit mit einer faſt leidenſchaftlichen Begeiſterung hingegeben, ſie lauſchte mit feiner Einſicht auf deren Entwickelung und Wirkung, und ſuchte eine widerſtrebende Richtung ihres Gatten beſtändig damit auszugleichen. Was aber Heinrichs Krankheitszuſtand in den letzten Wochen am befremdendſten charakteriſirte, war, ganz gegen ſeine ſonſtige Weiſe, ein ſtilles Verſinken in ſich ſelbſt, eine Regungsloſigkeit des Geiſtes, die ſich auch äußerlich in bedenklichen Zeichen ausdrückte. Von dieſen Symptomen fühlte ſich Charlotte tief geängſtigt, ſie vermochte es nicht mehr anzuſehn, und glaubte nun, daß ſein Zuſtand in wirklichen Wahnſinn übergehen werde. Flehentlich bat ſie ihn oft wie ein Kind, doch lieber zu ſtürmen und zu toben, wie ſonſt wohl in unruhigen Strudeln des Temperaments; nur nicht ſo entſetzlich in ſich ſelbſt zu verſinken! Nun kamen auch wieder Momente, wo die Stürme ſeiner Nerven ihn zu lauten Ausbrüchen trieben, in denen das vernichtungsluſtige Element des Dämons an ihm ſelbſt und an Andern ſich hätte geltend machen mögen; oder es ſtellten ſich Stunden eines ſchmerzhaften Bewußtſeins bei ihm ein, wo er in ſeinem Tagebuch Vieles aufzeichnete aus ihren und ſeinen eigenen Aeußerungen, was jetzt für das Verſtändniß der Vorgänge von wichtiger Bedeutung iſt. Dann ſchrieb er auch über ſeinen eigenen Zuſtand und den Mangel an Befriedigung und Genüge ſeines ganzen Lebens herzzerreißende Klagen der Verzweiflung nieder, die, in kranker Verkennung der glücklichſten Beſitzthümer ſeines Daſeins, Jeden, der ſie vernahm, mit Entſetzen erfüllen mußten, denn ſie tönten wie ſchauerliche Stimmen unglückbringender Thiere, denen nichts anderes als eine gränzenloſe Zerſtörung nachfolgen kann. Und

es iſt nur zu gewiß, daß Charlotte gerade in der letzten Zeit mehrfach in ſeinem Tagebuch geleſen, was ihr bald zur Verzweiflung, bald zur Beſtätigung gereichen mußte. Dazu fügte ſich noch die Qual, daß ſie, bei ihrer zerriſſenen Geſundheit, in dieſen Wochen höchſt wahrſcheinlich irgend eine bedeutende Krankheit bei ſich heranahen und zu befürchten glaubte. Solche Anwandelungen hatte ſie leider ſonſt nur zu ſtarkmüthig, ſich Gewalt anthuend, in ſich zurückgedrängt, da es gewiſſermaßen zu Heinrichs Krankheitsſymptomen mitgehörte, bei jeder Vorſtellung ihres Erkrankens oder Verluſtes in einen Zuſtand der heftigſten Bewegung und Wildheit zu gerathen, der alles Leiden auf beiden Seiten nur ſchlimmer machte. Wenn ſie aber jetzt vielleicht die Unmöglichkeit fühlte, ſich durch geiſtige Ueberwindung geſund zu erhalten, da ſie es nicht war, und wenn auch dieſe Rückſicht zum Beeilen eines freiwillig erwählten Todes beitrug, ſo hat die arme, unvergleichliche, thränenwerthe Dulderin, das ſchönſte Leben an jede phyſiſche Marter preisgebend, keine Stufe des Leidens und der Kreuztragung auf dem Wege zum ewigen Frieden ſich erſpart.

Einmal ſagte ſie zu ihm:

„Ich bin feſt überzeugt, verlöreſt Du früher oder ſpäter mich an einer langwierigen Krankheit, Du vergingeſt ſchon an dem Gedanken vorher, gingeſt wahrſcheinlich entmannt und kahl in Dir zu Grunde; würd' ich einmal mit Einem Schlage Dir entriſſen, wie vom Blitz getroffen, da erhöbeſt Du Dich über Deinen Schmerz und erſtarkteſt. Widerſprich mir jetzt nicht aus einem bange werdenden Gefühl! Ich kenne Dich vielleicht beſſer als Du Dich ſelbſt. Auch kann ich Dich an Deine eignen Worte mahnen, in dem Schluſſe Deines Gedichts Verlieren:

„Drum laß' nimmer Dir die Bruſt
Um verlornes Gut verengen,
Denn das Leben iſt ein Drängen
Nach Entbehren, nach Verluſt.

Was es fodert, wirf es hin
Schmerzlos aus der ſchwanken Barke,
Aber in Dir ſelbſt erſtarke
Dir zu dauerndem Gewinn!" —

Du wirſt doch Dich ſelbſtbethätigend rechtfertigen, was Du als erkannte Wahrheit ausgeſprochen?" —

Daran entſpannen ſich dann zuweilen ſolche Geſpräche:

H. St.: Gott, wenn ich Dich einmal verlieren ſollte, Lottchen, ich wäre vernichtet!

Charlotte: Weg mit dem Gedanken! Eben dann müßteſt Du dich doppelt in Dir ſelber faſſen, und aus Schmerz würde Dir Ruhe und Ergebung und aus der ächten Reſignation wahre Kraft! Glaube mir, ſo würd' es, ſo müßt' es werden! Haſt Du nicht ſelbſt einmal geſungen:

Das iſt Aller heimgegangner Seelen,
Wenn Erinnrung Lebenskränze flicht!?

Und nach einer Stunde, während Heinrich zum Arzt geeilt war, der ihn über ihren Zuſtand zu beruhigen geſucht, trat ſie ihm, obwohl blaß, doch heiter und gefaßt entgegen, mit den Worten: Wilder Stürmer! Unbändiges Roß! Will's denn nie mit Dir zur Ruhe kommen? Dies ewige Aufundabwogen muß Dich ja auseinandertreiben. Wär' ich nur erſt mit dem Mittel einig, Dich zu bändigen und zu bezähmen und wiederzuvereinigen! —

Ein anderes Geſpräch, das ungefähr vierzehn Tage vor dem entſcheidenden Schlag geführt wurde, iſt ebenfalls bemerkenswerth:

Charlotte: Heinrich, Du haſt fürchterlich wahre Worte in Dein Reiſetagebuch niedergeſchrieben, zuweilen als hätteſt Du in meiner Seele geleſen, vornehmlich in Kiſſingen, wo der geiſtverwandte gasreiche Ragozi Deine elementariſche Natur noch mehr entbunden hatte. Wir Beide harmoniren auf eine entſetzliche Weiſe; ich wollt' um Alles, ich ſähe Dich jetzt gerade freier. Halte Dich übrigens, was Dir auch begegnen mag, an Deine eignen Worte, daß keiner von uns ſich eher aufgeben darf, als bis ſein irdiſch Geſchäft vollendet. — —

H. St.: Wie kommſt Du darauf, Lottchen? — Steht's nicht viel beſſer um mich jetzt als im vorigen Sommer? —

Charlotte: Ich glaube feſt, Dein immerwährend ſich erneuend Bangen um mein körperliches Wohlſein lähmt, entnervt Dich jetzo mehr als je; es wirkt markverzehrend auf Deinen Geiſt, iſt Dir zu ſehr ſchon zur anderen Natur geworden. Vertheidige Dich nicht! O ich erkenne Dich, auch wenn Du Dich heiter ſtellſt.

H. St.: Du wirſt ſchon wohler werden und kräftig in alter Art; dann werd' ich's mit, und froh wieder und jung — ein ew'ger Frühling, wie wir früh ſo oft geträumt und auch ſchon gelebt.

Charlotte: Du mußt aus dir ſelber wohl werden, mußt Dich zuſammenfaſſen, das Bangen um mich, das Grübeln in dir fahren laſſen, bald wieder urkräftig geſtaltend daſtehn in alter Friſche und erneuter Fülle; ſonſt wahrlich! möcht' ich lieber, du dächteſt an mich als an eine Abgeſchiedene und fändeſt Dich ſo gedoppelt wieder.

H. St.: Lottchen, welche ſündterlichen Träume! Wie kommſt Du dazu, du Klare?

Charlotte: Laß uns jetzt noch ein wenig hinausgehn, wenn Du nicht allzu müde biſt; es wird uns beiden wohlthun!

H. St.: Sage nur erſt, wie kommſt Du heut auf die Gedanken? Laß uns doch froh ſein! Sind wir denn nicht unendlich glücklich?

Charlotte: Dem jetzig Glück iſt nur Ideenkrampf, nur momentaner Anflug! Du mußt wieder aus Einem Guſſe werden, Dich wiederfinden! Jetzt haſt Du dich verloren. Aber laſſen wir das heut! Ich weiß, Du hatteſt von je Ein Geheimniß vor mir (es betrifft die Vergangenheit); ich hab' auch eins vor Dir (das betrifft die Zukunft!); auch in dieſer Hinſicht ſind wir quitt! — — Das meine wird dir klar werden zu ſeiner Zeit; das Deine hab' ich längſt geahnt. Komm, laß uns jetzt hinausgehn! — — —

Und bei andern Gelegenheiten wiederholte ſie öfter: Schließe Dich der jungen Zeit an, dann gehen wir Einen Weg!! —

* * *

Die Weihnachtstage waren herangekommen, ſtill, ernſt, ahnungsvoll und von ſchrecklicher Einſamkeit umdüſtert. Sie bat Heinrich dringend, ihr diesmal keine Feſtgabe zu ſchenken, außer irgend ein Buch, das auch ihm lieb ſei; am allerwenigſten aber ſolle er, worin er einem früher von ihr ausgeſprochenen Wunſch hatte entgegenkommen wollen, neue Möbel anſchaffen, was bei einem etwaigen Ortswechſel nur Beſchwerniß erregen könne. Den heiligen Abend verbrachten beide, um ſich von ſich ſelbſt abzukehren, in der wackern Familie und unter den liebenswürdigen Kindern ihres Hauswirthes, wo ſie der fröhlichen Chriſtbeſcheerung beiwohnten. Charlotte, wie innigen Antheil ſie auch zu zeigen bemüht war, erſchien meiſtens ſchweigſam und zerſtreut. Sie hatte von jeher eine unendliche Liebe zu Kindern gehabt und verſtand es ſchon, ſich mit ihnen zu freuen und zu beſchäftigen, da die holden Engel ihres Gemüthes ſich gern und ſinnig den Kinderſpielen zuneigten. Sie glaubte aber dennoch, was zu bemerken iſt, daß, eigene Kinder zu haben, ſie an der Freiheit im Leben und geiſtiger Entwickelung viel einbüßen laſſen werde, und mit Recht. Denn ſie war zu ſehr Strebende und in beſtändigem Drang eigenthümlich ſich Bildende, ſie war eine zu ſcharfgezeichnete und von Zwecken ihrer ſelbſt ergriffene Individualität, als daß ihr, in dieſer noch raſtlos in die Ferne greifenden Jugend, ſchon der mütterliche Charakter, der die geſättigte Ruhe des Daſeins iſt und will, wohlangepaßt hätte; und aus mehrjährigem, täglichem Umgang konnte man hier wahrnehmen, wie am allerwenigſten die Entbehrung der Kinder irgend eine Urſache geworden wäre, ihr gegenſeitiges Verhältniß zu trüben. Mögen ſich auch allzu ideale Tendenzen des Umgangs unvermeidlich gerächt haben, jenes war es hier nicht, und auch nicht der leiſeſte Zug eines ſchmerzlichen Seitenblicks ließ ſich bemerken, wenn Charlotte koſend und herzend fremde Kinder zu ſich heranrief, um an ihren friſchen Bildern ſich zu erquicken und auf dieſe duftigen Lebensblüthen ihren freundlichen Mund zu drücken.

Aber jetzt war in die ganze Betonung ihres Daſeins ein tiefer Wehe-

klang gekommen, der alle andern Stimmen, welche ſie ſonſt erfreuten, gewaltſam in ihr überſchrie. Sie ſah die Gegenſtände um ſich her nicht mehr recht deutlich, um die Außenwelt hatte ſich ihr ſchon ein bedeckender Trauerflor gebreitet. Still und ſchweigend, mit nachdenkend geſenktem Kopf, ging ſie in den letzten Tagen umher, und ſprach wenig. Es mußte ihr etwas ſein, ach, es ließ ſich nur das Rechte nicht erforſchen. Solche Ereigniſſe, ehe ſie ihrer Erfüllung ſich nahen, werfen ſchwarze Schatten wie ein magiſches Netz um unſer Auge, daß wir, obwohl am Nächſten ſtehend, in dunkler Verblendung nicht ahnen noch begreifen, was unvermeidlich geſchehen muß. Nichts merkwürdigeres war aber zu ſehen, als ihr Auge, das in dieſer Zeit zuweilen übernatürlichen Glanz ausleuchtete, ſodaß Heinrich, wann er mit ihr, der ſtille werdenden, ſich allein befand, von einer ſeltſamen Bangigkeit ergriffen wurde, und es einigemal nicht aushielt, ſie anzublicken, ſondern in den unheimlichſten Gefühlen aus dem Hauſe eilte. Dieſe bange und doch wehevoll ſüße Scheu, die man jetzt vor ſo wunderbar blinkenden Augenſternen empfinden mußte, drängte ſich überhaupt bei dem Verklärten und Entrückten, das ihr Weſen bereits angenommen hatte, immer mehr dem Gefühl auf. Sie wandelte und ſchwankte träumeriſch dahin, wie vom Boden losgeriſſen und nur noch mit unſicherer Sohle die Erde berührend. Ihr Gang nahm zuweilen wie in magnetiſcher Erhöhung das Fliegende und Schwebende wieder an, das man früher einigemal an ihr geſehn, wann ſie auf Reiſen und beim Herabſteigen von Bergen berauſcht dem fernen Sonnenuntergang entgegeneilte, und wie eine Antilope mit leichtem Geiſterſchritt über die gefährlichſten Stellen dahinſchlüpfte, wo ihr Keiner zu folgen vermochte. Jetzt hob ſchon die entbundene Pſyche in ihr die Schwingen auf und nieder. Abgelöſt taumelte ſie, wie die Blume die der Abendwind ſchüttelt. Sie nahm Abſchied vor ihrem Scheiden bei allen ihren Umgebungen mit ſtillen Blicken, deren mild anlächelnden Schimmer die Freunde nicht verſtanden. Schon am ſechsundzwanzigſten December muß ſie ein Paquet ihrer vertrauteren Briefe und Papiere eingeſiegelt haben, da ein

Brief vom ſpäteren Datum, den ſie erhielt, noch nicht darunter begriffen war. Bei einem Freund erkundigte ſie ſich ſehr dringend, ob den Frauen durchaus kein Zutritt zu dem anatomiſchen Muſeum geſtattet ſei. Sie wollte ſich ohne Zweifel genauer von der Lage des menſchlichen Herzens unterrichten. Doch hatte ſie im Leben zuviel an Herzklopfen, wie an innerlichem Herzweh, gelitten, um nicht auch ohne anatomiſche Berechnung, bloß dem ſcharfen Zug ihrer Schmerzen mit der Hand nachgehend, jenen grauſamen Stoß zu führen, der das edelſte und beſte Herz gerade in tiefſter Mitte zerſchneiden ſollte!

Der ſiebenundzwanzigſte verging ſtill und ohne beſondere Zeichen. Ihre Lectüre in der letzten Zeit war Leſſing geweſen, aus dem ſie ſich fleißig Auszüge machte, die ſie zuweilen mittheilte. Vornehmlich las ſie noch bis zuletzt in der Erziehung des Menſchengeſchlechts und verarbeitete die daraus gewonnenen Eindrücke der freieſten Weltanſchauung mit dem klarſten und verſtändigſten Bewußtſein, ja zu ihrer ſichtlichen Erheilung und Erquickung, indem ſie mit beſonderen Gedanken an die aufgeſtellte Maxime ſich feſthielt, daß keine Frucht im Menſchenleben wie in der Geſchichte eher vom Baume falle als bis ſie gezeitigt ſei, und daß dem Einzelnen wie dem Ganzen zur rechten Zeit das Rechte komme, wenn er nur getreu ausdauere und redlich beharre.

Der achtundzwanzigſte war ein trüber verworrener Tag, an dem es mit dem Krankenzuſtande Heinrichs auf ein Aeußerſtes zu kommen ſchien. Charlotte hatte geglaubt, daß ſeine Befreiung von allen drückenden Amtsverhältniſſen, in denen ſie früher immer die Haupturſache ſeines geiſtigen und körperlichen Uebels erblickt, ihn völlig herſtellen werde, aber ſie mußte jetzt ſehen, daß es das nicht geweſen, was ſeine Natur in jene unabläſſig wiederkehrenden Zerwürfniſſe mit ſich ſelbſt und der Welt gebracht hatte. Sie wurde irre, ſie ging Alles noch einmal durch, und zählte es ſich her, wie doch nun Alles geſchehen ſei, was irgend erdenkbar, und dennoch fruchtlos! Das Reſultat war ein vernichtendes Gefühl. Dazu kam, daß Bode jetzt ſtündlich,

und jeden Augenblick bei einander ſein mußten, während früher die Abberufung auf die Bibliothek eine heilſame Unterbrechung und erfriſchende Abwechſelung im täglichen Umgang hervorgebracht hatte. Die Pflichten und Sorgen des Einen um das Andere wurden jetzt, wo ſie die Wirkung jedes Moments einander abſehen konnten, nur um ſo peinlicher und quälender. Es war ein Sonntag, und wir gingen Mittags vor Tiſche durch den Thiergarten ſpazieren, wozu ſich einige andere Freunde geſellten. Charlotte ſah ſehr ernſt aus, ſie trug einen ſchwarzen Schleier über dem Hut, den man ſonſt nicht an ihr gewohnt war, und eine halb ſcherzhafte Bemerkung, die ich in einem betroffenen Gefühl darüber machte, ließ ſie, ganz gegen ihre ſonſtige Weiſe, unerwiedert. Als Einiges an ihrer beiderſeitigen Lebenseinrichtung getadelt wurde, ſagte ſie mit einem leiſen Anflug von Bitterkeit: es ſei ein Talent, ſich das Leben angenehm zu geſtalten! Bei einer anderen Wendung des Geſprächs, wo ich zufällig, obwohl mehr in einem ironiſchen Zuſammenhang, das Wort erwähnte: „Schöne Seelen wirken durch ihr Sein!“ ſchrak ſie ſichtlich und gewaltſam, ohne es verbergen zu können, zuſammen, und wurde nachdenkend und tief ſtill. Mittags blieb ich bei ihnen, um ſie nicht in ihrer gegenſeitigen Stimmung, die herzzerſchneidend war, allein zu laſſen. Heinrich war von dem Dämon ſeiner Krankheit tief umwoben, und ſagte Manches, was bei Charletten Schrecken verbreiten mußte. Nach Tiſche, beim Auseinandergehn, ſchlug ſich noch wie von ſelbſt ein Geſpräch über die Unſterblichkeit an. Sie hatte ſchöne Gedanken darüber, und faßte eine ihr geäußerte Gegenanſicht mit ſolcher Lebhaftigkeit auf, daß ſie mir freudig die Hand auf die Schulter legte. Es waren die letzten Worte, die ich mit ihr gewechſelt. Sie ſah blaß und verklärt aus, mit glänzenden Augen. Nachher ergoß ſich wieder über das feine Geſicht der glühende Roſenſchimmer, der ſie wie mit ſcheidenden Abendſtrahlen lieblich malte. Den Abend ſoll ſie noch in einer größeren Geſellſchaft, wo mit theatraliſchen Darſtellungen ein Familienfeſt gefeiert wurde, ſich heiter gezeigt haben. An dieſem Sonntag hatte ſich jedoch

doch bereits die Ausführung ihres Entſchluſſes in ihrem Geiſt ſo feſtgeſtellt, daß es nur noch der einzelne günſtige Moment war, auf den es ankam und deſſen ſie harrte.

Der neunundzwanzigſte December war herbeigekommen. Heinrich war an dieſem Tage ſtill in ſich verſunken, nur ſelten mit Aufwallungen abwechſelnd, aber die Stille an ihm ängſtigte ſie eben jedesmal am meiſten. Der Vormittag ging zwiſchen Beiden eher in wehmüthiger Ruhe hin, als daß ſich hätte aus Vorzeichen ahnen laſſen, daß an dieſem Tage die ungeheuerſte Tragödie, die aus den ſocialen Verwickelungen der modernen Welt nur hervorgerufen werden kann, ausgeführt werden ſollte. Charlotte war ſchwermüthig, aber friedlich, wie es ſchien, und hätte noch ſo gern gehabt, daß Alles gut gehen möchte! Draußen auf dem Hof ließ ſich ein alter Harfner vernehmen, der zu den verſtimmten Tönen ſeines Inſtruments traurige Lieder ſang. Was meinſt Du, Heinrich? ſagte Charlotte auflächelnd; — wenn wir ſo miteinander vor den Thüren herumzögen, und ich ſänge, — gäbe dann wohl Mancher einen Dreier mehr? —

Ach, ſie war ſo weit gekommen, daß ſie gern ſingend und bettelnd vor den Thüren umhergezogen wäre, wenn nur der unheilbare Riß des Lebens ſich noch einmal zu einer frohen Exiſtenz hätte zuſammenfügen laſſen!

Gegen Mittag gingen Beide mit einander aus. Auf der Straße war Charlotte in Lebenserinnerungen verloren, und dachte an die Vergangenheit zurück. Sie deutete Manches darüber an, und ſagte ihm unter Anderm etwa folgende Worte: „Bei allen vielfach durch den Körper bedingten Rückfällen Deines Geiſteslebens kann ich doch mit wahrer Freude auf die Zeit unſres Vereintſeins und deſſen Reſultate zurückblicken. Du biſt unendlich freier, tiefer, ſtiller, vereinter in Dir geworden, Du wirſt unendlich freier, tiefer, ſtiller, vereinter noch werden, wirſt Dich ganz und gar entſchlacken, ſobald Du nur erſt dauernd einmal Ruhe erſtrebſt und reſigniren lernſt. Das aber mußt Du freilich ernſtlich wollen, und eine höhere Kraft wird Dir beiſtehn!“ — —

Der Mittag war trübe, Heinrich vermochte vor geiſtiger Selbſtquälerei nicht zu eſſen. Nach Tiſche kam eine Einladung zu den Ries'ſchen Quartetten für den Abend, die angenommen wurde. Von dieſem Augenblick an wurde Charlotte plötzlich ernſt und ſtill. Sie ſagte ihm noch nicht, daß ſie ihn auf den Abend nicht in das Concert begleiten werde.

Gegen ſechs Uhr des Abends legte ſie ſich wie ermüdet auf das Kanapee, und bat ihn, doch lieber ohne ſie zu gehn, und ſich zu ſeiner Begleitung einen in der Nähe wohnenden Freund abzuholen. Sie bedürfe der Ruhe.

Er verſprach, zeitiger wieder zurückzukehren.

Nein, Heinrich, ſagte ſie mit dringender Stimme, Du mußt das Concert anhören! Verſuch' es einmal wieder, ob Du Muſik mit Ruhe anhören kannſt; beſonders zwinge Dich, den aufregenden Beethoven wieder zu ertragen und zu bewältigen!

Sie wußte, daß dies das letzte Quartett des Concertabends war, welches ihn dann um ſo länger dort aufhalten und ſeine zu frühe Rückkehr verhindern werde.

Hörſt Du, ſei ruhig, mein Heinrich! ſprach ſie weiter, halb auf dem Sopha liegend, wie ſie gern die Gewohnheit hatte. Sei ruhig, und komme ruhig zurück! Was ſoll denn nun noch aus Dir werden, da Alles mit Dir geſchehen, was wir heilſam glaubten? Nur Reſignation kann Dir helfen! Ruhig mußt Du werden, Dich in Dir ſelbſt zuſammenfaſſen! Man muß erſt Alles aufopfern, um den Frieden und die Erlöſung zu gewinnen. Iſt das nicht auch die Bedeutung vom Opfertode des Herrn? —

Sie drückt ihm die Hand, aber dies ohne beſondere Bedeutung. Er küßt ſie auf die Stirn und geht, ohne irgend das Ahnungsvolle, das in ihren Worten durchklang, zu empfinden.

Nun war ſie allein. Draußen lag die öde Winternacht über dem einſamen Schiffbauerdamm. Es war ein unheimliches Wetter. Der Mond ging auf in ſchneidender Klarheit über der einförmig ruhenden Spree, es war hell und wollte kalt werden.

Sie war allein. Nur das Dienſtmädchen, mit dem ſie immer ſehr zufrieden geweſen, befand ſich in ihrer Nähe. Sie rief es noch einmal zu ſich herein, und ertheilte ihr mancherlei Aufträge, die ſich auf die Bequemlichkeit des Rückkehrenden noch für dieſen Abend bezogen. Sie hatte wohl geglaubt, daß, wenn ſie in ihrem Kämmerlein verſchloſſen läge, man am andern Morgen erſt ſie entdecken würde. Das Mädchen blieb in der angränzenden Küche. Ihm war der beſonders milde und wehmüthig freundliche Blick aufgefallen, mit dem die Herrin, die Lampe in der Hand haltend und vor ihr ſtehend, ſie betrachtet und verabſchiedet hatte.

Charlotte war allein. Nur zwei enge Stunden noch waren ihr für die Ausführung ihres feſten Entſchluſſes gegönnt. Während das Leben ſonſt immer ſo viel Aufſchub hat, wodurch die Angſt des Daſeins ſich wohlthätig mindert, iſt es ungeheuer, zu denken, daß nur noch eine karge Stundenfriſt zu durchlaufen vorliegt, an deren wenigen, einſylbig hinſummenden Glockenſchlägen die größte Entſcheidung, die Leben, Tod und Ewigkeit durchdringt, ſich vollführen ſoll, und unwiderruflich!

Sie hatte noch viel zu thun und zu beſorgen. Beiſpiellos iſt die Ruhe und klare Umſicht, mit der ſie noch Manches, was die häuslichen Dinge anging, ordnete und einrichtete. Es war halb ſieben, als Stieglitz ſie verließ. Bis halb neun war ihr nur noch Zeit gegeben!

Sie legte ihm auch, wie rührend! das Geld heraus, das ſie immer in Verwahrſam gehabt, und that es, nebſt einigen andern Effecten, obenauf in ſein Pult.

Dann hatte ſie noch ein wichtiges Geſchäft zu vollbringen. Sie wollte und mußte an ihn ſchreiben.

Sie ſetzte ſich nieder, und nahm einen großen Bogen von ſtarkem Papier, wie ſie ſonſt nie ſchrieb. Ein kleinerer Zettel hätte nachher, im Gedränge der Verwirrung, unbeachtet bleiben können.

Dieſe letzten Zeilen, die ſie hinterlaſſen wollte, ſind mit feſter Hand

Hand und auffallend großen Buchſtaben geſchrieben. Einigemal muß ſie heftig dabei geweint haben. Auf einigen Worten liegen Spuren von ſtarken Thränen.

Dieſe Schrift that ſie auch in das Pult, wohin ſie das Geld gelegt hatte: daſſelbe Pult, in welches ſie ihm ſonſt ſchalkhaft gutmüthig Erinnerungszettel, poetiſche Aufgaben, neckende Notizen und Liebesworte geſtreut, die er beim Nachhauſekommen zu ſeiner Ueberraſchung finden mußte.

Nachdem ſie aber jene Zeilen geſchrieben, muß ſie der Dämon ihrer That, der ihr dabei lauernd über die Schulter blickte, jetzt auf Einmal haſtig ergriffen haben, ſodaß ſie einen kleinen Pelzmantel, den ſie trug, und die Boa geſchwind von ſich warf und an die Erde ſchleuderte, wo ſie auf der Mitte des Fußbodens gefunden wurden.

Dann nahm ſie das Licht und eilte in ihre Schlafkammer. Vorher ſteckte ſie den Dolch zu ſich, denſelben, den ſie einſt als Braut gekauft hatte.

Die Kammer hatte zwei Thüren, von denen die eine nach der Küche, die andere nach den Vorderzimmern führte. Sie verſchloß beide ſorgfältig und ließ die Schlüſſel von innen ſtecken.

In dem kleinen Raum, den faſt nur ihr friedliches, weißes Bett ausfüllte, muß die ewige Ruhe, der ſie ſtandhaft entgegenging, ſie mit kräftigem und troſtlichem Hauch wieder angeweht haben. In Allem, was ſie nun unternahm, zeigte ſich keine Spur von einem Uebereilen oder gewaltſamen Sichübernehmen bei der ſchrecklichen Ausführung. Es war eine reine Thatſache des menſchlichen Willens, die ſie mit der höchſten Würde ihres Selbſtbewußtſeins vollbrachte.

Sie ſtellte das Licht auf den Waſchtiſch und begann ſich zu entkleiden. Sie wuſch ſich erſt, that ein reines, weißes Nachtkleid an, und bedeckte den Kopf mit einem weißen Häubchen. Dann legte ſie ſich, wie ſonſt zum Schlummer, in ihr Bett, und ſenkte hier, mit einer furchtbar ſicheren Hand, gerade mitten ins Herz hinein den treffenden Stahl. Den Dolch zog ſie

wieder heraus aus der Wunde, und legte ihn neben sich hin im Bett. Die rechte Hand hielt sie über die Wunde gedeckt, mit der Linken zog sie sich das weiße Bettuch bis an den Hals herauf, und in dieser Lage, in der sie gefunden wurde, gab sie sich, das Haupt ruhig zurück in die Kissen drückend, leise an ihr Ende hin. Kein Schrei, kein absichtlicher Laut. Nur endlich konnte sie das unwillkührliche Stöhnen, das aus den röchelnden Lungen immer heftiger wurde, nicht länger mit der Kraft des Geistes überwinden. Das in der anstoßenden Küche befindliche Mädchen wurde aufmerksam. Man eilte von allen Seiten herbei. — —

* * *

Das dumpfe Fallen des Schlüssels, der durchgestoßen werden mußte, um die Thür zu öffnen, war merkwürdig. Ihr letzter Seufzer erscholl gerade, als die Wirthin des Hauses, Madame Fröhlich, in die Thür trat. Wunderbar anzuschauen war ihr edles, züchtiges, in kräftiger Ordnung daliegendes Todesbild, das in solcher Ruhe und einem so sichern Frieden der Haltung sich darstellte, daß die Wunde, an der sie hingeschieden war, selbst von dem herbeigerufenen Arzt erst später entdeckt wurde. In der ganzen Lage des Körpers war keine Spur eines gewaltsamen Sterbekampfes wahrzunehmen. Die schönen, schneeweißen Glieder lagen in sanfter Eintracht hingestreckt. Die Wange war noch roth, die Hände leise heruntergezogen, nur einige Finger wenig gekrampft. Sie hatte geistig vollendet. Nur um den einen Mundwinkel zeichnete sich ein scharfer trüber Zug, der Wehe ausrief über die Jämmerlichkeit einer Welt, in der die tiefste Liebe nicht in frohe Blüthe treten darf, sondern vor Gram in den Tod geht! —

Heinrich Stieglitz war im Concert heiter geworden, und hatte, wie er in der Lebhaftigkeit seines Gemüths dann gleich zu thun gewohnt war, neue Lebenspläne gemacht, die, durch Ansiedelung in einer kleinen, romantisch gelegenen Bergstadt, wovon schon öfter die Rede gewesen war, zu Heil und Erholung Beider ausschlagen sollten. So kam eine, halbe Stunde nach ih-

rem Tode, der beklagenswertheſte Freund fröhlich und wohlgemuth der Wohnung zugeſprungen, um ſeine neubefeſtigten Entſchlüſſe der Gattin mitzutheilen, deren Wiederfinden ihn jetzt zerſchmettern mußte. —

Eine halbe Stunde ſpäter wurde auch der arme Schreiber dieſer Zeilen an Charlottens Bett gerufen, wo er beſinnungslos niederſtürzte. Ihn hat das Schickſal getroffen, den Freunden dieſe Begebenheit aufzuzeichnen, die zu verſtehen der Verſtand und die Gewohnheit nicht ausreichen. —

* * *

Folgendes ſind die letzten Worte, die Charlotte hinterlaſſen hat:

„Unglücklicher konnteſt Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem unglücklich ſein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird ſicher über Dich kommen!!!! Wir litten Beide ein Leiden, Du weißt es, wie ich in mir ſelber litt; nie komme ein Vorwurf über Dich, Du haſt mich vielgeliebt! Es wird beſſer mit Dir werden, viel beſſer jetzt, warum? ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einſt wieder begegnen, freier, gelöſter! Du aber wirſt noch hier Dich herausleben, und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln.

Grüße Alle, die ich liebte und die mich wiederliebten!

Bis in alle Ewigkeit!

Deine Charlotte.

Zeige Dich nicht ſchwach, ſei ruhig und ſtark und groß!"

* * *

Die Worte, auf welche am ſtärkſten ihre Thränen gefallen ſein mußten, waren:

„in der Welt herumtummeln."

VII.

War man auch, nach dieſer ungeheuern Zerſtörung des edelſten und ſchönſten Lebens, endlich wieder dahin gekommen, ſeine Schmerzen in Gedanken umzuſetzen, die Gedanken dachten dieſe That nicht aus, noch fanden ſie die Worte, welche ihren ganzen Sinn hätten bezeichnen können.

Abgebrochener Andeutungen kann ſich die Reflexion nicht erwehren, wenn ſie ſich auch beugen muß vor der coloſſalen Gewalt des Geſchehenen, mit der zu rechten aus allgemeinen Geſichtspuncten ſie gar nicht unternehmen darf, will ſie nicht entweder grauſam oder thöricht und kleinlich erſcheinen.

Dies Ereigniß iſt ein Weltereigniß geworden. Die Kunde davon zog über Land und Meer, und ging von Stadt zu Stadt, um an die Gemüther der Menſchen mit tiefen Mahnungen ſich zu wenden. In allen einheimiſchen und ausländiſchen Blättern wurden Berichte und Darſtellungen darüber gemacht. Franzoſen und Italienern hat der Tod der Charlotte Stieglitz zum Gegenſtand poetiſcher Improviſationen gedient.

Und was ſollen wir thun? Wird es uns nicht gemahnen, einen tiefen Blick in unſer ſociales Leben, in unſere verirrten und unnatürlichen Einrichtungen, in die Zuſtände unſerer Ehen, unſerer Liebe, unſerer Freundſchaft zu werfen? Werden wir nicht die harte und ſpröde Rinde, welche die Welt um unſere Bruſt gepreßt, an uns berſten laſſen, um in ſchauernder Erhebung das Menſchliche zu empfinden, und nachdenkend in uns zu gehn vor einer That, in der ſich, nach ſo vielen Herabwürdigungen der Perſönlichkeit in unſerer Zeit, die ſelbſteigene Gewalt des Individuums, wie ſchmerzhaft und ewig beklagenswerth auch immer, geltend gemacht und gerächt hat?

Haben die Phariſäer an ihre Bruſt geſchlagen, ſo haben ſie dadurch weder das Räthſel der Seele gelöſt, noch die Würde der Menſchheit gerettet.

Ihr thut Recht, daß ihr das Chriſtenthum und die Religion herbeiruft, denn wer war chriſtlicher und gottbegünſtigter als dieſe ſanfte und ſtille Frau, die vor Liebe ſtarb? Sie nahm die Sünden ihrer Lebensverhältniſſe geduldig auf ihre Schulter, und ging damit wie das Oſterlamm in den Tod!

Hier iſt mehr als Lucrezia, die dem Begriff der Ehre ſich opferte, und von der die Maler und Poeten ſchöne Bilder der Bewunderung hingeſtellt! Hier ſollt ihr nicht bewundern! Nur in heiliger Scheu ein herrliches Menſchenleben anſchaun, das an der ſüßen Qual, zu fein und zu lieben, ſich das Herz abgedrückt hat, und dem die chriſtliche Geſinnung ſelbſt die Stärke gab, ſich in den Tod zu ſtürzen, von dem ſie Erlöſung für unendliche und unabſehbare Verwirrungen der Exiſtenz erhoffte!

Wäre die Liebe wohl eine ſo mächtige Zauberin, wenn nicht der Irrthum in ihr wäre? Geht Liebe alſo irr, wenn ſie den Tod wählt, ſo verdammt den Irrthum nicht, welcher ein Kind der Liebe iſt! Einen großen Theil aller Liebe macht der Irrthum aus.

Darum iſt die Liebe auch im Stande, in ihren äußerſten Momenten umzuſchlagen in Haß und den Gegenſtand, den ſie liebt, zu vernichten! Nichts haßt ſo heftig, als die Liebe. In zärtlicher Hand führt ſie den Blitz des Todes, und ſchleudert das Verderben auf das Geliebteſte herab. Die Leidenſchaft der engſten Vereinigung erlangt das Ziel der tiefſten Zerſtörung.

Kann die Liebe endlich nur mit der Todeswunde im Herzen ſiegen, ſo verkennet das Herz nicht, in dem ſchon von lange her ein geheimer Dolch geſteckt! Endlich öffnet ſie ihren Buſen und läßt ihr Lebensblut hinſtrömen, um, wie ſie meint, dem Pelikan gleich ihre Geliebten damit zu tränken!

Liebe und Haß ſind begierig nach Blut, dieſem Wein der Exiſtenz, der die volle Schaale des Lebens ſchäumend füllt, und durch den alle Thaten in der Geſchichte beſiegelt werden! Aber Blut iſt ein gefährliches Mittel des Segens! Wie oft iſt ſtatt der Heilpflanze eine Giftblüthe daraus aufgeſchoſſen!

Denn vor allen Dingen muß geſagt werden, daß ein Opfer zu bringen, größer, und darum leichter iſt, als es anzunehmen! Ich könnte dem zürnen, der mir ein Opfer bringt! Empört ſich nicht der Stolz des Mannes dagegen, ſo thut es die innere Eiferſucht der Liebe!

Als die herrliche Iphigenia ſollte geopfert werden, ſchob die Göttin ſelbſt einen Hirſch unter für den Altar, damit er ſtatt der Jungfrau geſchlachtet würde, und Iphigenien nahm ſie rettend zu ſich in ihren heiligen Hain.

Ach, war nicht Iphigenia zu lieb und ſüß, als daß ſie für fremde Schuld hätte bluten ſollen?

Iſt es auch nur *eine* große Seele, wichtig genug, wenn ſie lebt und dem Leben erhalten wird! Das Leben zählt zu wenig ſolcher Seelen. Und in alten Zeiten ſtreckte eine Göttin ſelbſt ihren hülfreichen Arm danach aus. Solch koſtbares Menſchendaſein darf nicht zu früh verloren gehen! Und hat nicht das Leben ſelbſt, wie es da an uns und um uns hängt, doch immer ſeinen unendlichen Werth? Dieſer Werth beſteht in dem *Inhalt*, in dem das Leben ruht und den es ausprägen ſoll in dem Dieſſeits, welches die einzige Möglichkeit des Thuns und Vollbringens für uns iſt!

Keiner hatte ſich des wahrſten Lebensinhalts tiefer bemächtigt, als Charlotte in ihrem raſtlos ſtrebenden Geiſt. Sie war zu einer vollendeten Weltanſchauung gediehen, und das iſt das Merkwürdigſte an ihrer früh gelöſten Erſcheinung. Sie ſah klar die ganze Welt und ihre Zuſammenhänge, dazu gereift nicht durch großartig bizarre Geiſtesentwickelung, oder durch romantiſch genienhaftes Weſen, ſondern durch ein ſtilles, ſtarkes Schauen des Gemüths, durch eine beiſpielloſe Reinheit der Seele, durch die ſchönſte Ausbildung jenes Weiblichen, mit deſſen beſonderer und göttlicher Art das Höchſte zuſammenhängt.

Nur nach einer Seite hin trennte ſich ihre Lebensanſchauung öfter in eine Spaltung, die ihr manchen kecken Genuß des Daſeins raubte, manche fröhliche Lichtſeite der Exiſtenz verfinſterte. Dies war die aus früheren Jugendrichtungen zuweilen wiederkehrende Stimmung, den Körper nur als den *Kerker* der Seele anzuſehn, und das friſche ſtarkerhaltende Gefühl der Einheit von Leib und Geiſt, worin die Luſt aller Lebensbewegung ruht, verloren zu geben. Daher in ſolchen Momenten das athemloſe Ringen der Seele, die Riegel zu ſprengen. Dies das Leiden, von dem ſie ſelbſt ſpricht in den nach ihrem Tode hinterlaſſenen Worten: „Wir litten beide *ein* Leiden; Du weißt es, wie ich in mir ſelber litt!“

Und nun denke man, daß auch der Moment, die dämonische Gewalt des Augenblicks, hinzukommen mußte, um ihre That zu vollenden. Ein solches Ereigniß darf überhaupt nicht zu einfach genommen werden, und je verwickelter und zusammengesetzter man es auffaßt, je weniger wird das Erklärung suchende Urtheil fehlgehn.

Zwischen dem Gedanken und der Ausführung ist noch eine ungeheure Kluft in der menschlichen Natur, die nur durch die Dämonen des Moments vermittelt und übersprungen wird. Jene Dämonen, die zu dem gewaltsamen und grausamen Bruch mit dem eignen Leben süß zu bereden wissen, und die Sophistik des Gedankens, welche trotz der klarsten Prämeditation doch immer noch vor der Wirklichkeit zurückschaudert, allmählig in die That selbst hinüberspielen, und dann durch einen plötzlichen und unwiderstehlichen Wurf; jene Dämonen, die sich an einen alten angeborenen Hang zum freiwilligen Enden, der Charlottens Jugend trübte, begierig anklammern und in schwerer Zeit, wo ihr Inneres und Aeußeres durch kaum tragbare Geschicke belastet war, diesen wiederaufrütteln, daß er endlich die tödtliche Waffe gegen ein solches Herz kehrt!

Und dann zehrte die durchunddurch von ihr mitempfundene Unruhe und befriedigungslose Pein der ganzen Zeit an ihr, die uns Alle aus dem Gleichgewicht schüttelt!

Aber nicht in gedankenberaubter Verzweiflung ging sie in den Tod, sondern mit dem hohen Bewußtsein ihres unsterblichen Theils, der unverloren fortdauert, und die unvergängliche Schönheit ihres Wesens in Seeligkeit forterhält!

Sie ist mit dem festen und freudigen Glauben an ein ewiges Leben und an die Unsterblichkeit ihrer Seele hingeschieden.

Vieles ist noch zu sagen und muß noch gesagt werden.

Jetzt bringt der Schmerz, daß sie der Darstellung so früh zum Stoff geworden, nur zerstückelte Worte hervor. — —

Berlin, gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.